
HW RGH3 Q
Digitized by Google



Geschichte

der

römischen Litteratur.



Geschichte

der

römischen Litteratur.

Von

Gottfried Friedrich Aly.



Berlin 1894.

R. Gaertners Verlagsbuchhandlung

Hermann Heyfelder.

SW. Schönebergerstrasse 26.

Meinem Freunde

Leopold Reinhardt.

Vorwort.

Nachdem ich das Leben und die Schriften des Cicero (Berlin 1891) und Horaz (Gütersloh 1893) den Freunden des klassischen Altertums, in erster Linie den Primanern unserer Gymnasien, dargestellt habe, biete ich nunmehr demselben Leserkreise eine Geschichte der römischen Litteratur. Ich bin mit O. Weissenfels (Cicero als Schulschriftsteller S. 114) der Ansicht, dass wir „aus den nicht gelesenen Teilen der alten Litteratur das wenige auf der Schule Gelesene zu vervollständigen" haben, „damit der klassische Unterricht, nachdem ihm der grösste Teil der Jugendkraft so viel Jahre hindurch gewidmet worden ist, seine Zöglinge mit einem leidlich vollständigen Bilde des antiken Geisteslebens entlasse". Dieses Ziel möchte mein Buch an seinem Teile erreichen helfen.

Es ist selbstverständlich, dass der Verfasser einer Litteraturgeschichte auf die Arbeiten seiner Vorgänger sich stützen muss; und gern bekenne ich, wie reiche Anregung und Belehrung ich den vortrefflichen Werken von L. Müller, Munk-Seyffert, Ribbeck, Schanz und Teuffel-Schwabe verdanke, um nur die wichtigsten Namen zu nennen. Aber ich habe es stets für meine Ehrenpflicht gehalten, mich niemals auf das dürftige Geschäft des Kompilators zu beschränken, sondern bin, soweit es irgend möglich war, auf die Quellen, d. h. auf die Schriftsteller selbst, zurückgegangen. Daher wird man in Anordnung, Beurteilung und Auswahl Selbständigkeit nicht vermissen. In der Anordnung

des Stoffes habe ich das eidographische Prinzip festgehalten, ohne die Betrachtung der einzelnen Schriftsteller zu zerreissen. In der Beurteilung habe ich eine scharfe Polemik gegen Mommsens Auffassung weder vermeiden können noch vermeiden wollen; es ist an der Zeit, die von den Fachmännern mit wenigen Ausnahmen zurückgewiesenen Kunsturteile des grossen Geschichtsforschers ernstlich zu bekämpfen. In der Auswahl der Proben war ich eher zu sparsam als zu freigebig. Es wäre ein Leichtes gewesen, den Umfang des Buches auf das Doppelte anschwellen zu lassen; doch würde damit meinen Lesern nicht gedient sein. Einen wissenschaftlichen Charakter beansprucht meine Litteraturgeschichte nicht; indessen dürfte ihr Inhalt auch den Kandidaten genügen, die eine Lehrbefähigung für die mittleren Klassen zu erwerben suchen.

Die Übersetzung der ausgewählten Proben hat Herr Dr. Bruno Kaiser aus Magdeburg, vor Jahren mein lieber Schüler in Prima, besorgt; auch sonst hat mich mein junger Freund durch freundliche Beihülfe zu herzlichem Danke verpflichtet.

Magdeburg, Januar 1894.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Zweiter Abschnitt. **Die klassische Zeit.**

Seite

Dritter Abschnitt. **Die nachklassische Zeit.**

Einleitung.

Volk und Sprache.

Seit Anbeginn unserer geschichtlichen Kenntnis finden wir auf der Appeninhalbinsel das Volk der Italiker, neben ihm im Norden die ihrem Ursprung nach rätselhaften Etrusker, im Süden die frühzeitig aussterbenden Japygen. Wie die meisten Völker, so wissen auch die Italiker von einer Einwanderung nichts zu berichten; sie glaubten, dem Erdboden entsprossen zu sein. Nun lehrt aber die vergleichende Sprachwissenschaft, die weit über die geschichtliche Zeit zurückblickt, dass die Italiker zu der grossen indogermanischen Völkerfamilie gehören, deren ursprüngliche Lebensgemeinschaft durch die Übereinstimmung im Bau und Wortschatz ihrer Sprachen bezeugt ist. Mit den Vorfahren der Inder und Perser, Slaven und Germanen, Griechen und Kelten hausten die Stammväter des italischen Volkes in unbekannter Zeit im Süden des kaspischen Sees, wo sie auf der Stufe des Hirtenlebens die ersten Anfänge der Gesittung erlebten; es sind nicht nur die Namen der wichtigsten Haustiere, sondern auch die Bezeichnungen der Familienbande und einiger Fertigkeiten allen indogermanischen Sprachen gemeinsam. Die Stufe des Ackerbaus und damit der Sesshaftigkeit erreichten die Italiker erst nach der Trennung von der Mehrheit der Volksgenossen. Wo und wann dieser gewaltige Fortschritt sich vollzogen hat, wissen wir nicht, auch nicht, auf welchem Wege die Italiker in ihre Halbinsel eingewandert sind, vermutlich vom Norden her. Hier zeigen sie sich von Anfang an in zwei Stämme gespalten, in den latinischen, der an der Westseite sich angesiedelt hat, und in den umbrisch-sabellischen, der mehr an der Ostseite wohnte.

Unzweifelhaft ist die physische Gestaltung des Landes von Einfluss auf seine Bewohner. In dieser Hinsicht waren die Latiner ihren Stammesgenossen überlegen. Denn während auf der griechischen Nachbarhalbinsel die Ostseite unverkennbare Vorzüge aufweist, ist die Westseite der italischen Halbinsel durch grosse Ebenen, wasserreiche Flüsse, fruchtbaren Boden und gute Ankerplätze ausgezeichnet. Insbesondere hatten die Latiner durch Besetzung der gleichnamigen Landschaft ein gutes Los gezogen: im Norden schützte sie der breite Tiber, in der Mitte des Landes das Albanergebirge gegen feindliche Einfälle, der vulkanische Boden gewährte reichen Ertrag, die ansehnliche Ebene die Möglichkeit einer Staatenbildung. Aber es darf dieser Einfluss geologischer und klimatischer Verhältnisse nicht überschätzt werden, wie das heutzutage in falscher Übertragung naturwissenschaftlicher Gesetze auf Gebiete des geistigen Lebens vielfach geschieht. Wie der innerste Kern einer menschlichen Persönlichkeit durch die bekannten Schlagworte „Vererbung und Anpassung“ nicht erklärt werden kann, ebenso wenig kann die Eigenart eines Volkes ausschliesslich auf geographische Verhältnisse zurückgeführt werden. Wir stehen hier, wie bei allen Fragen nach dem Ursprung geistiger Kräfte, vor einem unlösbaren Rätsel. Wir erkennen den Charakter des Volkes, des Stammes, der Gemeinde, wir sehen ihn sich entwickeln, aufblühen und verwelken; aber woher er stammt, warum er so geworden ist, können wir nicht erforschen. Von der Volksseele gilt das tiefsinnige Wort Heraclits, wie von der Einzelseele: „Wer der Seele Ende und Grenzen sucht, findet sie nicht, und wenn er jeglichen Weg wandelt; einen so tiefen Begriff hat sie.“ Wir kennen wohl das *ὅτι*, aber nicht das *διότι*.

Von den italischen Stämmen ist es der latinische allein gewesen, der eine Litteratur erzeugt hat; denn von Umbrern und Sabellern (Oskern) sind uns nur Gesetzestafeln, Verträge und andere Inschriften überkommen. Aber auch unter den Latinern ragt nur eine Gemeinde hervor, die zum Teil durch die Gunst der Verhältnisse, in höherem Grade aber durch eigene Kraft zum Haupte Latiums, Italiens, der alten Welt emporgewachsen ist und eine Litteratur geschaffen hat, die eine römische, nicht eine latinische genannt werden muss. In dunkle Nacht ist Roms

Entstehung gehüllt, von gut und schlecht erfundenen Sagen umkleidet. Wir wissen nur, dass es das Bollwerk und der Marktplatz des Landes war, dass es gar bald dem älteren Vorort Alba entgegentrat und mit unwiderstehlicher, zäher Festigkeit seine Herrschaft den Stamm- und Volksgenossen aufdrang. Wir erkennen Roms Eigenart zuerst aus seiner Sprache; denn „die Sprache ist der Spiegel des Volkstums, aus dem uns, wenn wir hineinschauen, ein grosses, treffliches Bild von uns entgegenkommt“ (Schiller).

Ein Vergleich mit dem verwandten Volke der Griechen zeigt tiefgreifende Unterschiede der beiden Sprachen. Die römische Sprache kann sich an Wohllaut und Formenfülle mit der griechischen nicht messen. Das musikalische Element der Diphthonge ist im Lateinischen zurückgedrängt, das dagegen die männliche Allitteration bevorzugt, entsprechend dem germanischen Stabreim; dort Schönheit und Fülle, hier Kraft und Schärfe. In der Flexion hat der Römer den ursprünglichen Reichtum, wie ihn das Sanskrit und auch das Griechische aufweisen, stark gemindert: der Dual ist bis auf wenige Reste gestrichen, der Optativ mit dem Konjunktiv, der Aorist mit dem Perfekt verschmolzen, das Augment ist ganz, der Ablaut meist verschwunden; auch der Unterschied primärer und sekundärer Personalendungen ist nicht mehr vorhanden. In der Zusammensetzung entbehrt das Lateinische ganz der Beweglichkeit, indem es die Bestandteile fest aneinander schliesst. Dieser Charakter tritt besonders in der Syntax zu Tage, wo das römische Volkstum am unmittelbarsten sich bekundet. Mit Recht ruft Quintilian: Subtilitate vincimur, valeamus pondere. Männlichkeit und Würde sprechen aus der Wortstellung und dem Satzbau Roms; wie seine Krieger, so schreiten seine Sätze fest und wohlgeordnet einher. Die zahlreiche Verwertung rednerischer Kunstmittel wurde durch die Hochschätzung des öffentlichen Lebens bedingt; wer auf andere Eindruck machen will, muss nachdrücklich und starkbetont reden. Unübertrefflich ist die Anordnung der Nebensätze, die eine geradezu militärische Subordination kennzeichnet. Im vollen Gegensatz zur lässigen Aneinanderreihung der Griechen ordnet der Römer unter, ein Trieb des Sprachgeistes, der immer mehr dem Konjunktiv die Herrschaft gab. Nicht minder scharf

und bestimmt ist die Zeitfolge, die genau das Verhältnis der Gedanken zu einander beachtet. Wie die Soldaten auf den Feldherrn, so wenden sich die Pronomina der abhängigen Rede dem Subjekt zu. Der Satzbau ist durch die Stellung des Prädikats ans Satzende bedingt. Dabei bevorzugt der Römer konkreten Ausdruck, der die Einzeldinge scharf ins Auge fasst, während wir so gern uns in allgemeinen Abstraktionen bewegen. Alles dies sind natürlich Eigenschaften der Sprache, die, wenn auch lange im Keim vorhanden, erst später gründlich ausgebildet wurden. (Vgl. O. Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache.)

Und wie in ihrer Sprache, so zeigen sich uns die Bewohner Roms in ihren religiösen Vorstellungen, in ihrem politischen und häuslichen Leben. Mannigfaltig und doch dürftig ist ihr Götterhimmel. Sie sahen in der Religion (religio) entweder eine Bindung an die geheimnisvolle Macht der Überirdischen (von religare) oder eine peinlich sorgfältige Wiederholung ehrwürdiger Bräuche (von relegere). Haben sie auch, wie die andern indogermanischen Völker, mit einer Verkörperung der Naturgewalten begonnen, so hat sich doch keine Gottheit ausser dem zweiköpfigen, hässlichen Janus zur Persönlichkeit entwickelt. Im Gegenteil, die zahlreichen Beschützer des Hauses und des Feldes, des öffentlichen und privaten Lebens sind zu dürren, wesenlosen Abstraktionen verflüchtigt. Der Terminus, der Grenzstein, war ihnen ein Gott; die Penaten und Laren entbehrten nicht nur des Einzellebens, sondern sogar der Einzelnamen. Und dem entsprach das Leben daheim und draussen. Nichts charakterisiert ein Volk mehr, als seine Namengebung. Aber gerade hier sieht es dürftig aus in Rom. Nicht nur die Monate werden einfach als fünfter, sechster u. s. w. gezählt, sondern auch die Kinder müssen sich mit dieser äusserlichen Bezeichnung begnügen: Quintus, Sextus, Decimus. Denn der einzelne hat überhaupt nur als Glied einer Familie, Sippe, Gemeinde Daseinsberechtigung. Indem der Römer sich zuerst nach seiner gens (Tullia), dann nach der Familie (Cicero), zuletzt erst als Individuum (Marcus) benennt, bekennt er seit frühster Jugend, was Kern und Stern des echten Römertums ist, ausschliessliche Hingabe an das Ganze, Aufopferung der eigenen Individualität.

Der römische Nationalcharakter steht seit dem ersten Morgengrauen geschichtlicher Dämmerung klar und deutlich vor unseren Augen. Von Hause aus tritt uns der Römer als Landwirt entgegen. Viehzucht und Ackerbau sind seine Beschäftigung und sind es geblieben bis in die Zeiten des älteren Cato, dem es die grösste Lust war, auf eigenem Grund und Boden mit seinen Leuten zu stehen. Ja, ein wehmütiger Nachruf erklingt noch aus einem der schönsten Lieder des griechisch fühlenden, doch römisch denkenden Dichters:

Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus exercet suis,
Solutus omni fenore.*)

Selbst die Führer des Staates legten, sobald sie die politischen Sorgen abgeschüttelt hatten, die Hand an den Pflug. Daneben hatten die Römer einen ausgeprägten Sinn für Erwerb und Besitz. Ein jeder Hausvater führte sein Wirtschaftsbuch über Soll und Haben (tabulae expensi und accepti); Geld- und Kreditwesen war früh ausgebildet, das Schuldrecht bis zur Grausamkeit. Der Ackerbau erforderte natürlich einen Absatz der nicht im Lande verzehrten Erzeugnisse. Es war die wichtige Aufgabe Roms, den Handelsverkehr mit Etrurien und mit der See zu vermitteln, im Notfall aber die Grenzwacht gegen einbrechende Feinde zu üben. Ein ausgedehnter Verkehr, zumal zu Schiff, lag nicht im Charakter der Römer, wie schon die von den italischen Griechen entlehnten Ausdrücke für das Seewesen beweisen. Das Vorwiegen der Landwirtschaft band den römischen Bauer an die Scholle, trieb ihn zu fester Ansiedelung, zu dem Anfang einer Staatenbildung. Die auf Monogamie beruhende Familie ist, wie auch sonst, die Grundlage des öffentlichen Lebens. Roms Eigenart zeigt sich in der festen Zusammenfassung aller Hausgenossen unter das unumschränkte Regiment des Hausvaters (paterfamilias). Dieser hat

*) Beglückt der Mann, der von Geschäften weit entfernt,
Wie's in der Vorzeit Sitte war,
Mit eignen Rindern ackernd baut das Vatergut
Und sich vom Wucher rein erhält. (Horaz epod. 2.)

über das Leben der Seinigen freie Verfügung; durch Emporheben (tollere) erkennt er sein neugeborenes Kind an, aber er behält auch den erwachsenen Sohn Zeit seines Lebens unter seiner patria potestas. Die Frau kommt aus der Hand des Vaters in die des Gatten, aber sie wird hochgeachtet, wenn sie fleissig und häuslich ist; domum servavit, lanam fecit, wie es in einer Grabschrift heisst. Doch die Familie umschliesst nicht nur die Angehörigen, sondern auch die Sklaven (famuli, familia), die, wenn auch rechtlos, doch meist ein erträgliches Dasein lebten und vielleicht glücklicher waren, als unsere freien Fabrikarbeiter; die im Hause geborenen (vernae) genossen sogar grosse Freiheit. Dazu kam in wohlhabenden Häusern die Zahl der Freigelassenen und Schutzbefohlenen (liberti, clientes). Es war, mit einem Worte, ein Staat im Staate, ein strenges, aber patriarchalisch wohlwollendes Regiment. Das Leben selbst verfloss in harter Arbeit, nur selten durch Opfer und einfache Feste unterbrochen. Nur ein Gebiet gab es, dem der Römer sein ganzes Interesse schenkte; nur hier gab es noch ein negotium, eine eines Mannes würdige Thätigkeit, für ihn, das Gemeinwesen in Krieg und Frieden. Jede andere Beschäftigung galt noch bis in Ciceros Zeit hinein als otium.

Der römische Staat ist ein Abbild der Familie. Wenn auch die Nachrichten über die älteste Verfassung unzuverlässig sind und eine genaue Feststellung der einzelnen Bestimmungen nicht ratsam erscheint, so erkennen wir doch schon in der Verfassung des sagenhaften Romulus, dessen Name von dem Stamme der Ramnes abgeleitet ist, die feste Geschlossenheit des römischen Gemeinwesens. Nachdem die allein berechtigten Vollbürger ihren König sich gewählt haben, ist dieser unumschränkt. Nur beratend steht ihm der Rat der Alten (senatus) zur Seite, nur im Fall der Kriegserklärung verlangen die Curiatkomitien, die Versammlung der Hausväter, ihre Zustimmung zu geben. Und dieser politische Sinn hat Rom im Krieg und Frieden auf immer höhere Stufen der Macht erhoben. Tapfer waren auch die Samniten und andere Gegner, aber sie entbehrten der straffen, einheitlichen Führung, der oft ungeschickten, aber stets standhaften, unerschütterlichen Leitung, der hervorragenden Klugheit, die das Wesen dem

Scheine vorzog, der aufopfernden Hingabe der Bürger, die in der Stunde der Not der inneren Zwistigkeiten vergassen. Kein Volk der Erde hat so wenig Verräter aufzuweisen, als Rom. Und doch war die Entwicklung der Verfassung stürmisch genug, aber sie ging schrittweise vor sich und liess niemals den wichtigsten Grundsatz des Staatslebens vergessen, die ausübende Gewalt kraftvoll zu erhalten. Auf die Curiatverfassung der Sagenzeit folgte die Centuriatverfassung des geschichtlich bezeugten Servius Tullius, ein Musterstück politischen Taktes; darauf die Ersetzung des Königs durch zwei Jahresbeamte, die trotz aller Minderung ihrer Amtsgewalt doch in der Stunde der Gefahr unumschränkt waren. Vor allem bekundet die Scheidung der militärischen und politischen Amtsgewalt, die Unabsetzbarkeit der Beamten, die allmähliche Ausdehnung der Rechte und Ehren auf die Neubürger tiefe Einsicht. Daher ertrug auch das römische Staatswesen ohne erheblichen Schaden die wunderliche Einsetzung einer Gegenregierung in der Gestalt des plebejischen Tribunats. Diese Organisierung eines dauernden Widerstandes gegen die anerkannte Staatsgewalt führte nicht zur Auflösung, sondern zur organischen Weiterbildung der Einrichtungen. In den patrizischen Konsuln und plebejischen Tribunen verkörperten sich geradezu die in jedem Gemeinwesen wirksamen Kräfte des Beharrens und Fortschreitens. Der oft erbitterte, aber fast immer ehrliche Kampf der stolzen Claudier nnd der ehrgeizigen Licinier endete mit dem Ausgleich der Stände im Innern und der Begründung der römischen Macht nach aussen. Die Heldenzeit Roms umfasst den Kampf gegen die Italiker und König Pyrrhus. Es ist die Erbweisheit des Senats, die den Staat durch alle Klippen und Brandungen hindurchsteuerte; unmerklich war die beratende Versammlung der Alten an Stelle der flüchtig vorüberziehenden Jahresbeamten an das Steuer des Staates getreten, in Wahrheit eine Versammlung von Königen. Aber schon mit dem ersten punischen Kriege beginnt Roms Macht zu wanken. Gleich allen Staaten der alten Welt vermochte Rom sich nicht aus der Enge der städtischen Verfassung zu befreien. Solange es sich auf die natürlichen Grenzen Italiens beschränkte, liess sich die Herrschaft über die Italiker in der Form einer mannigfach gestalteten

Bundesgenossenschaft ausüben; nur Zuzug im Kriegsfall, nicht Steuern verlangte die führende Stadt, die durch Aussendung von Pflanzstädten und Anlegung von Militärstrassen die Aufsicht über ihre Unterthanen erleichterte. Aber mit dem Überschreiten der sicilischen Meerenge brach eine neue Zeit herein, die der Senat nicht zu beherrschen verstand. Zwar ist es überaus oberflächlich und kleinlich, von Eroberungs- und Kriegsgelüsten der Römer zu sprechen. Der römische Bauer blieb, wie jeder andere, am liebsten bei seinem Pfluge. Aber es ist ein weltgeschichtliches Gesetz, dass ein starkes, politisch erzogenes Volk die schwächeren Nachbarn aufsaugt, dass es sie anzieht, wie der Magnet das Eisen. Die Römer haben es schwer über sich gewonnen, die See zu befahren; hätten sie es nicht gethan, so wären die Karthager in Italien gelandet. Und so sind alle auswärtigen Kriege den Römern durch äusseren Angriff oder innere Notwendigkeit aufgedrängt worden. Aber sie mussten die neuen Erfahrungen teuer bezahlen; ja, sie büssten, was sie durch schwere, notwendige Kriege an neuen Besitzungen (provinciae) erwarben, an innerer Kraft nur zu schnell ein. Gerade hier ist der Zeitpunkt, wo die Entwicklung der römischen Litteratur beginnt.

Die Eigenart des römischen Volkes ist uns aus Sprache und Religion, aus Familie und Staat deutlich entgegengetreten. Sie ist durchweg auf das praktische Leben gerichtet, auf Erwerb und Besitz, auf Kraft und Macht. Es ist klar, dass auch die geistigen Interessen dieser Grundrichtung entsprachen. Der Landmann, der dem Grenzstein als einem Gott huldigt, bedarf keiner Wissenschaft so sehr als der des Messens und Zählens; er hat für die exakten Fächer, soweit sie praktische Verwendung erlauben, Sinn und Verständnis. So ist die Kunst des Feldmessers ihm bald vertraut. Aber nicht immer liegt das Recht des Besitzes klar zu Tage; es kommt zu Streitigkeiten, die in einem geordneten Gemeinwesen einen richterlichen Schiedsspruch verlangen. Daher ist der Sinn des Römers seit frühster Zeit auf Recht und Gericht, auf Gesetze und Entscheidungen gelenkt, für Privat- wie für Staatsrecht in gleicher Weise empfänglich begabt. Insbesondere verlangte das Geldwesen, Kauf und Verkauf, Verträge und Schulden, eine angemessene, allseitige und dauernde

Regelung. Es ist verständlich, warum die Römer die ersten Juristen der Erde, aber auch warum sie die härtesten Wucherer geworden sind. Mit dem Rechtswesen auf der einen, mit der Götterverehrung auf der andern Seite hängt die Ordnung des Kalenders zusammen; denn strenge Gewissenhaftigkeit im Geschäft wie in der Frömmigkeit ist dem Römer eigen. Ausser seinem Erwerbs- und Familiensinn hat er nur noch ein Interesse, das Ansehen und die Macht seines Gemeinwesens. Seit der Kindheit gewöhnt, sich als Glied der Familie, der Sippe zu betrachten, überträgt er nach Anlegung des Männerkleides (toga virilis) dieselbe Gesinnung des gebundenen Gehorsams auf den Staat und seine Führer. Rufen diese ihn zu den Waffen, so folgt er aus Pflichtgefühl, aus Sorge um Hab und Gut, aber nicht aus Leidenschaft, aus Liebe zum Waffenhandwerk. Es ist ganz verkehrt, den Römer zum geborenen Soldaten, zum Ritter ohne Furcht und Tadel stempeln zu wollen; nichts Heldenhaftes tritt uns in der ganzen römischen Geschichte entgegen, wenn wir von den meist schlecht erfundenen Anekdoten absehen, aber unendlich viel Pflichtgefühl und, wenn es sein muss, Opferfreudigkeit. Der Bauer kämpft und stirbt, aber lieber bleibt er daheim und mehrt rüstig Hab und Gut. Aber er geht auch in die Volksversammlung, nicht um glänzende Reden zu hören und sich der aufregenden Debatte zu erfreuen, sondern um seine Stimme abzugeben, militärisch geordnet, durch kurze, kräftige Worte des leitenden Beamten belehrt. Allerdings nehmen die Versammlungen des souveränen Volkes durch den Wettbewerb der Tribunen bald einen anderen Charakter an. Die Reden werden länger und schärfer; die Notwendigkeit, im Falle einer Meinungsverschiedenheit die Hörer zu überzeugen und ihre Stimmen sich zu gewinnen, treibt die Konsuln wie die Tribunen, den Ausdruck zu pflegen und durch kräftige Betonung der eigenen Gründe, durch kluge Bekämpfung der Gegengründe ihrer Sache zum Siege zu verhelfen. So entsteht aus der Entwicklung des öffentlichen Lebens jener rhetorische Charakter, der nicht nur dem redenden, sondern auch dem schreibenden Römer anhaftet. Auch der Schriftsteller stellt sich einen Gegner vor die Augen, den er bekämpfen, den er überzeugen will. Geht es nicht durch

Vernunftgründe, so sucht er auf das Gefühl einzuwirken und Hass oder Liebe, Furcht oder Mitleid zu erwecken. Verständnisvoll kam diesem dem Römer tief im Innern wurzelnden Hang zur Rhetorik die Lebhaftigkeit des Südländers entgegen, die dem Bewohner des kälteren Nordens noch heute auffällt. Wie noch heute der Italiener jede Rede, jede Mitteilung mit lebhaften Geberden begleitet, mit Armen und Beinen, so ist auch schon die Bürgerschaft des alten Roms leichter zu rühren und zu erregen gewesen, als niederdeutsche Bauern. Zwar milderte die dem ernsten Manne wohl anstehende Würde (gravitas) die Beweglichkeit, aber rascher schlägt auch dem Konsularen das Herz, und leichter entströmt seinem Auge die Thräne, die der ruhige Nordländer zurückhält. Der Römer neigte zum rhetorischen Aufputz der Rede, dessen Wirkung auf die entzündlichen Gemüter er wohl kannte.

Wenn so die ganze Thätigkeit des einzelnen wie des Volkes nach aussen gerichtet ist, auf Landbau und öffentliches Leben, wenn scharfer Verstand und fester Wille die Vorzüge des Römers ausmachen, die er in dem bedeutsamen Worte Mannhaftigkeit (virtus von vir) zusammenfasst, so sind die Grazien und Musen mit ihren holden Gaben karg gegen ihn gewesen. Dass es rings um uns geheimnisvolle Abgründe giebt, den tiefsten aber in der eigenen Brust, in den es, nach Goethes Ausspruch, „reizend ist, sich hinabzustürzen“, das wollte und konnte der Römer nicht wissen, auch hier dem Griechen entgegengestellt, wie ein Pol dem andern. Es ist ungerecht, deshalb geringschätzig auf den römischen Bauersmann herabzublicken und mit ihm zu hadern, dass er nicht als Grieche geboren sei. Die Fehler sind, wie beim Einzelmenschen, so auch bei Völkern die Kehrseiten ihrer Tugenden, von ihnen so wenig zu trennen, wie vom Licht der Schatten. Aber dieser ursprüngliche Mangel darf nicht, wie es namentlich Mommsen in seiner „Römischen Geschichte“ nach seiner Neigung thut, bis zum Übermass aufgebauscht werden. Poesie ist bekanntlich, wie uns Herder wieder zum Bewusstsein gebracht hat, eine Völkergabe, jedem Volke, auch dem rohesten, eigen. So finden wir auch im harten Römertum der älteren Zeit Ansätze zu poetischen Schöpfungen.

Zwar kannte der Römer, so wenig er seine Götter zu lebendigen Persönlichkeiten ausgestalten konnte, weder Helden noch Abenteuer; die darauf zielende Vermutung Niebuhrs, des Vaters der römischen Geschichtsschreibung, ist längst widerlegt worden. Was an Sagen uns überliefert wird, ist meist griechisches Machwerk und durchweg minderwertig. Auch trieb es den Römer nicht zu singen „von Lenz und Liebe, von seliger, goldener Zeit“; er verstand es weder zu singen noch zu sagen. Aber waren ihm auch Epos und Lyrik verschlossene Gebiete, so ist doch seine Beanlagung für das Drama und für die Kunstrede nicht zu verkennen. Italischer Essig war sprichwörtlich für die Neigung, zu spotten und zu necken. Der Römer hatte ein lebhaftes Gefühl für Komik und für schauspielerische Darstellung. Die Neigung zum Rhetorischen warf sich, wenn sie nicht im öffentlichen Leben befriedigt wurde, auf die Bretter, die die Welt bedeuten. Wir werden demnach auf diesem Gebiete die ersten Leistungen der erwachenden Litteratur zu erwarten haben.

Der nächste Abschnitt wird zuvor die Anfänge, die vorlitterarische Zeit, kurz darstellen. Es sind nur dürftige Bruchstücke, meist Inschriften, auf uns gekommen, die aber den volkstümlichen, nationalen Charakter dieser ersten Versuche erkennen lassen. Sie führten nicht zur organischen Entwicklung einer Litteratur, wie solche die Griechen in musterhafter Weise durchgemacht haben. Aber es ist grundverkehrt, darum mit einem ungünstigen Vorurteil an die römische Kunstlitteratur heranzutreten, wie es W. v. Humboldt in seinem einseitigen Gräcismus und Mommsen in seiner Neigung zu effektvollen Pointen gethan haben, um von Heines thörichtem Gerede über die „kasuistische Soldateska“ zu schweigen. Die römische Litteratur umfasst mehr als „Harfenklänge“, „die nach den volleren, die von Hellas schallten“, zu beurteilen sind. Es ist von vornherein an die geniale Begriffsbestimmung Schillers (Über naive und sentimentalische Dichtung) zu erinnern. Unser grösster Dramatiker, der in sich etwas vom römischen Geiste spürte, unterscheidet scharf zwei Dichtungsarten, die sich auf das Verhältnis des Menschen zur Natur gründen. Im ursprünglichen Zustand, wo der Mensch in voller Harmonie mit der Natur lebt, wo kein Zwiespalt

„zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden“ ihn beunruhigt, da singt er, wie der Vogel singt, aus freier Brust, seinem Genius folgend, sich selber kaum bewusst. So dichteten Homer und Sophocles, so aber auch Shakespeare und Goethe, so bildete Raffael seine Madonnen, so schuf Mozart seine Opern. Versteht man unter Poesie nur diese naive Dichtung, so haben die Verkleinerer der römischen Litteratur recht. Aber es giebt, wie Schiller glänzend ausgeführt hat, noch eine zweite Dichtungsweise, die er die sentimentalische, wir besser die Reflexionsdichtung nennen. Sie beginnt erst in der Zeit, wo die ursprüngliche Harmonie aufgelöst ist, wo der Mensch unglücklich zwischen Ideal und Wirklichkeit schwankt. In dem Streben nach einer Versöhnung der Gegensätze wird der Dichter satirisch, wenn er auf die Wirklichkeit schaut, und zwar pathetisch in der Tragödie, scherzhaft in der Komödie. Blickt er aber auf das Ideal, so dichtet er elegisch; die eigentliche Elegie schöpft aus dem Bewusstsein der Entfernung Anlass zur trauernden Entsagung, die Idylle dagegen, nach Schillers Anschauung die höchste Leistung der Poesie, sieht die Kluft ausgefüllt, das Ziel erreicht. Solche reflektierenden Dichter sind die Dichter der römischen Litteratur, aber auch die der romanischen Völker und unter den Deutschen Klopstock, Lessing und Schiller selbst. Ja, bis in das Griechentum reicht diese Dichtungsweise hinein, da Euripides entschieden dafür in Anspruch zu nehmen ist, während Catull, obgleich ein Römer, zu den naiven Dichtern zählt. Den Reflexionsdichtern treten der tiefsinnige Michelangelo als Baumeister, Bildhauer und Maler und der Tondichter Beethoven zur Seite. Nur wer diese erhabenen Geister aus dem goldenen Buche der Künstler zu streichen sich anmasst, wird es wagen dürfen, auf die römische Litteratur mitleidig herabzusehen. Wir haben keine organische Gliederung zu erwarten, sondern ein bewusstes, oft willkürliches Fortschreiten, gebunden an einzelne, geistesmächtige Persönlichkeiten.

Erst spät hebt die römische Litteratur an, nachdem die beste Zeit der politischen Entwicklung schon verstrichen war. Das dürfte nur den oberflächlichen Beurteiler in Verwunderung setzen. Die Aufgaben Roms waren so schwer, die Zeiten so rauh, dass die zarte Stimme der Dichtung, wenn sie einmal sich hervor-

wagte, übertönt wurde. Als die ersten Regungen dramatischen Schaffens sich zeigten, brach die Zeit der schlimmen Samniterkriege herein, wo Rom um sein Dasein kämpfte. Und dann der Pyrrhuskrieg und die Kämpfe mit den Karthagern! Es ist kein Wunder, dass jeder Gedanke nur dem arg bedrohten Vaterlande galt. Als aber das Schlimmste überstanden war, da trieb die junge, von aussen gebrachte Pflanze der Dichtung gar bald herrliche Blüten. Viel später, aber auch viel rascher, als in Griechenland, entfaltete sich die römische Litteratur, die an äusserer Ausdehnung und Dauer ihrer Wirksamkeit die griechische überflügelt hat. Auch die Renaissance beruhte in erster Linie auf römischer Litteratur, die Humanisten schmiedeten lateinische Gedichte. Ja, bis fast in unsere Tage hinein hat sich die Herrschaft der edlen lateinischen Sprache erhalten, sodass wir mit erwartungsvoller Ehrfurcht, nicht mit geringschätzigem Mitleid an unsere Aufgabe herantreten dürfen.

Die römische Litteratur gliedert sich, wenn wir von den trümmerhaften Anfängen absehen, in eine archaische oder vorklassische Zeit, die nach ihrem eigentlichen Begründer das Zeitalter des Ennius genannt zu werden verdient. Der zweite Zeitraum, die klassische oder mustergiltige Periode, auch die goldene Latinität genannt, teilt sich in das Zeitalter des Cicero, in dem die Prosa, und das des Augustus, in dem die Poesie ihre höchste Blüte erreichte. Der dritte, nachklassische Abschnitt weist in seiner ersten Hälfte, der sogenannten silbernen Latinität, noch eine Nachblüte auf, während der zweite Teil nur Spuren des Verfalls zeigt. Die christliche Litteratur, die noch das erfreulichste Bild gewährt, gehört mehr in die Kirchengeschichte.

Die Anfänge.

Der Begriff des Liedes (carmen, Casmena von canere) hat ursprünglich eine weitere Ausdehnung, insofern darunter eine Formel mit feststehendem Wortlaut verstanden wird. Indessen lassen sich unter den dürftigen Bruchstücken der vorlitterarischen

Zeit ganz wohl Anfänge der Poesie erkennen; ja, wir dürfen sogar lyrische, epische und dramatische Versuche unterscheiden. Zuvor ist von der ältesten Schrift und dem nationalen Versmass der Römer zu handeln.

Die Kunst des Schreibens muss schon früh in Rom, wenn auch bei einer Minderzahl, zu Hause gewesen sein, da bereits aus der Königszeit uns niedergeschriebene Urkunden bezeugt sind. Die Römer verdankten ihr in letzter Instanz von den Phöniziern stammendes Alphabet den in Campanien angesiedelten Griechen, die wiederum die euböischen Schriftzeichen verwandten. Natürlich wurden gemäss dem verschiedenen Lautbestande einige Buchstaben von den Römern umgedeutet, wie z. B. das Digamma für das italische F und das Eta für H (letzteres in Übereinstimmung mit dem Brauche der Euböer in Cumä) verwendet wurden. Ferner hatten unter den ursprünglichen 21 Zeichen die K-Laute eine andere Geltung, als später. Die Media wurde durch C, die Tenuis durch K bezeichnet, wovon noch die Vornamen C. und Cn. (= Gaius und Gnaeus) und die Worte Kaeso, Kalendae, Karthago zeugen. Als nun im Laufe der Zeit eine Verschiebung einzutreten drohte, wonach C auch für die Tenuis verwandt wurde, da führte der Freigelassene Sp. Carvilius um 234 v. Chr. an Stelle des überflüssigen Z einen neuen Buchstaben G für die Media ein, der durch Beifügung eines Striches zum C entstanden ist; nur die vorhin genannten Worte sind noch Reste der ursprünglichen Schreibweise. Die Buchstaben Y und Z stammen erst aus späterer Zeit. Auch sonst herrschte nicht minder im Laut-, als im Buchstabenbestande während der älteren Zeit ein bedenkliches Schwanken, dem erst Ennius, der grosse Reformator der Sprache, der Schrift und Metrik, der eigentliche Begründer der römischen Litteratur, ein Ende machte. Den Grund für den beginnenden Verfall des Sprachkörpers bildete die Geringfügigkeit der litterarischen Schöpfungen. Eine jede Sprache, die der schriftlichen Denkmäler fast gänzlich entbehrt, muss an Formenfülle und Festigkeit des Lautsystems einbüssen. So ersehen wir aus den Inschriften dieser ältesten Zeit, wie die Vokallängen, namentlich im Auslaut, sich verkürzen, die Flexionsformen abfallen, die Laute ineinander übergehen. Kurö,

die Sprache Roms drohte denselben Weg zu gehen, den das Umbrische gegangen ist, in dessen Überresten eine hässliche, kaum aussprechbare Stumpfheit zu Tage tritt.

Die Gefahr war um so grösser, als auch das altitalische Versmass, der saturnische Vers, der verfallenden Sprache keine kräftige Hülfe bot. Denn nichts übt auf die Sprache einen erziehenden Einfluss in dem Grade aus, wie ein strenges Versmass, das die Griechen von alters her im daktylischen Hexameter besassen. Die Seele der Metrik ist der Rhythmus, das Hervortreten einer Kraft, die sich mit dem Sprachstoff in mannigfaltiger Weise verschmilzt. Nun besassen die Römer allerdings wohl aus ihrer indogermanischen Vorzeit her ein Versmass, das in seinem innersten Wesen mit dem daktylischen Hexameter der Griechen und der altdeutschen Langzeile identisch ist, den Saturnius, dem Namen nach schwer zu erklären; er soll vielleicht nur an den uralten Saturnus (von sero) der Sage erinnern. Ursprünglich haben alle drei Metren zweimal vier Hebungen, die durch einen Einschnitt getrennt sind. Aber während der Hexameter daneben genau bestimmte Senkungen kennt, weiss weder die altdeutsche Langzeile noch der italische Saturnius von solcher Bindung; die Senkung kann beliebig unterdrückt werden. Das Schema mag folgendes Beispiel veranschaulichen, das allerdings ganz regelmässig ist:

Malúm dabúnt Metéllì — Naévió poétàe.*)

Bei der Geringfügigkeit des vorliegenden Materials ist es schwer, die Eigenart dieses Versmasses sicher zu erklären. Die einen sehen in ihm nur das Gesetz der accentuierenden Poesie wirksam, die allein die Hebungen zählt; die anderen wollen auch hier die Quantität beachtet sehen, die in der griechischen und später auch in der römischen Dichtung herrscht. Dem sei, wie ihm wolle, ein zu starkes Betonen künstlerischer Gesetze scheint für diese frühen Zeiten misslich zu sein. Bemerkenswert ist vor allem die Neigung zur Allitteration, die an den germanischen Stabreim erinnert, an die Sitte, hervorragende Worte durch denselben Anfangslaut auszuzeichnen. Dies ist das einzige Versmass

*) Meteller werden strafen Nävius den Dichter.

der vorlitterarischen Zeit, deren Überbleibsel sich in ungefähr 600 Inschriften und einigen Citaten späterer Schriftsteller finden.

Wie die Poesie aus derselben Wurzel ihre Kraft zieht, wie die Religion, so sind Kultuslieder die Anfänge römischer Lyrik. Wir hören von den Umzügen der Salier, einer Brüderschaft, die zu Ehren des Mars die sagenhaften zwölf Schilde des Numa im Dreivierteltakt tanzend durch die Strassen trug und dazu Lieder (axamenta) sang, die Horaz (ep. 2, 1, 86) trotz der Erklärung des Philologen Älius Stilo nicht mehr verstand. Wir sind so glücklich, ein anderes Kultuslied noch zu besitzen, das die arvalischen Brüder bei der Flurenweihe im Mai sangen. Es lautet nach Mommsens Übersetzung und Erklärung:

An die Götter:	Uns, Laren, helfet! Nicht Sterben und Verderben, Mars Mars, lass einstürmen auf mehrere! Satt sei, grauser Mars!
An die einzelnen Brüder:	Auf die Schwelle springe! Stehe! Tritt sie!
An alle Brüder:	Den Semonen, erst ihr, dann ihr, rufet zu, allen!
An den Gott:	Uns, Mars Mars, hilf!
An die einzelnen Brüder:	Springe!

Dieses unschätzbare Bruchstück, das aus dem Jahre 218 n. Chr. stammt, mag eine Vorstellung von den bescheidenen Anfängen der römischen Lyrik geben, die im übrigen auch Zaubersprüche, Winzer-, Kinder-, Liebes- und Spottlieder umfasste.

Das Epos knüpft an die Thaten der Vorfahren an. Wenn nun auch die Nüchternheit des römischen Nationalcharakters eine kräftige Sagenbildung nicht aufkommen liess — die ältere römische Geschichte ist von dem Griechen Timäus (um 280 v. Chr.), einem bösen Lügner, und anderen Graeculi zusammengeschmiedet worden —, so ist doch bei einem kriegerischen Volke eine dankbare Erinnerung an die Thaten der Vorzeit zu erwarten. Wir hören nicht nur von Totenklagen (neniae), die später allerdings

den bezahlten Klageweibern (praeficae) überlassen wurden, sondern auch von Ahnenliedern, die man beim Gastmahl zur Flöte vortrug. Solche Sitte suchte, wie wir auch bei Horaz (od. 4, 15) lesen, Augustus nach dem Brauch der Vorfahren wieder einzuführen. Wir haben dafür, sowie für die Unterschriften (elogia) der Ahnenbilder (imagines) einen Ersatz in den berühmten Grabinschriften der Scipionen, die samt den Sarkophagen am Beginn der appischen Strasse aufgefunden sind und heute eine Zierde der vatikanischen Sammlungen bilden. Es mögen einige hier mitgeteilt werden, weil sie das einfache, mannhafte Wesen der besten Männer des Römervolkes trefflich charakterisieren; auch für das altertümliche Latein geben sie ein Zeugnis ab. So lautet die Inschrift für L. Cornelius Scipio Barbatus, den Urgrossvater des älteren Africanus (Konsul 298 v. Chr.):

Cornéliús Lucíus — Scípió Barbátus
Gnaivód patré prognátus — fórtis vír sapiénsque,
Quoiús fórma vírtu — teí parísuma fúit,
Consól, censór, aidílis — queí fuít apúd vos,
Taurásiá, Cisaúna — Sámnió cépit,
Subigít ómne Loucánam — ópsidésque abdóucit.*)

Seinem Sohne (Konsul 259 v. Chr.) gilt die Grabschrift:

Honc oíno ploírumé co — séntiónt R(ómai)
Duonóro óptumó fu — íse víro (viróro)
Lucíom Scípióne. — Fíliós Barbáti,
Consól, censór, aidílis — híc fuét a(púd vos),
Hic cépit Córsica Ale — riáque urbé (pugnándod),
Dedét Témpestátebus — áide méreto(d vótam).**)

---

*) Cornelius Lucius Scipio Barbatus,
Der Sohn des Vaters Gnävus, heldenhaft und weise,
Des Schönheit seiner Mannheit nichts hat nachgegeben,
Der Konsul, Censor bei Euch und Ädil gewesen,
Taurasia, Cisauna nahm er den Samniten,
Er bändigt ganz Lucanien und führt Geiseln mit sich.

**) Einmütig geben zu von ihm die meisten Römer,
Dass er der guten Männer bester Mann gewesen,
Er, Lucius Scipio, der ein Sohn war des Barbatus.
Konsul, Censor, Ädilis ist er bei Euch gewesen,
Hat Corsica erobert samt der Stadt Aleria.
Er hat geweiht den Stürmen dankbar diesen Tempel.

Ausserdem besitzen wir noch zwei Grabschriften anderer Scipionen in Saturniern, eine fünfte zeigt bereits das elegische Mass. Die mitgeteilten Proben geben eine Vorstellung von dem Laut- und Formenbestande des ältesten Lateins, das uns nächst dem noch dunkleren Inhalt des Arvalliedes bekannt ist. Auf den ersten Blick fällt der Unterschied im Vokalismus, der namentlich noch vollere Diphthonge kennt, in die Augen, aber auch die Spuren des auslautenden D, das ursprünglich die Endung des Ablativs bildete und sich noch in prod-esse, red-ire erhalten hat, und die Neigung, den auslautenden Konsonanten abzuwerfen, wie es sich im Verse beim M bis in die klassische Zeit erhielt; z.B. oino = unum, Scipione = Scipionem, aide = aedem, aber Gnaivod = Gnaevo, um von den anderen auffallenden Erscheinungen (abdoucit = abducit, fuise = fuisse) zu schweigen. Der Inhalt charakterisiert in seinem Lapidarstil das ehrenfeste, tüchtige, aber wortkarge und starre Altrom. Weitere Beläge epischer Anfänge sind nicht vorhanden.

Hingegen darf mit Sicherheit angenommen werden, dass die Römer für dramatische Poesie, namentlich für die komische Gattung, empfänglich und befähigt gewesen sind. Leider hat uns die Ungunst der Überlieferung nichts erhalten. Unser wichtigster Gewährsmann ist Livius (7, 2), der, wahrscheinlich gestützt auf Forschungen des gelehrten Varro, uns einen ausführlichen, aber zum Teil unklaren Bericht über die dramatischen Anfänge gegeben hat. Nach seiner Angabe sind bei Gelegenheit einer pestartigen Krankheit 364 zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter scenische Spiele aus Etrurien eingeführt worden, die aber angeblich nur in Tänzen unter Flötenbegleitung „nach etruskischer Sitte“ bestanden hätten. Diese habe die römische Jugend nachgeahmt und durch kunstlose Scherzlieder und Gesten erweitert. Diesen einheimischen Künstlern sei nach dem etruskischen Worte ister der Name histrio (Schauspieler) gegeben; sie hätten nicht mehr, wie früher, nach Art der Fescenninen kunstlose Scherzverse gewechselt, sondern komponierte „saturae“ unter Flötenbegleitung und Gesten aufgeführt. Livius Andronicus habe zuerst diese dramatischen Satiren auf eine höhere Stufe erhoben, indem er ihnen eine Handlung unterlegte und so das Kunstdrama schuf.

Nun habe die römische Bürgerjugend den Berufsschauspielern das eigentliche Drama überlassen und sich auf die alte Sitte beschränkt, Scherzlieder zu wechseln, die nachher Nachspiele (exodia) genannt und mit der Atellanenkomödie verschmolzen seien. Diese Gattung stamme von den Oskern (Sabellern) und sei nie den Schauspielern eingeräumt, sodass die Spieler der Atellanen ihre bürgerlichen Ehrenrechte behielten. Soweit Livius.

Die Deutung der dankenswerten Mitteilung ist überaus schwer und wird schwerlich jemals gänzlich befriedigen, besonders wegen der seltsamen Einbeziehung der Satire, die wir später in ganz anderer Gestalt wiederfinden werden. Indem wir diese Bezeichnung, die wahrscheinlich auf einem Missverständnis beruht, ganz ausscheiden, stellen wir folgendes als wahrscheinliches Ergebnis fest. Die Neigung der Römer, zu necken und zu scherzen, äusserte sich zunächst in den Fescennini, die nach dem Symbol der Zeugungskraft (fascinum) benannt sind. Ein Rest dieser derben Spottlust hat sich in den Hochzeitsliedern erhalten, die dem Bräutigam von seinen Altersgenossen zugerufen wurden (Hor. epist. 2, 1, 139 ff. und Catull 61). Das etruskische Vorbild scheint diesen bescheidenen Versuchen etwas Form und Halt gegeben zu haben. Als dann später das Kunstdrama aufkam, behielt sich die Bürgerjugend das Recht vor, dem ernsten Drama ein lustiges Nachspiel hinterher zu senden. Dabei nahm man von den campanischen Nachbarn die gleichfalls nationale Atellane (fabula Atellana nach Atella, dem campanischen Schilda) herüber, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Stegreifkomödie der modernen Italiener hat, von der auch Goethe in seiner „Italienischen Reise“ berichtet. Stehende Charaktermasken, der tölpelhafte Maccus, der schlaue Bucco, der alberne Pappus, der ränkevolle Dossenus, entsprechen auf ein Haar dem Arlechino (Harlekin), Brighella, Pantalone und Dottore der Italiener. Die Spässe waren mehr als derb, der Witz grobkernig. Aber die Analogie geht noch weiter. Wie die italienische commedia dell' arte in Gozzi einen genialen Bearbeiter gefunden hat, dessen Turandot uns Schiller vermittelte, so hat auch die Atellane eine kunstmässige Ausbildung später erlebt, wovon seiner Zeit zu berichten ist.

Indem wir im Vorübergehen der Weissagungen und Moral-

sprüche gedenken, deren uns einige erhalten sind, wenden wir uns den Anfängen der Prosa zu, die, entsprechend der römischen Eigenart, einen ausgeprägt politischen Charakter trägt. Der Träger aller höheren Bildung war das Kollegium der Pontifices, die wahrscheinlich nach ihrer Verpflichtung benannt sind, die Erhaltung der hölzernen Tiberbrücke, die Rom mit Etrurien verband, zu beaufsichtigen. Sie sind nicht eigentlich Priester, sondern eine Art Konsistorium, das mit der Aufsicht über die res sacrae beauftragt war. Bei der peinlichen Gewissenhaftigkeit der am Buchstaben und an der Form klebenden Römer gewannen sie bald ein hervorragendes Ansehen, das sie eifersüchtig hüteten. Wenn wir von den Verträgen der sagenhaften Königszeit absehen, die der Geschichtsschreiber Dionysius gesehen haben will, so ist die Sammlung der heiligen Formeln (Indigitamenta) wohl eins der ältesten Denkmäler der Prosa. Es werden auch Bücher und Denkwürdigkeiten (libri, commentarii) der Pontifices, wie der Könige genannt, von denen wir uns keine rechte Vorstellung machen können. Bis in die historische Zeit hinein aber reichen die Fasti, d. h. das Verzeichnis der für Gerichtssitzungen und Volksversammlungen geeigneten Tage (quo fari licebat), also ein Kalender. Lange Zeit beriefen die Pontifices die Bürger (daher Kalendae, von calare = καλεῖν), um ihnen die Nonen und Iden mitzuteilen. Daran knüpften sich die Verzeichnisse der leitenden Beamten, von denen uns aus späterer Zeit die Fasti consulares und triumphales erhalten sind, die jetzt einen kostbaren Besitz des Museums dei Conservatori auf dem Kapitol ausmachen. Ferner verzeichneten die Pontifices die wichtigsten Ereignisse, vor allem die Wunderzeichen (prodigia), anfangs auf weissen Tafeln, später in Buchform; es sind dies die annales maximi, in denen wir die Anfänge der Geschichtsschreibung zu begrüssen haben. Dazu kamen die Veröffentlichungen anderer Beamten, unter denen keine wichtiger ist, als das Gesetz der zwölf Tafeln aus dem Jahre 451/50, das Livius (3, 34) fons omnis publici privatique iuris nennt. Wie Cicero (de leg. 2, 23) berichtet, wurde der schwer verständliche und deshalb vielfach erläuterte Text in den Schulen (discebamus pueri XII, ut carmen necessarium) auswendig gelernt. Doch sind die von ihm in derselben Schrift überlieferten Bruchstücke meist

ihrer altertümlichen Sprache entkleidet. Bekannt ist das Verbot: Hominem mortuum in urbe ne sepelito neve urito. Die uns erhaltene Inschrift der berühmten columna rostrata, die man 260 dem ersten römischen Admiral C. Duilius errichtete, ist leider gefälscht.

Zu diesen ältesten Anfängen öffentlichen Charakters, die leicht noch durch Titel und Namen vermehrt werden könnten, gesellen sich die Denkmäler der Familien, unter denen besonders die Leichenreden (laudationes funebres) und die Inschriften (tituli) der Ahnenbilder (imagines) genannt werden, allerdings mit der Einschränkung, dass durch die unwahrhaftige Ruhmredigkeit der grossen Familien die Überlieferung schwer geschädigt ist. Wichtiger ist, dass am Ausgang dieser vorlitterarischen Zeit eine Persönlichkeit aufragt, die wir vielleicht für den ersten römischen Schriftsteller halten würden, wenn uns etwas von seinen Werken erhalten wäre, App. Claudius, nachmals Cäcus, der durch die Macht seiner Rede, die Cicero noch las, die Anträge des Königs Pyrrhus 280 im Senate zu Falle brachte. Wenn wir von seinen politischen Verdiensten absehen, die Livius, durch patrizische Überlieferung getäuscht, nicht genügend gewürdigt hat, so verdient er nicht nur als Erbauer der appischen Strasse und der appischen Wasserleitung, sondern auch wegen seiner litterarischen Bemühungen hohes Lob. Er führte in schwankenden Fällen das R statt des S ein und traf noch andere Reformen der Schrift. Auf seine Veranlassung veröffentlichte der Schreiber Cn. Flavius 304 den bis dahin von den Pontifices geheim gehaltenen Kalender. Wir hören von seinen Reden, ja sogar von einem Gedicht moralischen Inhalts, das Cicero (Tusc. 4, 2) mit der Lehre der Pythagoreer in Verbindung bringt.

Wir stehen vor der Geburtsstunde der römischen Litteratur. Was bisher an Bruchstücken angeführt ist, kann auf litterarischen Charakter keinen Anspruch machen. Wir sehen die bescheidenen Anfänge einer nationalen Dichtung, die aber verkümmerte, weil die harte Zeit der schweren Kriege dem ohnehin spröden Volksgeist weder Musse noch Stimmung beliess. Es bedurfte eines kräftigen Anstosses von aussen, um die auch im römischen, im italischen Volkscharakter schlummernden Keime zur Entfaltung

und zur Blüte zu bringen. Der Anstoss kam aus dem Bereiche der griechischen Kultur.

Púnico belló secundo Músa pinnató gradu
Intulit se béllicosam in Rómuli gentém feram. *)

Erster Abschnitt.

Die archaische Zeit.

Das Zeitalter des Ennius.

Die Geschichte der römischen Litteratur gliedert sich am einfachsten nach dem Gesichtspunkt der Klassicität. Dieser aus der servianischen Einteilung der Bürgergemeinde in Klassen (classis von calare, die erste Klasse *κατ' ἐξοχήν*) herzuleitende Begriff lässt sich schwer definieren. Jede Sprache hat ein unendliches Material, dessen Gesamtmasse zu verschiedenartig ist, um einheitlich zu sein. Man muss gewisse Massen ausscheiden und den Kern zusammenfassen. Der höchste Grad der Kulturentwicklung schafft sich eine möglichst angemessene Form, der sich alle Individuen fügen; es ist die Durchbildung des Geschmacks im Gegensatz zur Mannigfaltigkeit des Subjektivismus. Eine Epoche, in der die harmonische Ausgleichung und Verschmelzung zwischen subjektiver Freiheit und objektivem Zwang stattfindet, nennen wir klassisch, d. h. mustergültig, vorbildlich. Der klassischen Periode geht die archaische vorauf, die sich durch individuelle, an Willkür streifende Freiheit charakterisiert. Ohne Ziel und Plan schreibt jeder, wie er will und kann. Wir finden eine gewisse Bestimmtheit individueller Bildungen, aber auch Mangel an Mass und Regel. Nun ist die lateinische Sprache mit grosser Fähigkeit zur Würde, Bestimmtheit und Klarheit begabt, aber sie ist auch starr, rauh, schwerwuchtig und unbiegsam. Wir können ihre Entwicklung Schritt vor Schritt verfolgen. Man war zunächst darauf angewiesen, die Sprache für eigenen Gebrauch durch allerhand Versuche geschmeidig zu machen. Daraus ging die Schönheit und Anmut der klassischen Zeit hervor. Das wichtigste Hülfsmittel war, ähnlich wie bei der deutschen Poesie des 18. Jahr-

*) In dem zweiten punischen Kriege zog mit leicht beschwingtem Schritt
Erst die Muse in das wilde Kriegervolk des Romulus.

hunderts, die griechische Metrik, an der sich das Latein abarbeitete, und zwar an der dramatischen seit Livius Andronicus, an der daktylischen seit Ennius, der als Schöpfer dieser Periode anzusehen ist; Livius und Nävius sind nur seine Vorläufer. Unter der archaistischen oder archaisierenden Poesie dagegen versteht man die Epoche, die nach Ablauf der klassischen Zeit in bewusstem Streben nach grösserer Individualität zu den Gewohnheiten der archaischen Zeit zurückkehrte, wie das auch in der bildenden Kunst geschah.

Der erste Anstoss zu der neuen litterarischen Bewegung ging von einem Griechen aus. Bei der Eroberung von Tarent 272 kam Andronicus als Knabe nach Rom in das Haus des Livius Salinator, nach dem er sich L. Livius Andronicus (etwa 284—204) nannte. Er unterrichtete seine Kinder und hat auch sonst römische Knaben die griechische und lateinische Sprache gelehrt. Da es für das Latein an einem geeigneten Buche fehlte, so übersetzte er die Odyssee in dem nationalen Versmass der Italiker, im Saturnius. Die erhaltenen Trümmer bestätigen das Urteil Ciceros (Brut. 18), dass diese „Odisia" den ausdruckslosen, steifen Schöpfungen des Dädalus glich. Auch Horaz (epist. 2, 2, 69), der dabei seufzend seines „schlagfertigen" Lehrers Orbilius gedenkt, betont bei aller Anerkennung einiger Vorzüge die ungefeilte Form. Der Anfang lautete:

Virúm mihí, Caména, — ínsecé versútum. *)

Die homerischen Gottheiten waren latinisiert; so heisst es von der *μοῖρα*:

Quandó diés advéniet, — quém profáta Mórtast.**)

Die Überreste der in Saturniern abgefassten Dichtungen hat L. Müller gesammelt.

Verdienstlicher sind die Versuche des ersten römischen Kunstdichters auf dramatischem Gebiete. Nachdem bereits seit 364 aus Etrurien allerhand Spiele eingeführt waren, beschlossen die Ädilen, die glückliche Beendigung des ersten punischen Krieges 240 durch scenische Spiele nach griechischer Sitte zu feiern. Livius führte an den ludi Romani die erste wirkliche

*) Nun singe mir, Kamene, vom verschlagnen Manne.
**) Wann einst der Tag erscheinet, den bestimmt hat Morta.

Tragödie in römischer Sprache, aber in griechischen Metren auf, die er einem griechischen Originale nachgedichtet hatte. Nach dem Berichte des Geschichtsschreibers Livius (7, 2) liess er dabei die Gesänge zur Flöte durch einen Knaben vortragen, da seine Stimme versagte. Damit war der erste Schritt auf einer aussichtsvollen Bahn gethan. Wir können das Verdienst des wackeren Altmeisters nicht hoch genug schätzen, da es sich vor allem darum handelte, das Latein den strengen Regeln griechischer Metrik anzupassen. Daher entbehrt Ciceros Urteil, dass jene Stücke (fabulae) nicht zum zweiten Male gelesen zu werden verdienten, zwar nicht der Begründung, wohl aber der Billigkeit. Die Methode des kühnen Dichters blieb dieselbe; er ging von griechischen Werken aus, unter denen er die aufregenden Stoffe bevorzugte. Die erhaltenen Titel, die, wie die Fragmente der Tragiker und Komiker überhaupt, von Ribbeck gesammelt sind, lauten: Achilles, Ägisthus, Ajax mastigophoros, Andromeda, Danae, Equos Troianos, Hermiona, Ino, Tereus: von Komödien sind nur wenige Worte auf uns gekommen. Auch hier lässt Ausdruck und Vers noch manches zu wünschen übrig, aber einzelne Vorzüge sind unverkennbar. So heisst es im Ajax:

Praestátur laus virtúti, sed multo ócius
Vernó gelu tabéscit.*)

Wie dort Jamben, so zeigen sich in der Hermiona Trochäen:

Obsecro te, Ancíale, matri né quid tuae advorsús fuas.**)

Wir müssen uns die äussern Verhältnisse der römischen Bühne recht einfach vorstellen. Lange begnügte man sich mit umherziehenden Schauspielern; erst 146 wurde durch Mummius ein hölzernes, 55 durch Pompejus ein steinernes Theater erbaut; die römische Bühne unterscheidet sich von der griechischen dadurch, dass die *ὀρχήστρα* zum Zuschauerraum (cavea) gezogen wurde. Trat ein Chor auf, so musste er auf der Bühne erscheinen. Diese (proscaenium) erstreckte sich ziemlich schmal vor der Hinterwand (scaena). Dichter, Direktor und Schauspieler war meist dieselbe Person. Die äussere Ausstattung mit Masken und

---

*) Lob wird zuteil der Tugend; doch viel schneller noch
Als Frühlingsreif zerschmilzt's.

**) Hör', Ancialus, ich beschwör' dich, widerstreb' der Mutter nicht.

Perrücken war anfangs recht bescheiden, wuchs aber bald, namentlich durch prunkvolle Aufzüge, zu gewaltiger Ausdehnung heran.

Indessen feierte Livius seinen höchsten Triumph erst in hohem Alter als Lyriker. Wie der gleichnamige Geschichtsschreiber (27, 37) berichtet, beschlossen die Pontifices, dass in der schweren Kriegszeit 207 27 Jungfrauen in feierlicher Prozession ein Bittgebet vortragen sollten. Als dies der Dichter Livius mit ihnen im Tempel des Jupiter einübte, wurde das Heiligtum der Juno Regina vom Blitze getroffen. Auch für die Sühnung dieses Wunderzeichens dichtete ebenderselbe ein Lied, das der Geschichtsschreiber für jene ungebildete Zeit anerkennt, wenn es ihm auch formlos und abschreckend erscheint. Nach einer anderen Nachricht hat Livius nach dem Siege am Metaurus wieder eine Kantate für Jungfrauen gedichtet. Aus Anerkennung für diese Leistung wurde den Dichtern und Schauspielern (scribis histrionibusque) der Minervatempel auf dem Aventin als sakraler Mittelpunkt überwiesen und damit die Genossenschaft der Musensöhne feierlich anerkannt. Dem widerspricht nicht, dass Bürger von altem Schrot und Korn diesen Neuerungen feindlich gegenüberstanden, wie noch der wackere, aber nüchterne Cato die Dichter als Bänkelsänger und Herumtreiber (grassatores) nach seiner groben Art bezeichnete.

Der ausgestreute Same brachte bald reiche Frucht. Die Schnelligkeit des Aufschwungs, den die römische Poesie nahm, ist erstaunlich. Schon Cn. Nävius (etwa 285—199) übertrifft seinen Zeitgenossen beträchtlich. Als Latiner in Campanien geboren, also Italiker, focht er im ersten punischen Kriege mit; er brachte seit 235 Tragödien wie Komödien zur Aufführung; erst im hohen Alter versuchte er sich als Epiker. In der Tragödie leistete er nichts Hervorragendes; wie auch die vielfach übereinstimmenden Titel andeuten, schloss er sich an Livius an. Cicero citiert gern aus seinem Hector (ad fam. 15, 6) den trochäischen Oktonar:

Laétus sum laudári me abs te, páter, a laudató viro.*)

Nur darin ging er einen Schritt weiter, dass er, seiner latinischen

*) Gern lass ich von dir mich loben, Vater, vom belobten Mann.



Abstammung eingedenk, auch nationale, ja zeitgenössische Stoffe heranzog; diese Gattung hiess nach der Bekleidung der römischen Feldherren die fabula praetexta. Uns wird ein Romulus genannt, in dem er die sagenhafte Gründung Roms, und Clastidium, in dem er den gallischen Sieg des Marcellus feierte. Seine Begabung führte ihn der Komödie zu; zahlreiche Titel (Acontizomenos, Agitatoria, Agrypnuntes, Appella, Ariolus, Astiologa, Carbonaria, Clamidaria, Colax u. a.), sowie nicht wenig Fragmente bezeugen die Ausdehnung seiner Thätigkeit. Seine Vorbilder sind die Griechen, vor allem Menander und andere Vertreter der neueren attischen Komödie, die in der Verspottung der Stände, in witziger Schürzung des Knotens, im leichten Dialog, vor allem aber in der Charakteristik ihre Aufgabe sahen. Ein bedeutendes Talent tritt uns in Nävius entgegen. Während Cicero (de orat. 3, 12) sein Latein lobt, erkennen wir noch deutlich die Mannhaftigkeit seiner Gesinnung, die Schärfe seines Witzes, die Anmut seiner Darstellung. Natürlich spielten Liebeshändel eine Hauptrolle; aber auch für ein tapferes Wort fand Nävius treffenden Ausdruck, wobei er hervorragende Männer, wie den älteren Scipio und die Familie der Meteller, nicht schonte. Als sein Wahlspruch mag gelten:

Ego sémper pluris féci
Potióremque habui líbertatem múlto quam pecúniam.*)

Und ebenso:

Líbera linguá loquemur lúdis Liberálibus.**)

Dabei war der kräftige Latiner durchaus nicht der Anmut bar wie es denn eine masslose Übertreibung ist, wenn Mommsen in der Palliata, dem römischen Lustspiel in griechischem Gewande, nur eine „Sudelkopie“ der griechischen Komödie sehen will. Freilich waren die römischen Theaterbesucher an eine derbere Kost gewöhnt, als die Athener; aber der Geschmack verfeinerte sich bald, und man misst ihn doch nicht nach der überall „profanen“ Stimmung des grossen Haufens, sondern nach dem Urteil der feingebildeten Kreise. So ruft der Dichter, um die Macht der Liebe zu schildern:

---

*) Die Freiheit hab' ich immer
Weit mehr geschätzt und hab' sie höher stets gehalten als das Geld.
**) Freie Worte will ich sprechen heute an dem Freiheitsfest.

Edepól, Cupido, cúm tu tam pausíllu's, nimis multúm vales.*)
Berühmt ist die Stelle in der Tarentilla (Tarentinerin), in der er ein anmutiges, verführerisches Mädchen zeichet:

Alii adnutat, álii adnictat, álium amat, aliúm tenet;
Alibi manus est óccupata, álii percellít pedem.
Alii spectandúm dat anulum; á labris alium ínvocat;
Cúm alio cantat, át tamen dat álii digito lítteras.**)

Spöttisch spricht er von einem Maler Theodotus, der in einem Tempel wohl verschanzt sitzend

Larés ludentís péni pinxit búbulo.***)

Im hohen Alter erst wagte er sich an eine neue Aufgabe, indem er den ersten punischen Krieg, an dem er selbst teilgenommen hatte, in Saturniern erzählte. Er holte weit aus und begann mit der Rettung des Äneas aus dem brennenden Troja, wobei er dem Stesichorus folgte. Die Irrfahrten wurden geschildert und das Abenteuer mit der Dido, endlich die Landung in Latium und die Begründung Roms durch des Äneas Enkel Romulus; denn die Erfindung der albanischen Schattenkönige ist erst eine Leistung der späteren Zeit, die den chronologischen Abstand der Ereignisse verdecken wollte. Die Erzählung des Krieges, der mit dem Verlassen der Dido zusammengebracht wurde, ist kräftig, aber sehr einfach, nicht von einer Reimchronik verschieden. Man höre:

Transít Melitám Románus, — ínsulam, íntegram óram
Urít, populátur, vástat; — rem hóstiúm concínnat.****)

Die Wirkung dieses ersten nationalen Epos war sehr bedeutend. Nicht nur Ennius, sondern auch Virgil hat es stark benutzt. Noch zu Horazens Zeit wurde es eifrig von den Anhängern der alten Schule gelesen (epist. 2, 1, 53). Cicero (Brut. 19) vergleicht

*) Bei Gott, Cupido, winzig bist du, aber du vermagst zu viel.

**) Diesem winkt sie, jenem nickt sie; diesen liebt sie, herzet den;
Hier ist ihre Hand beschäftigt; dort tritt sie eines andern Fuss;
Diesen lässt den Ring sie schauen, jenem wirft sie Küsse zu;
Singt mit diesem, während jenem sie mit dem Finger Zeichen giebt.

***) Der spielende Laren pinselt mit dem Ochsenschwanz.

****) Nach Malta geht der Römer, nach der reichen Insel,
Verbrennt, verheert, verwüstet; raubt der Feinde Habe.

es passend mit den Werken des Myron, die bei aller Tüchtigkeit in der Bildung des Körpers der Beseelung entbehrten.

Das Ende des hochverdienten Mannes war traurig. Als er den Metellern höhnisch zurief:

Fató Metélli Rómae — cónsulés fíunt,*)

antworteten diese im Bewusstsein ihrer Macht:

Malúm dabúnt Metélli — Naévió poétae.**)

Nachdem er schon früher im Gefängnis seinen Freimut gebüsst hatte, ging er nach Utica in die Verbannung, wo er, wir wissen nicht recht wann, gestorben ist. Nicht unverdient ist der Grabspruch, der wohl von Varro stammt:

Immórtalés mortáles — sí forét fas flére,
Flerént diváe Caménae — Naévíúm poétam;
Itaqué postquámst Orci — tráditús thesaúro,
Oblíti Rómae lóquier — súnt Latína língua.***)

Seine beiden Vorgänger und älteren Zeitgenossen überragt bei weitem Q. Ennius (239—169), der eigentliche Begründer der römischen Litteratur, ein genialer Reformator der römischen Sprache und Metrik. Geboren zu Rudiä in Calabrien, war er jedenfalls nicht Latiner, vermutlich ein Halbgrieche; er rühmt sich, wegen der Kenntnis des Lateins, des Griechischen und Oskischen drei Seelen zu haben. Er nahm während des zweiten punischen Krieges 204 an einer Expedition nach Sardinien teil, wobei ihn der Prätor Porcius Cato so liebgewann, dass er ihn mit nach Rom nahm. Hier hat Ennius in bescheidenen Verhältnissen auf dem Aventin gelebt, indem er mit Unterricht und dichterischer Thätigkeit, insbesondere für das Theater, seinen Lebensunterhalt gewann. Er fand in denjenigen vornehmen Familien, die sich eifrig der griechischen Bildung ergaben, bei den Scipionen, Quinctiern, Fulviern und anderen, freundliche und ehrenvolle Aufnahme, während sich sein Verhältnis zu dem starrköpfigen, nüchternen Cato trübte. Im Jahre 189 begleitete er

*) Zum Unglück sind Meteller Konsuln Roms geworden.

**) Meteller werden strafen Nävius den Dichter.

***) Wär's recht, dass Götter weinten über Menschenkinder,
Beweinten die Kamenen Nävius den Dichter.
Drum hat, seit er des Orkus Schatzhaus ist verfallen,
Man auch in Rom vergessen die lateinsche Sprache.

den Konsul M. Fulvius Nobilior nach Ätolien, um weitere Anregung für seine Dichtungen zu finden. Er erhielt als Belohnung für die geleisteten Kriegsdienste durch den Sohn seines Gönners das römische Bürgerrecht und bei der Aussendung von Kolonieen ein Ackerlos, ist aber wohl in Rom verblieben. Hier lebte er in unermüdlicher Thätigkeit unverheiratet, einem fröhlichen Trunke nicht abgeneigt, bis er siebzigjährig an seinem alten Übel, der Gicht, starb. Von seinem Charakter gewinnen wir eine nur günstige Vorstellung; er war offen und heiter, lebensklug, aber charakterfest, auch im Verkehr mit Grossen, dabei von kräftigem Selbstbewusstsein erfüllt. So hoch stand er im Ansehen der feingebildeten Kreise, dass er im Erbbegräbnis der Scipionen an der appischen Strasse beigesetzt sein soll, mit der Inschrift:

Adspicite, o cives, senis Enni imaginis formam:
Hic vestrum panxit maxuma facta patrum.
Nemo me lacrumis decoret nec funera fletu
Faxit. Cur? Volito vivos per ora hominum.*)

Ebenso preist ihn Lucrez (1,118), weil er zuerst vom lieblichen Helicon einen immergrünen Kranz den italischen Völkern gebracht habe. Hoch schätzen ihn Varro und Cicero (pro Arch. 9), Virgil hat ihn stark benutzt, und auch Horaz (ep. 1, 19, 7; 2, 1, 50) nennt ihn trotz seiner grundsätzlich abweichenden Auffassung vom Wesen der Poesie Vater Ennius. Quintilian (10,1,88) vergleicht ihn einem ehrwürdigen Haine. Um so auffallender ist es, dass unter den neueren Kunstrichtern besonders Mommsen nach einem übermässigen Lobe des Nävius den Ennius herabdrückt; ihm gelten vor allem die herabsetzenden Attribute des „Kinderlehrers und maître de plaisir", ihm geradezu der Vorwurf des Hofpoeten mit dem „Klientennaturell". Gegen die letztere Verdächtigung sollte ihn schon die hübsche Erzählung Ciceros (de orat. 2,68) schützen, aus der hervorgeht, dass Ennius, wie nachmals Horaz, es wohl verstand, seine Mannesehre gegen unziemliche Behandlung zu schützen. Dass es einen Dichter nicht schändet, ein Genosse der Grossen zu sein, das

*) Sehet, Bürger, das ist des greisen Ennius Bildnis,
Der eurer Väter Ruhm ewige Dauer verlieh.
Niemand zolle mir Thränen und niemand betraure mein Scheiden
Weinend. Warum? Weil ich noch lebe von Mund zu Mund.

sollte einen Deutschen das Beispiel Goethes lehren. Aber es ist auch verkehrt, seine Lehrthätigkeit herabzusetzen, um zu schweigen von dem Beinamen eines Spassmachers. Von dem Berufe eines Lehrers gilt für alte und neue Zeiten das schöne Wort Ciceros (Cato major 9): Nec ulli bonarum artium magistri non beati putandi, quamvis consenuerint vires atque defecerint. Und das, was Ennius die Söhne der ersten Familien Roms lehrte, war schön und gut. Überhaupt hat Mommsen sich eine ganz falsche Vorstellung vom Geschmacke der Römer gebildet. Auf Grund einiger schlecht beglaubigten Anekdoten will er diesen als roh und gemein an den Pranger stellen. Auch sonst ist es Sitte, auf geistigem Gebiete den Römer weit hinter den Griechen zu stellen; man misst aber mit verschiedenem Mass, indem man für Rom den grossen Haufen, für Athen die feingebildeten Kreise ins Auge fasst. Will man sich eine objektive Vorstellung von dem Durchschnittsgeschmack der Athener verschaffen, so nehme man die Komödien des Aristophanes zur Hand, der nicht genug über seine Zeitgenossen klagen kann, oder gar die garstige Rede wider Neära und die Timarchea des Äschines; auch das ist Griechentum. Und nicht anders hat es, um ein anderes Beispiel zu wählen, mit dem Geschmack unserer Vorfahren zur Zeit Goethes und Schillers gestanden; die Menge jubelte den elenden Machwerken eines Kotzebue zu, und selbst feingebildeten Kreisen erschienen Schillers „Glocke“ und Goethes „Hermann und Dorothea“ lächerlich. Nur eine Minderheit wird in solchen Fällen ein Urteil fällen dürfen. Und dass es zu Rom selbst in weiteren Kreisen nicht an feinem Verständnis für Poesie gefehlt hat, das erzählt uns Cicero (orat. 51): In versu quidem theatra tota exclamant, si fuit una syllaba aut brevior aut longior, eine ästhetische Feinfühligkeit, die weit über das, was man unserem Theaterpublikum zumuten darf, hinausgeht. Daher hat L. Müller in seiner Enniusbiographie zwar scharf, aber mit vollem Recht das geringschätzige Urteil Mommsens zurückgewiesen.

Die Verdienste des Ennius sind erstens sprachlich-metrischer, dann erst litterarischer Natur. Den Verfall der römischen Sprache hatten weder Livius noch Nävius aufhalten können, wenn sie auch durch die Einführung des dramatischen, iambisch-trochäischen

Masses einen gewaltigen Fortschritt erzielten. Aber auch dieses Mass war noch zu regellos, gab der Willkür zu viel Raum; ja, Nävius war am Ende seines Lebens zum saturnischen Verse, d. h. zum alten Chaos, zurückgekehrt. Es ist ein vergebliches Bemühen, diese rauhe Versart in das Procrustesbett eines Systems zu zwingen; der Saturnius, der in seinem Klange an den klapprigen Alexandriner erinnert, eignete sich sowenig, wie der altdeutsche Stabreim, zu einem Sprache und Poesie verjüngenden Versmass. Es war ein genialer Griff, als Ennius den daktylischen Hexameter der Griechen in die junge römische Litteratur einführte, ebenso bedeutsam, wie Klopstocks Versuch beim Messias. Damit war der Grundsatz der Messung der Silben nach der Quantität, der, wenn vorhanden, nicht streng durchgeführt war, als eisernes Gesetz aufgestellt. Vor allem war es die Zweisilbigkeit der Senkungen, die den Ennius zu genauester, haarscharfer Prüfung des Sprachmaterials zwang. Und mit diesem auch in der deutschen Poesie bewährten Mittel säuberte der geniale Sprachmeister, der sich in dieser Hinsicht einem Luther zur Seite stellen darf, den Wortschatz. Er stellte wieder die alten Endungen her, die mehr und mehr abzufallen drohten; nur das S blieb für einige Zeit noch beweglich, das M hat sich nicht wieder festigen lassen. Er brachte Ordnung in den ausser Rand und Band geratenen Vokalismus, führte, um die Positionslänge festzustellen, die Verdoppelung der Konsonanten in der Schrift ein; er schied hässliche Wörter aus, erfand neue, auch durch Zusammensetzungen (Hor. ars poet. 56). Nicht immer war er in seinen Neuerungen glücklich. Die Tmesis:

Saxo cere- comminuit brum*)

ist nicht schön; ebensowenig die Häufung der Allitteration:

O Tite, tute, Tati, tibi tanta, tyranne, tulisti.**)

Auch die Tonmalerei:

At tuba terribili sonitu taratantara dixit,***)

ist etwas kindlich. Aber diese und andere Schwächen, die uns

---

*) Und zerschlug das Gehirn an dem Felsen.

**) Dir, Titus Tatius, trug dein Streben trefflichen Lohn ein.

***) Doch „Taratantara“ rief die Trompete mit grausem Getöne.

mit Vorliebe von den späteren Grammatikern erhalten sind, mindern nicht den Ruhm seines Verdienstes, die herrliche, mannhafte Sprache der Römer vor schmählichem Verderben gerettet und zu höherer Schönheit entwickelt zu haben. Seine Verse fliessen noch nicht so glatt, wie die der augusteischen Dichter, aber sie klingen kräftig und voll. Sein Ausdruck ist nur zuweilen prosaisch, oft wahrhaft poetisch und von dichterischem Feuer durchglüht. Er hat sich als Epiker, Dramatiker und Satiriker versucht.

Das Hauptwerk seines Lebens sind die Annalen, Jahrbücher, eine Darstellung der vaterländischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in allmählichem Anschwellen des Vortrags, nach Homers Vorbild im daktylischen Hexameter. Die nicht wenigen, aber zersplitterten Bruchstücke lassen uns den Gang der Erzählung ahnen, wenn wir auch von der Kunst des Dichters nur eine unvollkommene Vorstellung gewinnen. Jedenfalls ist dies Epos himmelweit verschieden von der dürftigen Reimchronik des Nävius, eine wirkliche Dichtung. Von dem grossen Gedanken, dass Rom zur Weltherrschaft berufen sei, geht er aus. Also will er in der Hauptsache Geschichte, nicht Sage geben; doch kleidet er den Gang der Ereignisse nach berühmtem Muster in das Gewand göttlicher Eingebung.

Musas, quae pedibus magnum pulsatis Olimpum,*)

so beginnt er und erzählt, wie ihm im Traum Homer erschienen sei und ihn zum Dichter geweiht habe. Der Lehre des Pythagoras von der Seelenwanderung huldigend, nimmt er an, dass Homers Seele erst in einen Pfau, dann in ihn, den Dichter, gefahren sei. Nun erzählt er die Rettung des Äneas aus dem brennenden Troja, die Ankunft in Hesperien und die Begründung Roms durch Romulus, der auch hier ein Enkel des Äneas ist. Eine umfangreiche Stelle von dem Traum seiner Mutter Ilia hat uns Cicero (de divinat. 1, 20) aufbewahrt. Die nächsten Bücher erzählen die Königsgeschichte, das vierte die Einsetzung des Freistaates, das sechste bereits den Krieg mit Burrus (Pyrrhus), der durch den Orakelspruch getäuscht wird:

*) Musen, die ihr tanzenden Schritts den Olympus durchwandelt.

Aio te, Aeacida, Romanos vincere posse. *)

Aus der berühmten Rede des App. Claudius stammt die Stelle:

Quo vobis mentes, rectae quae stare solebant
Antehac, dementes sese flexere viai?**)

Der erste punische Krieg ist, aus Rücksicht auf Nävius, den Ennius übrigens als „Faunendichter" geringschätzt, kurz erzählt. Prächtig setzt das 8. Buch mit dem Beginn des zweiten Kampfes ein:

Postquam Discordia taetra
Belli ferratos postes portasque refregit.***)

Eine hervorragende Rolle spielt natürlich der alte Fabius Cunctator, dem der Dichter ein berühmtes Ehrendenkmal gesetzt hat, das auch seine Kunst schön charakterisiert:

Unus homo nobis cunctando restituit rem.
Noenum rumores ponebat ante salutem.
Ergo postque magisque viri nunc gloria claret.****)

Aus dem 10. Buche stammen die den T. Quinctius Flamininus betreffenden Verse:

O Tite, si quid te adiuero curamve levasso,
Quae nunc te coquit et versat in pectore fixa
Ecquid erit praemi?*****)

Und nun wird die Darstellung immer ausführlicher, je näher er der Gegenwart kommt. Im 15. Buch wird Fulvius Nobilior besungen, im 16. der istrische Krieg, wobei die komische Episode des Königs Epulo (des Schmausers) und seiner bezechten Krieger (Liv. 41, 1), sowie die Tapferkeit einiger römischen Tribunen eine grosse Rolle spielte. Das Epos reichte bis zum Anfang des macedonischen Krieges 173. Offenbar hat der Dichter allmählich

---

*) Äacussohn, deine Heere vermögen die Römer zu schlagen.

**) Wohin ist der Verstand euch geraten, der sonst nur das Rechte
Sah, und wie kommt's, dass er jetzt voller Thorheit auf Abwegen wandelt!

***) Nachdem die hässliche Zwietracht
Nun erbrochen des Krieges mit Eisen verschlagene Thore.

****) Ein Mann hat durch sein Zögern den ganzen Staat uns gerettet,
Da ihm das Wohl seines Landes mehr galt als der Menschen Gerede.
Darum erglänzte sein Ruhm nachher und glänzt jetzt noch heller.

*****) Titus, helfe ich dir und erleichtre die lastenden Sorgen,
Die jetzt das Blut dir erhitzen und quälend die Brust dir zerwühlen,
Sage, wie wirst du's mir lohnen?

seinen Plan verändert; die Fülle und Bedeutung der Zeitereignisse rissen ihn über sein vorgestecktes Ziel hinaus. Von den 30000 Versen sind 600, zum Teil in übelster Verfassung, auf uns gekommen. Wer will es wagen, nach dieser sehr unvollständigen Induktion ein apodiktisches Urteil über den dichterischen Wert dieses ersten Heldengedichts der Römer zu fällen? Umsomehr verlangt es die Billigkeit, die Vorzüge der erhaltenen Reste richtig anzuerkennen und jede Splitterrichterei, die von den Verhältnissen absieht, zu meiden: der kühne Plan, das machtvolle Pathos, der kräftige, schon wortreiche Ausdruck, der fliessende, wenn auch nicht glatte Vers sichern ihm einen Ehrenplatz unter den Epikern aller Zeiten.

Daneben ist er ein sehr fruchtbarer Dramatiker gewesen. Zwar hat die Komödie ihn wenig angezogen, da wir fast gar keine Überreste in dieser Gattung von ihm besitzen, aber im tragischen Gebiete hat er sich wacker gerührt. Wie seine Vorgänger, so hat auch er sich stark an die Griechen angeschlossen, die er zum Teil übersetzt hat. Sein Lieblingsdichter war Euripides, der ihn durch sein skeptisches, gedankenreiches Wesen anzog, aber er ahmte auch dem Sophocles und selbst dem Äschylus nach. Die 22 Titel, die wir kennen, beziehen sich meist auf leidenschaftliche, zum Teil auch grässliche Stoffe; viele gehören in den trojanischen Sagenkreis, so Achilles, Ajax, Alexander, Andromeda, Eumenides, Hectoris lutra, Hecuba, Iphigenia, aber auch Medea, Telephus, Thyestes. Eine Vorstellung der tragischen Kunst des Ennius mag das längere Bruchstück geben, mit dem die Medea begann:

Nutrix.

Utinám ne in nemore Pélio secúribus
Caesa áccedisset ábiegna ad terrám trabes,
Neve índe navis íncohandae exórdium
Coepísset, quae nunc nóminatur nómine
Argó, quia Argivi ín ea delectí viri
Vectí petebant péllem inauratam árietis
Colchís, imperio régis Peliae, pér dolum.
Nam númquam era errans méa domo ecferrét pedem
Medéa, animo aegra, amóre saevo sáucia.*)

*) O wäre nie doch in dem Hain am Peliosberg
Vom Beil gefällt gesunken einer Fichte Stamm!

Auch die sogenannte fabula praetexta, das Drama mit nationalem Inhalt, behandelte er: wir kennen dem Namen nach einen Raub der Sabinerinnen und eine Ambracia.

Alle übrigen Dichtungen des Ennius können wir unter dem Begriff der Satura zusammenfassen. Hergeleitet von satur, satt, bezeichnet diese Gattung vermischte Gedichte in poetischer und prosaischer Form, wie auch die Analogie der lanx satura, einer Pastete, und der lex satura, eines aus mehreren Teilen bestehenden Gesetzes, beweist. Da die lebhafte Darstellung sich öfter in Dialogen äussert, so mag daher die Fabel von einer dramatischen Satire entstanden sein, wie wir sie bei Livius (7, 2) finden. Es werden sowohl Satiren als solche in sechs Büchern, als auch Einzelgedichte genannt, die aber wohl unter diese Gattung gerechnet werden dürfen. Der Epicharmus giebt in Trochäen eine naturphilosophische Erklärung von der Entstehung der Erde und des Menschen; Ennius wählte den sicilischen Komödiendichter als Sprecher wegen seiner Neigung zur Aufklärung. Noch mehr offenbarte Ennius seinen Rationalismus in dem Euhemerus, in dem er die ἱερὰ ἀναγραφή des um 300 lebenden Philosophen übersetzte, der alle Mythologie in seichtes Geschwätz verflüchtigte; ohne Zweifel war es ein Missgriff, den Ennius gethan hatte. Auch Hedyphagetica hat er geschrieben, eine Zusammenstellung von Küchenrecepten, in Hexametern frei nach dem Griechischen. Die Protreptica enthalten Sittensprüche, der Sota allerhand Nichtigkeiten frivolen Inhalts. Die bedeutendste Leistung in dieser Gattung ist der Scipio, eine Dichtung in trochäischen Tetrametern, in der er dem älteren Scipio nach seinem Tode huldigte. Daraus sind uns einige köstliche Verse erhalten, die uns schmerzlich den Verlust der übrigen empfinden lassen:

O wäre nie daraus doch jenes Schiff gebaut,
Das jetzt mit stolzem Namen Argo ist benannt,
Weil der erlesenen Argiver Schar in ihm
Ausfuhr, zu holen eines Widders goldnes Vliess
Aus Kolchis in des Pelias Reich mit arger List!
Nie würd' Medea, meine Herrin, irrend dann
Ihr Heim verlassen, kranken Herzens, liebeswund.

— Mundus caéli vastus cónstitit siléntio,
Ét Neptunus saévus undis ásperis pausám dedit;
Sól equis itér repressit úngulis volántibus;
Cónstitere amnés perennes, árbores ventó vacant.*)

Es wird durch diese Meeresstille die glückliche Landung des Helden in Afrika gefeiert. Darum meint Horaz (od. 4, 8), dass die Calabrae Pierides eher den Ruhm des Scipio sichern würden, als seine Thaten und Denkmäler. Auch Epigramme und die Anfänge einer Stenographie, einer lateinischen Schnellschrift (notae), werden erwähnt. Kurz, wir haben die dürftigen Reste einer imposanten Gesamtleistung vor uns. Daher können wir wohl dem Dichter nachfühlen, wenn er im stolzen Selbstbewusstsein sich zuruft:

Enní poeta, sálve, qui mortálibus
Versús propinas flámmeos medúllitus.**)

Seine Fragmente hat Vahlen gesammelt, sein Leben L. Müller erzählt.

Das ganze archaische Zeitalter beruht auf Ennius' sprachlich-metrischen und poetischen Leistungen; er hat in noch ganz anderer Weise, als Klopstock, die folgende Litteraturblüte vorbereitet, da diesem ein Luther voraufgegangen war, dem Ennius nur ein Livius. Ohne Ennius hätte Rom schwerlich eine goldene Latinität geschaut; denn ohne seine Reformen wäre das Latein verdumpft. Allerdings hat er mit der Einführung griechischer Bildungselemente dem einseitigen Römertum die erste Wunde geschlagen; seit Ennius datiert der Zersetzungsprozess. Aber es war für Rom ein grösseres Glück, mit dem Griechentum zu einer Kulturnation verschmolzen zu werden, als in verstockter Rauheit zu beharren. Das erkannte instinktiv endlich sogar der vir vere Romanus, der alte Cato Censorius, als er im hohen Alter anfing, Griechisch zu lernen. Ein wahrer Freund Roms kann das Eindringen des Griechentums in Italien nur freudig begrüssen als

*) Da nun steht in tiefem Schweigen still des Himmels weiter Raum,
Ruhen lässt der grimme Meergott selbst die wilderregte See;
Ihre Rosse hält die Sonne an auf leicht durchflogner Bahn;
Wasserreiche Flüsse stehen; in den Bäumen spielt kein Hauch.

**) Heil, Dichter Ennius, dir, der du den Sterblichen
Gedichte sangst, die feuergleich das Herz durchglühn.

den Anfang der wichtigsten Bildungsepoche des Menschengeschlechts, und Ennius war ihr Begründer.

Livius, Nävius und vor allem Ennius sind die Väter der römischen Kunstlitteratur gewesen. Wunderbar war der Fortschritt vom hölzernen Saturnier zum dramatischen Verse, und von diesem zum daktylischen Hexameter. Nicht geringer ist der Unterschied in der Sprache und Darstellungsweise zwischen Livius und Ennius. In der Folgezeit trat zunächst eine Beschränkung der Dichter auf eine Gattung stark hervor. Waren Livius, Nävius und Ennius Epiker und Dramatiker gewesen, hatten sie Tragödie und Komödie, griechische und nationale Stoffe ohne Unterschied behandelt, so zeigte sich ein weiterer Fortschritt in der Arbeitsteilung. In der Beschränkung erst zeigt sich der Meister. Zunächst warf sich die nicht geringe Zahl hoffnungsreicher Talente, getreu der Eigenart der Italiker und dem Geschmacke der Zeitgenossen entsprechend, auf das Drama. Aber die einen bauten ausschliesslich die Tragödie an, die gräcisierende (crepidata, von der griechischen crepida, Sohle) und die nationale (praetexta), die anderen die Komödie, die sich gleichfalls nach Wahl der Stoffe in eine palliata (von pallium, dem griechischen Obergewande) und in eine togata (von dem römischen Bürgerkleide) scheidet. Daran reiht sich die kunstmässige Ausgestaltung des volkstümlichen Lustspiels (fabula Atellana) und der gleichfalls nationalen Posse (mimus). Leider sind uns alle diese Arten der dramatischen Gattung nur in Bruchstücken erhalten mit Ausnahme der 21 Stücke des Plautus und der 6 des Terenz, die wie gewaltige Säulen aus diesem Trümmerfeld aufragen. Trotz der Bemühungen O. Ribbecks und anderer, welche die Fragmente gesammelt, geordnet und einen Zusammenhang hergestellt haben, sind unsere Vorstellungen vom Wert der verlorenen Dramen unsicher und unvollständig. Nur die Komödie ist uns in ihren Hauptvertretern gut bekannt. Wir geben zunächst im Zusammenhange, ohne Rücksicht auf die Zeitfolge, eine Übersicht über die Entwicklung der Tragödie, dann über die der Komödie.

Unmittelbar an Ennius reiht sich sein Neffe und Schüler M. Pacuvius (etwa 220—132) aus Brundisium. Auch er lebte meist in Rom, zugleich ein Maler und ein Dichter; der ältere

Plinius sah im Tempel des Hercules eines seiner Bilder. Im hohen Alter zog er sich nach Tarent zurück, wo er starb; sein Name deutet auf oskischen Ursprung. Schlicht und bescheiden lautet seine Grabschrift:

Aduléscens tam etsi próperas te hoc saxúm rogat,
Ut sése aspicias, deínde, quod scriptúm est, legas.
Hic súnt poetae Pácuvi Marcí sita
Ossá. Hoc volebam, néscius ne essés. Vale.*)

Nur zwölf Titel von Tragödien sind uns erhalten, sowie einer, der nationalen Inhalt anzudeuten scheint, Paulus. Das Waffengericht behandelte den bekannten Streit des Ajax und Odysseus um die Waffen des Achilles; der Dichter benutzte die Gelegenheit, in der Darstellung des Wortstreits der Vorliebe der Römer für derartige Stoffe entgegenzukommen. Ebenfalls an Sophocles knüpfte der Teucer an, ein sehr beliebtes Drama auch der späteren Zeit. Furchtbar grimmig fordert Telamon seinen Lieblingssohn Ajax in trochäischen Tetrametern zurück:

Ségregare abs te aúsus aut sine íllo Salaminam íngredi,
Néque paternum aspéctum es veritus, quom áetate exacta índigem
Líberum lacerásti orbasti extínxti, neque fratrís necis
Néque eius gnati párvi, qui tibi ín tutelam est tráditus —?**)

Schon soll es zum Kampfe kommen, in dem die Mutter auf die Seite des Sohnes tritt. Da bezwingt sich dieser und tritt von neuem die Wanderung an, um eine Heimat in der Fremde zu suchen, mit dem heiteren Trostspruch: Patria est, ubicumque est bene; auch Horaz (od. 1, 7) gedenkt freundlich des frischen Jünglings. Iliona behandelt die letzte Katastrophe des Priamidenhauses, aber mit der Abweichung, dass Polydorus am Leben bleibt, während der ungetreue Thracierkönig Polymnestor kläglich umkommt. Im Dulorestes wird uns die Bestrafung des Ägisth und

*) Halt, Jüngling, eilst du auch! Der Stein hier bittet dich:
Sieh' ihn erst an und lies dann, was geschrieben steht.
Hier ruht der Leib des Dichters Marcus Pacuvius;
Das wollt' ich, sollst du wissen nur. Und nun leb' wohl.

**) Wie, du wagtest ihn zu verlassen, kommst allein nach Salamis,
Scheutest nicht des Vaters Antlitz, den im Alter der Kinder du
Hast beraubt, zerrissen, gemordet, scheutest nicht des Bruders Tod
Und des kleinen Sohnes, den er deinem Schutze anvertraut?

der Clytämnestra durch den als Sklaven verkleideten Orestes vorgeführt. Sehr interessant ist Chryses, welcher die gestrandeten Freunde Orest und Pylades nebst Iphigenien bedroht, bis er sich selbst als Agamemnons Sohn erkennt. Der Gedankengehalt erinnert an die philosophischen Spekulationen des Euripides:

Id quod nostri caélum memorant, Grái perhibent aéthera:
Quídquid est hoc, ómnia animat fórmat alit augét creat
Sépelit recipitque ín sese omnia, ómniumque idem ést pater,
Indidemque eadem áeque oriuntur de íntegro atque eodem óccidunt.*)

Sehr bedenklich klingt, was uns gleichfalls Cicero (de div. 1, 57) erhalten hat:

— Nam isti quí linguam avium intéllegunt
Plusque éx alieno iécore sapiunt quam éx suo,
Magis aúdiendum quam aúscultandum cénseo.**)

In der Hermiona kommt es zum Kampf zwischen Orestes und Neoptolemus um die Heldin, die vergebens ausruft:

O flexanima atque ómnium regína rerum orátio!***)

Orestes siegt. Eine seltene Sage behandeln auch die Niptra (das Fussbad). Nach langer Abwesenheit ist Odysseus heimgekehrt; nachdem er von seiner alten Schaffnerin nach dem Muster Homers erkannt ist, begehrt ein Fremder Einlass, der abgewiesen einen Kampf beginnt, in dem er seinen Vater Odysseus — es ist Telegonus, der Circe Sohn — unerkannt tötet. Einen besonderen Glanzpunkt bildete der heldenmütige Tod des Dulders:

Cónqueri fortúnam adversam, nón lamentarí decet;
Id viri est offícium, fletus múliebri ingenio ádditus.****)

Die Antiopa soll sich stark an das Vorbild des Euripides

---

*) Das, was wir den Himmel nennen, was der Grieche Äther heisst:
Unbegreifbar uns, belebt es alles, bildet's, nährt's und mehrt's,
Zeugt's und begräbt's in seinem Schoosse, aller Wesen Vater ist's,
Und was je aus ihm entstehet, kehrt zu ihm im Tod zurück.

**) Denn wer der Vögel Sprache klug versteht,
Und weiser ist aus andrer als aus eignem Kopf,
Den höre mehr, als dass du ihm gehorsam seist.

***) Rede, die du Herzen zwingst und aller Dinge Königin bist!

****) Trauern darf man übers Unglück, jammern soll man darum nicht:
Das ist Ehrenpflicht des Mannes, Weinen kommt dem Weibe zu.

angelehnt haben; andere Dramen waren Periböa, Atalanta, Medus. Das Urteil der Römer über Pacuvius schwankt. Cicero tadelt mehrfach seine Sprache (orator 46), er weiss aber auch, dass andere den Dichter sehr hoch schätzten. Eine gewisse Neigung zur Fülle und Eleganz zog ihm den Spott des Satirikers Lucilius zu. Horaz rühmt seine Gelehrsamkeit (ep. 2, 1, 56), worunter er wohl seinen Reichtum an philosophischen Gedanken verstanden wissen will. Nach den Fragmenten dürfen wir wohl günstig über Pacuvius als einen würdigen Nachfolger seines Oheims urteilen. In der metrischen Form zeigt sich unzweifelhaft ein Fortschritt, in sprachlicher Hinsicht mag ihn seine oskische Herkunft beeinflusst haben. In der Wahl und Bearbeitung seiner Stoffe zeigt sich Kraft und Geschick.

Mit Pacuvius wetteiferte noch der allerdings weit jüngere L. Accius (170 bis etwa 86) aus Pisaurum, Sohn eines Freigelassenen. In ihm erreichte die römische Tragödie ihre Vollendung. Daher das reizbare Selbstgefühl des Dichters, das mehrfach zu Tage trat. Als er den greisen Pacuvius auf einer Reise nach Kleinasien besuchte und ihm seinen Atreus vorlas, äusserte dieser wenig Beifall. Accius erwiderte stolz, er hoffe noch Besseres zu schreiben. So trat er auch den Grossen gegenüber, wie z. B. dem hochgeborenen Dilettanten Julius Cäsar Strabo, den er bei den Sitzungen der Dichterzunft nicht gegrüsst haben soll, da es sich hier nur um bessere Dichtwerke, nicht um Ahnen handele. Den hochbejahrten Dichter lernte Cicero noch kennen, der übrigens in den älteren römischen Dichtern sehr gut belesen war und uns die wichtigsten Überreste erhalten hat. Accius nahm die grammatischen Bestrebungen des Ennius wieder auf, nur mit weniger Glück; er wollte die langen Vokale nach dem Beispiel anderer italischen Sprachen doppelt schreiben und für das nasale N die Schreibweise G einführen (also aggulus-angulus); auch bemühte er sich um eine korrektere Orthographie griechischer Worte. Dazu hat er Didaskalien geschrieben, die nach des Aristoteles Vorgang eine Litteraturgeschichte begründen sollten; von anderen Werken (Pragmaticon libri, Parerga, Annales) wissen wir nicht viel mehr, als die Namen. Seine Hauptleistungen sind seine Tragödien, von denen uns 50 Titel und 700 Verse erhalten sind

darunter zwei praetextae Decius und Brutus, die anderen nach griechischen Vorbildern.

Einen förmlichen Cyklus bilden die 13 Dramen, die Stoffe des troischen Krieges behandeln: Telephus, der euripideische Lumpenkönig, Myrmidones, Epinausimache (μάχη ἐπὶ ταῖς ναυσί), Nyctegresia, Waffengericht, Philoctet, Neoptolemus, Hecuba u. a. Ebenso eingehend hat er sich in den Sagenkreis des Pelopidenhauses vertieft; dem Chrysippus folgte sein Lieblingsstück Atreus, in dem er den Typus eines Gewaltherrschers zeichnete. Sein Wahlspruch lautet:

Oderint, dum métuant.

Sodann berichtet er:

Adde húc, quod mihi porténto caelestúm pater
Prodígium misit, régni stabilimén mei,
Agnum ínter pecudes aúrea clarúm coma
Quondám Thyestem clépere ausum esse e régia,
Qua in re ádiutricem cóniugem cepít sibi.*)

Nach dem grausen Mahle ruft er höhnend dem Bruder zu:

Natís sepulchro ipse ést parens.**)

Dahin gehören die Pelopiden, Clytämnestra, Ägisthus, Agamemnoniden; das letzte Stück behandelt die Weiterführung der Fabel, die Goethe einmal auf der italienischen Reise zu einer „Iphigenia in Delphi“ begeistert hat: Elektra hebt schon das Beil, um die angebliche Mordpriesterin zu erschlagen, da tritt Orestes dazwischen und führt die Erkennung herbei. Für die Dramen des thebanischen Sagenkreises ist der Gesamttitel Thebais überliefert. Die Phönissen erinnern stark an Euripides, Antigona an Sophocles; ferner Epigonen, Alkmäon, Alphesiböa. Mit besonderer Vorliebe behandelt er, wie auch die andern Tragiker Roms, er-

*) Dazu bedenke dies: im Wunder sandte Gott
Ein himmlisch Zeichen mir, das mir mein Königtum
Noch festigt: aus dem Schlosse hätt' einmal Thyest
Ein Lamm mit strahlend goldnem Fell sich kühn geraubt,
Wobei die Gattin er zur Helferin erwählt.

**) Den Söhnen ward der Vater selbst zum Grab.

greifende, leidenschaftliche Stoffe, so die Medea, aus der ein längeres Bruchstück die Argo durch einen Hirten beschreibt:

Tánta moles lábitur
Fremibúnda ex alto ingénti sonitu et spíritu.
Prae se úndas volvit, vórtices vi súscitat:
Ruít prolapsa, pélagus respargít reflat.
Ita dum ínterruptum crédas nimbum vólvier,
Dum quód sublime véntis expulsúm rapi
Saxum aút procellis, vél globosos túrbines
Exístere ictos úndis concursántibus:
Nisi quás terrestris póntus strages cónciet,
Aut fórte Triton fúscina everténs specus
Suptér radices pénitus undante ín freto
Molem éx profundo sáxum ad caelum érigit.
Sicút lascivi atque álacres rostris pérfremunt
Delphíni, item alto múlcta Silvaní melo
Consímilem ad auris cántum et auditúm refert.*)

Andere Dramen aus verschiedenen Sagenkreisen sind Prometheus, Minotaurus, Alcestis, Amphitruo, Andromeda, Bacchen, Tereus. Aus seinen nationalen Dramen wird besonders ein Vers angeführt, der zu einer politischen Kundgebung im Theater für Cicero führte:

Túllius, qui líbertatem cívibus stabilíverat.**)

---

*) Solch riesige Masse gleitet hin
Auf hohem Meere, brausend, dröhnend, windumweht.
Die Wellen treibt sie vor sich her, regt Wirbel auf,
Stürzt gleitend vorwärts und spritzt schäumend Gischt empor.
Bald glaubt man, eine Wolke wälze sich heran,
Bald von dem Sturme sei ein Felsen losgelöst
Und mitgerissen; bald ein runder Wellenberg
Erhebe hoch sich aus der Wogen wildem Sturz.
Doch möcht's auch sein, dass erdige Massen auf der See
Dort treiben oder Tritons Dreizack von Grund aus
Sein Höhlenschloss zerstört auf wogendem Meeresgrund
Und Felsenmassen schleudert an das Tageslicht.
Gleichwie mutwillige hurtige Delphine weit
Vernehmbar sind, so klingt von ihm zum Ohr Gesang
So zauberhaft, wie des Silvanus helles Lied.

**) Tullius, der den Bürgern ihre Freiheit neu gefestigt hat.

Aus demselben Brutus stammt der Traum des Tarquinius:

Quoniám quieti córpus nocturno ímpetu
Dedí sopore plácans artus lánguidos:
Visum ést in somnis pástorem ad me adpéllere
Pecús lanigerum exímia pulchritúdine,
Duos cónsanguineos árietes inde éligi
Praeclárioremque álterum immoláre me.
Deinde éius germanum córnibus conítier,
In me árietare, eoque íctu me ad casúm dari:
Exím prostratum térra, graviter sáucium
Resupínum in caelo cóntueri máximum
Miríficum facinus: déxtrorsum orbem flámmeum
Radiátum solis líquier cursú novo.*)

Accius wird von den Römern der klassischen Zeit am höchsten von allen Tragikern geschätzt. Cicero nennt ihn einen grossen, Horaz einen erhabenen Dichter. Man rühmte seine Kraft, seine dionysische Begeisterung und stellte ihn den Griechen zur Seite. Allerdings hatten die feinfühligeren Dichter der augusteischen Zeit an seinen berühmten Trimetern (Horaz ars poet. 258) manches auszusetzen. Die erhaltenen Fragmente sind ihm nicht günstig; sie bekunden allerdings den Umfang seiner Studien, den historisch-politischen Charakter seiner Muse, eine unleugbare Kraft. Seine Dramen waren ausserordentlich beliebt und wurden noch lange aufgeführt.

Mit Accius erreichte die römische Tragödie ihre Höhe, aber auch ihr Ende. Es lohnt nicht der Mühe, die Epigonen auch nur zu nennen, zumal da wir Überreste fast gar nicht besitzen.

---

*) Der Ruhe hatt' ich hingegeben schon den Leib,
Dass nachts die müden Glieder stärke sanfter Schlaf:
Da sah im Traum ich einen Hirten sich mir nahn,
Des Herde mit dem schönsten, wolligen Fell geschmückt.
Zwei Widder eines Stammes wurden draus erwählt,
Und von den beiden opfre ich den schöneren.
Doch nun gebraucht der Bruder seiner Hörner Kraft,
Dringt auf mich ein, und von dem Stoss komm ich zu Fall.
So auf der Erde hingestreckt, verwundet schwer,
Erblickt' ich grade über mir am Himmelszelt
Ein unerhörtes Wunder: rechter Hand verging
Der Sonne strahlender Feuerball auf neuer Bahn.

Warum die tragische Ader so plötzlich versiegte, wer kann es erklären? War es die Konkurrenz der Fechterspiele, die den Geschmack und die Sitten verdarb? Oder trug die Komödie den Sieg davon, die dem nach Erholung verlangenden Staatsmann wie dem lachlustigen Volke williger entgegenkam? Es war vielleicht das Zusammenwirken aller dieser Gründe, die der römischen Tragödie nach fröhlichem Aufblühen ein rasches Ende bereitete. In den Briefen Ciceros lesen wir öfter von Aufführungen, so in dem Briefe an M. Marius (ad fam. 7, 1), wo jener den geschmacklosen Aufwand bei der Darstellung der Clytämnestra des Accius und des trojanischen Pferdes des Nävius rügt; auch bedauert er, dass der früher hochgefeierte Schauspieler Äsopus immer mehr zurückginge. Bei dieser Gelegenheit wurde im Jahre 55 das steinerne Theater des Pompejus eingeweiht; äusserer Aufwand und innere Gesundheit standen, wie so oft, im schroffen Gegensatz zu einander. Länger währte die Blüte der heiteren Bühnendichtung.

Der volkstümlichste Dichter der älteren Latinität, dessen Werke auch uns ein hohes Interesse abnötigen, T. Maccius Plautus (um 251—184) ist uns nach seinen Erlebnissen so wenig bekannt, dass erst Ritschl, der geniale Wiedererwecker seiner Komödien, seinen richtigen Namen (statt M. Accius) wieder festgestellt hat. Geboren zu Sarsina in Umbrien in niedrigen Verhältnissen, hatte er sich in Rom als Theaterarbeiter (in operis artificum scenicorum) so viel verdient, dass er ein Handelsgeschäft begründete. Aber er verlor sein Geld und musste sich, um sein Leben zu fristen, in eine Handmühle verdingen. Hier soll er seine ersten nicht mehr erhaltenen Stücke, Saturio und Addictus (der Schuldsklave), geschrieben haben. Da sein Versuch glückte, so blieb er dem Theater treu; er beschränkte sich, in weiser Erkenntnis seiner Begabung, auf die Bearbeitung griechischer Stücke. Weiter wissen wir nichts von seinem Leben. Er wurde in dem Grade gefeiert, dass nach seinem Tode nicht nur seine eigenen Stücke immer wieder aufgeführt und neu bearbeitet, sondern auch andere ihm untergeschoben wurden. Wir danken es den römischen Philologen, insbesondere dem gelehrten Varro, dass sie rechtzeitig die echten plautinischen Stücke ausschieden.

Diese 21 sogenannten fabulae Varronianae sind uns, einschliesslich der stark zertrümmerten Vidularia, erhalten. Er wurde auch von den gebildeten Kreisen, allerdings nur bis zum Ende des Freistaates, hochgeschätzt. Cicero (de orat. 3, 1, de off. 12, 29) rühmt seine Sprache; Horaz freilich wird ihm, gemäss seiner prinzipiellen Stellung gegenüber der archaischen Litteratur, nicht gerecht (ep. 2, 1, 170 ff. ars poet. 270 ff.). Um so höher schätzt ihn der archaisierende Gellius, der uns seine allerdings vielleicht unechte Grabschrift aufbewahrt hat (1, 24):

Postquam est mortem aptus Plautus, comoedia luget,
Scaena est deserta, dein risus ludusque iocusque
Et numeri innumeri simul omnes illacrimarunt.*)

Plautus ist allerdings kein Originalgenie, aber ebenso wenig ein blosser Übersetzer. In Stoff und Aufbau lehnte er sich an die *νέα κωμῳδία* der Attiker an, in Sprache und Metrik war er selbständig, meist auch in der Charakteristik. Nachdem die kurze Blütezeit der alten Komödie, Eupolis atque Cratinus Aristophanesque poetae, vorübergegangen war, hatte sich die komische Muse auf die engen Kreise des häuslichen Lebens beschränkt; eine uns wenig bekannte Richtung, die sogenannte mittlere Komödie, travestierte die alten Göttermythen. Es ist das bürgerliche Leben des sinkenden Athens aus der Zeit des Demosthenes und Alexander, das uns bei Menander, Philemon und Diphilus entgegentritt. Den Mittelpunkt des Interesses bildet das Verhältnis der Geschlechter zu einander, die Liebe mit ihren Freuden und Leiden. Allerdings weicht die Auffassung der Herzensbeziehungen gar sehr von unserer christlich-germanischen Innerlichkeit ab. Die sittliche Veredlung der Geschlechterliebe, die den Griechen schon in ihrer Blütezeit fehlte, war noch weit weniger in der Zeit des Verfalls zu erwarten. Es darf nicht vergessen werden, dass wohl die Hetäre Aspasia, nicht aber die Ehefrau Xanthippe in strahlender Beleuchtung erscheint. So tritt uns erst recht bei Menander und seinen Kunstgenossen die Ehe als nüchtern und prosaisch entgegen, während die freieren Beziehungen zu Freigelassenen poetisch

*) Seitdem Plautus dem Tode verfallen, hat Trauer das Lustspiel,
Ist die Bühne verlassen; das Lachen, das Spielen und Scherzen
Und die unzähligen Verse sind alle in Thränen zerflossen.

verklärt werden. Der Grundgedanke ist fast immer derselbe. Ein anmutiges Mädchen ist ohne sein Verschulden in die Gewalt eines habgierigen Menschen geraten. Der feurige Liebhaber will es für sein Leben gern befreien, ermangelt aber des erforderlichen Geldes. Da tritt nun der vertraute Sklave, ein verschmitzter Gesell und Ränkeschmied, helfend ein und veranlasst den hartherzigen Vater des Jünglings durch mancherlei Listen, das Geld herauszugeben. Die Darstellung der Intrigue ist die Hauptsache. Den Schluss bildet die vergnügliche Hochzeit, die Belohnung des treuen Helfers, die Verhöhnung oder Versöhnung der Betrogenen. Dieses Grundschema lässt natürlich zahlreiche Variationen zu, besonders durch Einfügung von Charakterrollen, wie die des renommierenden Soldaten, des hungrigen Schmarotzers, des prahlerischen Kochs u. a. So die Vorlagen des Plautus, soweit wir sie aus Bruchstücken und Nachbildungen erkennen können. Sie standen sittlich nicht hoch; aber eine „kotzebuesche Sittenfäulnis“ in ihnen zu erkennen, wie Mommsen will, ist eine starke Übertreibung. Wichtiger ist uns, was Plautus daraus gemacht hat.

Der Grad seiner Selbständigkeit wird sich schwer feststellen lassen. Schon aus politischen Gründen, aus Rücksicht auf die Polizei liess er den griechischen oder kleinasiatischen Schauplatz bestehen, ebenso die athenische Lokalfarbe, ohne sich ängstlich an Geographie und Geschichte zu kehren, wie es ja auch Shakespeare in seinen Römerdramen gemacht hat. Plautus mengt ohne Bedenken römische Verhältnisse und Namen ein und verdient deshalb so wenig Tadel, wie sein grösserer Kunstgenosse, wenn er im „Julius Cäsar“ eine Uhr schlagen lässt. Auch den Aufbau scheint Plautus im ganzen beibehalten zu haben, doch mit einem wichtigen Unterschiede. Da er es mit einem Publikum zu thun hatte, das nach seiner derberen Art stoffhungrig war, so genügte ihm oft nicht die Handlung seiner Vorlage. Er griff daher zu dem unkünstlerischen, aber wirksamen Mittel der Zusammenarbeitung zweier Komödien (contaminatio). Daher rührt der Mangel eines Zusammenhangs, wie er oft innerhalb desselben Stücks zu Tage tritt. Die Einheit, der übersichtliche Aufbau der Handlung ist nicht seine Stärke. Am meisten hat er sich noch mit der Exposition Mühe gegeben, da es ihm daran gelegen sein

musste, sein etwas schwerfälliges Publikum gründlich über die Vorfabel zu unterrichten. Diesem Zwecke dienen auch die Prologe, die einigen Stücken voraufgehen, aber nicht von seiner Hand herrühren. Ebensowenig die Argumenta, kurze Inhaltsangaben. Im ganzen scheint er die Einteilung in fünf Akte, die später Horaz (ars poet. 189) als Regel aufstellte, eingehalten zu haben, ohne eine gleichmässige Ausdehnung der einzelnen Akte durchzuführen. Die Handlung ist fast immer von aussen angeregt, eine kecke Intrigue, eine drastische Situationskomik, Verwechslungen und Wiedererkennungen. Eine kunstmässige Steigerung darf von diesem naiven Genie nicht erwartet werden, das weder das Gesetz der Einheit noch das der Wahrscheinlichkeit beachtete. Es ist unglaublich, was den zu betrügenden Vätern oft zugemutet wird; sie rennen mit offenen Augen in ihr Verderben. Nur selten wird die Verwicklung von innen, aus dem Charakter, heraus abgeleitet, wie z. B. aus dem Geiz, ein Fall, in dem der Dichter seine höchste Leistung erreicht. In Augenblicken höherer Spannung tritt an Stelle des Dialogs (diverbium) der Gesang zur Flöte (canticum).

Um so bedeutender ist das, was Plautus in der Charakteristik selbst leistet; hier ist er offenbar vielfach über seine Vorbilder hinausgegangen. Die Art der Charakteristik ist allerdings nicht die individualisierende Shakespeares, sondern die typische der Griechen. Wir sehen in jedem den Vertreter einer Klasse, eines Standes, einer Gemütsart. Daher ist die Zahl der Charaktere nicht gross. Da sind zunächst die Jünglinge, die bald brav und tugendhaft, bald leichtsinnig und verliebt geschildert werden. Sie stehen den Hindernissen meist ratlos gegenüber und nehmen dann zu ihren Sklaven die Zuflucht, die sie recht ungleich behandeln, bald vergöttern, bald misshandeln. Unter den jungen Männern ragt der Bramarbas hervor, der schon in seinem Äusseren den Kriegshelden verrät, in Namen und Tracht. Er prahlt in frechster Weise mit seinen Siegen über Feinde und Frauenherzen, ist immer verliebt, aber thöricht und feig, weshalb er schliesslich geprellt und ausgelacht wird. Es ist merkwürdig, dass das kriegerische Römervolk eine solche Verunglimpfung des Kriegerstandes ertrug. Haustöchter treten fast gar nicht auf, um so

mehr Hetären, die natürlich alle von bestrickender Anmut sind, wie schon ihre reizenden Namen (Liebchen, Rosinchen, Rebchen) andeuten. Sie sind entweder unfrei und sehnen sich aus den schimpflichen Fesseln heraus, oder sie stehen auf eigenen Füssen und treiben ein frevles, übermütiges Spiel mit Männerherzen und Liebesschwüren, die ihnen nur materiellen Gewinn verschaffen sollen. Auf der tiefsten Stufe steht der Kuppler, dessen schimpfliches Gewerbe schon in seinem widerwärtigen Äussern und frechen Gebahren sich kennzeichnet; er ist ein Virtuose im Schimpfen, gehört aber schliesslich immer zu den Gefoppten. Weniger treten die hässlichen Duennen, Wechsler und Wucherer hervor. Dagegen spielen die Sklaven eine geradezu beherrschende Rolle, weshalb sich der Dichter öfters entschuldigt. Mürrisch und griesgrämig ist der Hofmeister, der seine liebe Not mit seinem Zögling hat und stets die gute, alte Zeit im Munde führt. Auch andere Sklaven sind brav und treu, werden aber gerade deshalb oft übers Ohr gehauen und verhöhnt. Ein Ideal von Dienertreue ist der Wackere, der sich für seinen jungen Herrn, um ihm die Freiheit zu ermöglichen, aufopfert und schwere Strafen auf sich nimmt. Aber des Dichters Lieblinge sind die Intriguanten, die den Knoten der Verwicklung schürzen und alles an der Nase herumführen, übermütige Schlingel, aber durch Witz und Geistesgegenwart ausgezeichnet, so dass man ihnen nicht böse werden kann. Sie gehen so weit in ihrer genialen Frechheit, dass sie es den Leuten vorher ankündigen, wenn sie jemand betrügen wollen. Wenn sie nach errungenem Siege sich der ausgelassenen Freude hingeben, erinnern sie an die Kumpane Falstaffs. Eine schlimme Stellung haben die armen Väter, denen von Söhnen, Mädchen und Sklaven arg zugesetzt wird. Zwar sind einige nachgiebig und verständnisvoll für die Wünsche der Jugend, andere aber sind mürrisch und verdriesslich, feindlich der Gattin und dem Sohne, dafür oft selbst mit weissen Haaren noch in Liebesnetzen. Diese Verirrung wird ihnen gründlich von der Ehefrau ausgetrieben, die freilich meist als reizloses und zänkisches Weib erscheint. Nur selten sehen wir eine wackere und liebenswerte Hausfrau. Besonderen Anlass zu komischen Scenen gewährt der Schmarotzer, der, von gewaltigem Hunger

geplagt, um ein Mahl jeglicher Würde vergisst. Zu allem ist er fähig um des unersättlichen Bauches willen; namentlich für Verkleidungen ist er geeignet, um irgend einen Betrug auszuführen. Nur einmal kommt ein Arzt vor, öfter ein Koch, der natürlich mit Küchenrecepten sich gross thut. Endlich sind noch Knaben zu nennen, die als Boten sich durch Frechheit und Prahlerei auszeichnen.

Unter den 21 Komödien, die in annähernd alphabetischer Folge überliefert sind, unterscheiden wir die schlichten Familienstücke Trinummus, Captivi, Stichus, dazu Rudens, Cistellaria, Vidularia; die Charakterkomödie Aulularia, dazu Truculentus; die Verwechslungskomödie Amphitruo (zugleich die einzige Travestie der Göttermythen), Menaechmi und Miles gloriosus; die Intriguenstücke Pseudolus, Bacchides, Curculio, Epidicus, Mostellaria, Mercator, Casina, Poenulus; die Possen Asinaria und Persa. Da die Handlungen dieser Stücke einander sehr ähnlich sind, so werden wir nur von je einem Vertreter einer Kategorie eine eingehende Analyse geben.

Unter den Familienstücken ragt der Trinummus, der Dreigroschentag, durch gediegenen Inhalt und sorgfältige Ausführung hervor. Im Prolog geben Luxuria und Inopia kurz die Vorfabel, die im ersten Akte der alte Megaronides ergänzt; er ist erbittert, dass sein Freund Callicles das Haus des abwesenden Charmides von dessen leichtsinnigem Sohne Lesbonicus, seinem Mündel, angekauft und so das in ihn gesetzte Vertrauen getäuscht hat. Aber jener erklärt ihm seine Handlungsweise als eine durch die Not gebotene; in dem Hause liege ein Schatz verborgen; um diesen der Familie zu erhalten, habe er das Haus erstanden, das er entweder dem Freunde nach seiner Rückkehr oder dessen Tochter als Mitgift zurückerstatten werde. Der zweite Akt beginnt mit einem Canticum, einem Gesangsstück, das aus den verschiedensten Metren, Baccheen, Iamben, Trochäen und Kretikern, besteht. Lysiteles verurteilt ehrbar das leichtsinnige, verschwenderische Leben verliebter Thoren:

Ápage te sís, amor: tuás res tibi habéto.*)

*) Packe dich, Liebe nur! Dein bleib, was dein ist.

Er wird in seinen vortrefflichen Grundsätzen von seinem Vater Philto bestärkt, dem er seine edle Absicht entwickelt, seinen leichtfertigen Freund Lesbonicus durch Heirat seiner Schwester unter Verzicht auf jegliche Mitgift aus bitterer Not zu reissen. Der Vater stimmt nach einigem Zaudern bei und übernimmt es, den Freiwerber zu spielen. Aber Lesbonicus will von dem edelmütigen Vorhaben seines Freundes nichts wissen, obgleich ihm sein Sklave Stasimus in den Ohren liegt: argentum *οἴχεται*; er will den letzten Besitz, der ihm geblieben ist, der Schwester als Heiratsgut mitgeben, während der Sklave in drolliger Weise sich sträubt, um nicht des Hungers zu sterben. Der dritte Akt zeigt ihn uns in der Unterredung mit dem Vormund des Mädchens Callicles, der aber sich bald zurückzieht, um den Wettstreit der beiden befreundeten Jünglinge im Edelmut zu belauschen. Lysiteles hält dem Verschwender sein wüstes Leben vor, kann ihn aber nicht bewegen, von der Mitgift abzustehen, sodass sich Stasimus schon auf ein abenteuerndes Soldatenleben in Zukunft vorbereitet. Nun erscheinen aber die beiden Alten und beraten eine List, wie man dem Mädchen aus dem verheimlichten Schatze eine Mitgift verschaffen kann; ein geriebener Taugenichts (Sykophant) soll als Fremder ausstaffiert werden, um angeblich aus Seleucia von dem abwesenden Charmides eine Summe zu überbringen. Da kommt im vierten Akt ganz unverhofft Charmides selbst und begegnet nach einem Dankgebet an Neptun dem angeblichen Boten, der dieses unverhofften Gewinns halber den Tag als Dreigroschentag bezeichnet und seine Instruktion sich noch einmal aufsagt. Es kommt zu einem ergötzlichen Gespräch, bei dem Charmides den Betrüger bald entlarvt und in jämmerliche Verlegenheit bringt; in seiner Angst fängt er an aufzuschneiden. Schliesslich muss er zu seinem Auftraggeber zurückkehren. Da kommt eilig Stasimus, der gleichfalls von Moral trieft, wie die anderen Personen des Stücks; nachdem er seinen Herrn endlich erkannt hat, berichtet er ihm schleunigst von der angeblichen Untreue des Callicles, die aber gleich darauf von diesem in das rechte Licht gestellt wird. Der fünfte Akt bringt die allseitig befriedigende Lösung des Knotens. Die un-

schädliche Intrigue wird erklärt, Lysiteles hält bei Charmides feierlich an:

Spónden tu ergo tuám gnatam uxorém mihi? —
Spóndeo et mille aúri Philippum dótis. *)

Der brave Schwiegersohn muss die Mitgift wohl oder übel nehmen, versöhnt nun aber mit dem Vater den leichtsinnigen Schwager, der dafür auch die Tochter des Callicles heimführt; allerdings wird bemerkt, dass nicht hundert Ehefrauen als Strafe für sein Vergehen ausreichten. Der Vorsänger schliesst: Plaudite. Das sympathische, wenn auch etwas moralisierende Stück ist dem *Θησαυρός* des Philemon nachgebildet, von unserem Lessing unter dem Titel „Der Schatz" trefflich bearbeitet.

In diese Kategorie gehören die Captivi, die Lessing für das schönste Stück erklärt hat; es verherrlicht die Treue. Hegio kauft, um seine gefangenen Söhne wieder zu gewinnen, Kriegsgefangene auf. Von diesen opfert sich der Sklave Tyndarus für seinen Herrn, dessen Befreiung er hart büssen muss. Aber auch Philocrates ist seinem Diener treu geblieben; er kehrt mit dem verlorenen Sohn des Hegio zurück, und nun zeigt es sich, dass Tyndarus dessen Bruder ist. Das ernste Stück hat ergreifende Stellen, die nur durch das lächerliche Geschwätz des ewig hungernden Parasiten ausgeglichen werden. Nicht minder feiert der Stichus, der den Adelphoe Menanders nachgebildet ist, die Treue, und zwar die zweier Frauen gegen ihre abwesenden Männer. Beide lassen sich nicht einmal durch ihren leichtfertigen Vater von ihrer Pflicht abbringen und werden durch die Rückkehr der Gatten schön belohnt. Lustig ist die Scene, in der ein übermütiger Bengel, Pinacium, die langersehnte Kunde bringt, wobei er die Ungeduld der harrenden Panegyris und des Parasiten Gelasimus aufs höchste spannt. Noch lustiger ist der Schluss, wo der Sklave Stichus und sein Freund Sagarinus mit ihrem gemeinsamen Liebchen den schönen Tag auf ihre Art feiern. Allerdings wird die Einheit der Handlung dadurch gröblich verletzt. Eine Wiedererkennung (*ἀναγνώρισις*) einer vermissten Tochter findet im Rudens, dem Tau, statt, das dem Diphilus nachgeschrieben ist.

*) Giebst du also deine Tochter mir zur Frau? —
Ja, ich geb' sie dir und tausend Philippd'ors zur Mitgift noch.

Im Prolog berichtet Arcturus, der alles sieht, dass bei einem Seesturm ein Kuppler mit zwei Mädchen in der Nähe eines Venustempels bei Cyrene gestrandet ist. Diese flüchten in das Heiligtum, wo sie der wackere Dämones gegen den habgierigen und wortbrüchigen Labrax verteidigt. Ein aufgefischter Koffer bietet die Erkennungszeichen, wonach der Greis seine eigene Tochter gerettet hat, der sie nun ihrem Geliebten in die Ehe giebt. Ganz dasselbe Thema behandeln die Cistellaria, die Kästchenkomödie, und die nur zum Teil erhaltene Vidularia, die Kofferkomödie, beide ernsteren Inhalts.

Den höchsten Wert in ästhetischer Hinsicht darf die Aulularia, die Topfkomödie, beanspruchen, in genialer Weise von dem französischen Komödiendichter Molière im L'avare nachgebildet. Hier ist die Entwicklung von innen heraus, aus dem Charakter des Helden, abgeleitet. Im Prolog giebt der Lar familiaris die Vorfabel. Der erste Akt zeigt uns den Geizhals Euclio mit seiner alten Magd Staphyla, die er grausam misshandelt, weil er sie in dem Verdacht hat, sie wolle ihm seinen Goldtopf, den er gefunden hat, heimlich entwenden. Aber der Fund ist ihm, der den Geiz schon von Vater und Grossvater geerbt hat, zum Fluche geworden; ruhelos treibt es ihn um. Nur im äussersten Notfall verlässt er das Haus, nachdem es fest verschlossen ist. Im zweiten Akt sehen wir zwei ältere Geschwister, Eunomia und Megadorus, in schöner Eintracht; die Schwester will den Bruder verheiratet wissen und empfiehlt ihm die Tochter des Geizhalses. Sofort geht Megadorus darauf ein und trägt dem Euclio, der eben geängstigt heimeilt, sein Anliegen vor. Dieser wittert natürlich nur böse, selbstsüchtige Absichten, wird aber durch Verzicht auf die Mitgift begütigt. Sofort rüstet der eilige Bräutigam das Hochzeitsmahl, auch Euclio lässt wenigstens die Töpfe auswaschen. Der Sklave Strobilus führt nun zwei Köche und Flötenspielerinnen herbei, die auf Kosten des Megadorus im Hause des Geizhalses die Vorbereitungen zur fröhlichen Feier treffen sollen. Aber nicht einmal damit ist dieser einverstanden, der nur etwas Weihrauch und Blumenkränze gekauft hat, da alle Lebensmittel zu teuer seien. Der dritte Akt beginnt mit einem Monolog des Koches Congrio, den Euclio sofort argwöhnisch ausfragt und

wegen seiner Verschwendung schilt und schlägt. Dagegen erfreut es ihn sichtlich, als sein Schwiegersohn in längerer Rede die Putzsucht der Frauen und die dadurch verursachten Kosten rügt; das sei gerade die Folge einer grossen Mitgift, auf die er darum gern verzichtet habe. Dagegen stimmen beide im Punkte der Hochzeitsfeier keineswegs überein; Megadorus will fröhlich schmausen und seinen Schwiegervater trunken machen, dieser aber fürchtet in seiner finstern Leidenschaft, dass jener es auf seinen Schatz abgesehen habe, und beschliesst, diesen im Tempel der Fides zu vergraben. Aber damit stürzt er sich in sein Unglück; denn der Sklave Strobilus folgt ihm im vierten Akte, in einem heftigen Zanke verrät sich der Geizhals, und als er wieder den Goldtopf herausgräbt, um ihn im Haine des Silvanus zu bergen, eilt der Sklave voraus, versteckt sich und beraubt ihn. Nun bekennt Lyconides, der Sohn der Eunomia, seiner Mutter, dass er einen älteren Anspruch auf das Mädchen habe, als der Bräutigam. Als er dem beraubten, kläglich jammernden Euclio begegnet, um sein Bekenntnis zu wiederholen, entsteht ein drolliges Missverständnis, jener denkt an das Mädchen, dieser an den Schatz. Der fünfte Akt bringt alles wieder ins Gleiche, leider ist er zum grössten Teil uns verloren gegangen. Ein Charakterstück scheint auch der Truculentus (Grobian) zu sein, in dem die Umwandlung eines groben, bäurischen Sklaven Stratulax in einen manierlichen, feinen Stadtbedienten eigentlich den Mittelpunkt bilden sollte; leider drängen sich habgierige Buhlerinnen stark in den Vordergrund, so dass das beifällige Urteil Ciceros (Cato m. 14) uns nicht verständlich ist. Hingegen ist dem Dichter vortrefflich die Zeichnung des renommierenden Soldaten im Miles gloriosus gelungen, der einem Ἀλαζών nachgebildet ist. Hauptmann Mauerbrecher, wie ihn unser Lessing (Hamb. Dramat. Stück 90) übersetzt hat, exponiert sich selbst im Gespräch mit seinem Parasiten Brockenschröter auf höchst ergötzliche Weise. Von fern leuchten Helm und Schwert, Schild und Mantel, ins Ungeheure gehen seine Heldenthaten, die der verlogene Schmarotzer ihm auf Wunsch vorrechnet, da er sich selbst nicht auf alles mehr besinnen kann. Einem Elefanten hat er mit einem Faustschlag aus Versehen den Schenkel zerbrochen. Die Opfer seines Helden-

mutes gleichen der Liste Leporellos, ihr gleicht aber auch die Zahl seiner Siege über Frauenherzen, die dem neuen Achilles widerstandslos zu Füssen sinken. Dabei ist der Prahlhans leichtgläubig, verliebt und feig. Denn als eine nicht allzufeine Intrigue gegen ihn gesponnen wird, um ein Mädchen aus seiner Gewalt zu befreien, geht er blind in die Falle und offenbart hier seine Hasenherzigkeit; er wird geprügelt, bedroht und verhöhnt. Mit dieser köstlichen Gestalt rächte sich einst das besiegte Athen an dem gewaltigen macedonischen Sieger; von hier aus nahm der Bramarbas, wie ihn der dänische Lustspieldichter Holberg taufte, seinen Weg durch die Weltlitteratur. Der Nachkommen des Miles in den Komödien der Romanen ist Legion, aber auch in Shakespeares Falstaff und Gryphius Horribilicribrifax lebte er weiter, bis Lessing zum ersten Male in Tellheim und seinen Leuten den Soldatenstand im Lustspiel wieder ehrlich machte.

Der Miles könnte auch für die Verwechslungskomödie beansprucht werden, insofern die Philocomasium mittelst einer durchbrochenen Wand in zwei Häusern und scheinbar in zwei Persönlichkeiten erscheint. Klassischer zeugen von der genialen Erfindungsgabe des Dichters die Menaechmi, in deren Prolog uns erzählt wird, dass zwei zum Verwechseln ähnliche Zwillingsbrüder, Menächmus I und II, durch ein widriges Geschick getrennt, endlich einander in Epidamnus näher gebracht werden, aber ohne dass der eine dem andern begegnet. Der einheimische Bruder ist ein leichtfertiger Mensch, der seiner Frau ein Gewand ausgeführt hat, um es seiner Geliebten zu schenken. Der ewig hungrige Parasit übernimmt die Vermittlung und bestellt ein leckeres Mahl bei Erotium. Im zweiten Akt tritt nun der andere Bruder auf, der aus der Fremde kommt und von dem Dasein seines Zwillings keine Ahnung hat; auf ihn stösst zuerst der Koch, dem der Parasit zu Einkäufen Auftrag gegeben hat; die Verwechslung beginnt. Aber der Fremde findet sich mit Humor in die seltsame Lage und lässt sich von dem Mädchen ins Haus nötigen, um die für seinen Bruder zugerüstete Mahlzeit zu verzehren. Im dritten Akte tritt er wieder heraus und stösst auf den Parasiten des andern, den er weder kennt noch versteht, wenn dieser von den ihm gewordenen Aufträgen redet. Der um

seine Mahlzeit betrogene Tropf rächt sich, indem er der Gattin seines Herrn dessen verräterisches, treuloses Gebahren vermeldet. Natürlich kommt gerade der echte Menächmus hinzu, über den das Ungewitter losbricht, ohne dass dieser einen Vorteil von seiner Untreue gezogen hätte. Nun erscheint auch Erotium, die ihm gleichfalls zürnt, weil er ihre Reden und Anspielungen nicht versteht noch verstehen kann. Der vierte Akt zeigt uns den andern Menächmus im Zank mit der Frau seines Bruders, die ihren Vater herbeiruft, um sie gegen den treulosen Gatten zu beschützen. Die Verwicklung durch die Verwechslung der Zwillinge wird immer ärger, besonders als im fünften Akte der Schwiegervater einen Arzt zur Stelle bringt, der den scheinbar Tollen heilen soll. Ein ärztliches Verhör beginnt, das den Gefragten beinah in wirkliche Wut versetzt; er soll einige zwanzig Tage Nieswurz trinken! Da der „Kranke“ ihm dafür dreissig Tage Prügel androht, soll er durch vier kräftige Männer gebunden werden. Natürlich geraten die Lorarii an den falschen Menächmus, der aber von dem Sklaven des andern glücklich verteidigt wird, um sofort mit diesem sich zu veruneinigen; denn beide verstehen einander nicht. So geht es weiter, bis endlich die Zwillinge sich treffen und erkennen. Die zwerchfellerschütternde Komik dieses heitern Spiels hat bekanntlich Shakespeare in seiner „Komödie der Irrungen“ nachgebildet und durch Einführung eines Zwillingspaares von Sklaven sogar erweitert. Aber auch darin ist ihm Plautus vorangegangen im Amphitruo, wo Jupiter und Mercur die Gestalten des Amphitruo und des Sosias annehmen. In einem langen Prologe giebt der Götterbote Auskunft über Gattung und Voraussetzung des Stücks:

Post árgumentum huius éloquar tragoédiae.
Quid cóntraxistis fróntem? Quia tragoédiam
Dixí futuram hanc? Déus sum, commutávero.*)'

Er macht also aus der Tragödie eine Komödie, eine tragicomoedia, das einzige nahezu vollständig erhaltene Beispiel einer Travestie der Göttermythen, wie sie die mittlere Komödie liebte.

*) Dann gebe ich den Inhalt der Tragödie.
Was faltet ihr die Stirn? Weil eine Tragödie
Es werden soll? Ich bin ein Gott, und ändre's leicht.

Die Sache selbst ist in sittlicher Hinsicht überaus bedenklich, die Durchführung sehr lustig, besonders wenn Sosia mit seinem zweiten Ich zusammenstösst. Zum Schluss versöhnt die Geburt des Hercules einigermassen mit der Täuschung der trefflich gezeichneten Alcmene. An Plautus haben sich Molière und Heinrich v. Kleist in ihren Nachbildungen eng angeschlossen.

Aber die beliebteste Gattung ist doch die reine Intriguenkomödie, als deren Typus der vortreffliche Pseudolus dienen mag, zum ersten Male an den Megalesien 191, bei Einweihung des Tempels der Cybele, aufgeführt. Der Sklave, nach dem das Stück benannt ist, bildet den Mittelpunkt der Handlung. Nachdem er von seinem Herrn Calidorus einen Brief zur Einsicht erhalten hat, in dem die liebliche Phönicium mitteilt, dass sie von ihrem Herrn Ballio für 20 Minen, von denen 15 bezahlt sind, an einen Soldaten verkauft sei, macht er sich mit Selbstvertrauen ans Werk, dem Calidorus die Geliebte zu retten. Inzwischen erscheint der rohe Kneipwirt Ballio und giebt in einem Canticum seinen Leuten eine Reihe von Aufträgen, das Haus zu reinigen und brav Geld zu verdienen. Eine Unterredung führt zu keinem Nachgeben und endet mit einem Hagel von Schimpfworten. Nun belauscht Pseudolus seines Herrn Vater Simo im Gespräch mit Callipho, von denen jener streng und geizig, dieser nachsichtig und freigebig ist. In wahrhaft genialer Frechheit sagt der Schlingel dem Alten vorher, dass er ihn mit Erfolg betrügen werde, jener möge sich hüten. Mit köstlichem Selbstbewusstsein beginnt er in einem Canticum den zweiten Akt. Der glückliche Zufall, der allerdings eine grosse Rolle bei Plautus spielt, führt ihm den Boten des Soldaten, Harpax, in die Arme, den er beschwatzt, das verabredete Zeichen und den Brief seines Herrn ihm zu überlassen. Pseudolus jubelt und veranlasst seinen Herrn und dessen Freund Charinus, irgend einen Menschen als Boten des Soldaten herauszuputzen, der das Mädchen gegen Bezahlung der rückständigen 5 Minen von Ballio abholen soll. Im dritten Akt wird uns die niedrige Art des Ballio in einem Gespräche mit dem Koch, der mit seiner Kunst gehörig prahlt, und mit einem Knaben geschildert. Nun erscheint der Schelm Pseudolus und instruiert noch einmal den falschen Boten, Simia, der gar bald mit Hülfe

der entwendeten Kennzeichen seinen Zweck erreicht. Weinend verlässt Phoenicium das Haus, wird aber rasch durch Mitteilung der List getröstet. Der vierte Akt zeigt uns Ballio im Gefühl des glänzenden Triumphs über das glücklich abgeschlossene Geschäft, ja, er geht sogar eine Wette mit Simo um 20 Minen ein, dass Pseudolus, der gleichfalls mit Simo gewettet hat, seine Wette nicht gewinnen wird. Aber da kommt Harpax, der echte Bote, der seinem Ärger über die nicht eingehaltenen Versprechungen des Sklaven in einem Canticum Luft macht. Nun beginnt es schrecklich zu tagen, Ballio will sterben vor Ärger, muss aber dem Harpax 15 Minen zurückzahlen. Desgleichen treibt Simo vergnügt seine Wette ein. In übermütiger Lust beginnt der Sieger Pseudolus den fünften Akt mit einem frechen Kneipliede. Stark angetrunken ruft er den alten Simo heraus und erinnert ihn an die verlorene Wette; dieser muss klein beigeben und wird schliesslich aus Gnade eingeladen, am Gelage sich zu beteiligen. So schliesst das wilde, oft freche, aber witzige und trefflich aufgebaute Stück, das am ehesten als Typus der plautinischen Muse angesehen werden kann. Nach demselben Schema sind die Bacchides gedichtet, und zwar nach dem Vorbilde von Menanders *Δὶς ἐξαπατῶν*. Das unterscheidende Merkmal besteht darin, dass der geriebene Chrysalus nicht einmal, sondern zweimal den Vater seines jungen Herrn betrügen muss; den beiden Hetären, die gar anmutig geschildert sind, stehen zwei Jünglinge gegenüber, der eine ehrenhaft, der andere locker. Auch zwei Väter stellen sich dar, die schliesslich gute Miene zum bösen Spiel machen und an dem Gelage ihrer hoffnungsvollen Söhne teilnehmen. Im Curculio (Gurgelmensch) leistet der Schmarotzer die Dienste des pfiffigen Sklaven. Der Epidicus zeigt eine derartige Verwicklung, dass es schwer ist zu folgen; vielleicht hat die Verarbeitung zweier griechischen Originale die Klarheit des Aufbaus beeinträchtigt. Hier erkennt ein Soldat in dem begehrten Mädchen seine Schwester, im Poenulus, dem ein *Καρχηδόνιος* zu Grunde liegt, ein Vater seine Töchter. Dieses Stück ist namentlich durch die eingestreuten punischen Worte wichtig. In der Mostellaria, der Gespensterkomödie, sucht der listige Sklave den Vater von seinem Hause, wo der Sohn lustig zecht, durch allerlei Vor-

spiegelungen fernzuhalten. Eine besondere Abart dieser Kategorie, aber nicht eine erfreuliche, bilden die Stücke, wo Vater und Sohn, wie in den „beiden Klingsbergs“ von Kotzebue, sich gegenseitig ins Gehege kommen. Ganz lustig geht es wenigstens in der Casina her, die übrigens gar nicht einmal auftritt. Richtiger hat Diphilus sein Stück *Κληρούμενοι* genannt; denn da Vater und Sohn zwei Bewerber vorschieben, um auf diese Weise zu ihrem Zwecke zu gelangen, wird gelost, wessen Kandidat die Braut heimführen soll. Der Vater siegt, aber seine wackere Gattin führt ihn durch gerechte Beschämung zu seiner Pflicht zurück. Am Hochzeitstage wird der Casina ein derber Bursche untergeschoben, der die beiden sauberen Genossen tüchtig durchwalkt. Im Mercator, dem *Ἔμπορος* des Philemon, will der alte Demipho seinem Sohne das Mädchen, das sich dieser aus der Fremde mitgebracht hat, abspenstig machen. Auch hier ist der Erfolg der nämliche, der Übelthäter wird ertappt und beschämt.

Mit diesen beiden Stücken sind wir schon eine Stufe tiefer gestiegen und nähern uns dem Gebiet, wo das Lustspiel aufhört und die Posse anfängt. Diesem Gebiet des Niedrigkomischen gehören ganz an die Asinaria, der *Ὀναγός* des Demophilus, und der Persa. Dort wird das für den Verkauf von Eseln erstandene Geld unterschlagen, hier das aus einem Ochsenhandel; in letzterem Falle sind es sogar nur Sklaven, unter denen das Stück spielt; daher der possenhafte, derbe Ton.

Aber weder in der Auswahl der Muster noch im Aufbau oder in der Charakteristik liegt die Stärke des Dichters, sondern vor allem in der meisterhaften Beherrschung von Vers und Sprache. Zwar bindet er sich noch nicht an die strengen Gesetze in Prosodie und Metrik, wie sie die Dichter der augusteischen Zeit in engerem Anschluss an die griechischen Vorbilder aufstellten, aber unter Voraussetzung einer gewissen Freiheit sind die Verse des Plautus mannigfach, kräftig und flüssig und passen sich trefflich dem Inhalt an. Auch der sprachliche Ausdruck kann sich nicht mit der abgeschliffenen Eleganz der goldenen Latinität messen; was ihm aber an Korrektheit und Glanz abgeht, ersetzt er reichlich durch Ursprünglichkeit und Frische, wie Cicero, der grösste Sprachmeister Roms, treffend herausgefühlt hat.

Die Rede läuft, entsprechend dem sermo familiaris und plebejus, meist parataktisch dahin. Besonders auffällig erscheinen die bunte Mischung älterer und jüngerer Sprachformen, die Fülle griechischer Wörter, die plebejischen Ausdrücke, sowie die Freiheit der Wortbildung. Allitteration, Assonanz, Refrain, Wortwitz, Hyperbel, kurz, alle rhetorischen Kunstmittel sind dem Dichter bekannt und geläufig, aber nicht aus Reflexion und theoretischer Einsicht, sondern aus naivem Sprachgefühl und nationalem Mutterwitz entsprossen. Zwar ist der Witz oft grobkörnig, nicht selten unflätig und gemein. Dafür entschädigt aber der frische Erdgeruch der Volkstümlichkeit. Es war kein Wunder, dass sich die Kinder einer verfeinerten Gesittung an dem „Dorfgeruch" der plautinischen Muse stiessen; es ist aber verkehrt, wenn auch wir, wie Mommsen, das unbillige Urteil des Horaz bestätigen. So ist, wie richtig eingewandt ist, Hans Sachs von einer verbildeten Nachkommenschaft verkannt worden, bis ihn Goethe wieder zu Ehren brachte; so selbst der gewaltigere Shakespeare, in dessen genialem Humor ein Voltaire nur die Spässe eines „betrunkenen Wilden" erkannte. Das ist auch der Standpunkt Nicolais und anderer Vertreter der verflachten Aufklärung. Es ist Herders unvergessliches Verdienst, dass er uns gelehrt hat, billig zu urteilen, indem wir uns in die Zeit und in die Anschauungen des Volkes versetzen, in dem und für das der Dichter geschrieben hat. In dieser Voraussetzung ist Plautus als ein echter Dichter der komischen Muse zu verehren, wie ihn auch Lessing richtig beurteilt hat.

Um ein anschauliches Bild von seiner sprachlich-metrischen Gewandtheit zu geben, sollen drei Stellen hier auch im Urtext mitgeteilt werden; denn jede Übersetzung, die nicht ein Herder geleistet hat, verwischt den Duft und die Frische des Originals. An der ersten Stelle (Stichus 2, 1, 326 ff.) bringt der Knabe Pinacium in Gegenwart des Parasiten Gelasimus der harrenden Panegyris die Nachricht von der Ankunft des lange vermissten Mannes:

Panegyris. Quisnam óbsecro has frangit fóris? ubi ubist? tun haéc
facis? tun mi huc hóstis venis? *)

*) Pan. Ach Gott! Wer nur reisset da so an der Thür? Und wo ist er?
Warst du es und kommst du als Feind?

Gelasimus. Salvé: tuo arcessitú venio huc.
Pan. Ean grátia foris éffringis?
Gel. Tuos ínclama, tui délinquont: ego quíd me velles vísebam.
Nam méd equidem harum míserebat.
Pinacium. Ergo áuxilium properé latumst.
Pan. Quísnam hic loquitur tám prope nos? an Gélasimust?
Gel. Pinácium.
Pan. Vbist?
Pin. Réspice ad me et relínque egentem párasitum, Panégyris.
Pan. Pínacium
Pin. Istuc índiderunt nómen maiorés mihi.
Pan. Quíd agis?
Pin. Quid agam, rógitas?
Pan. Quidni rógitem?
Pin. Quid mecúmst tibi?
Pan. Meín fastidis, própudiose? elóquere propere, Pínacium.
Pin. Iúbe me omittere ígitur hos, qui rétinent.
Pan. Qui retinént?
Pin. Rogas?
Omnia membra lássitudo míhi tenet.
Pan. Linguám quidem
Sát scio tibi nón tenere.

Gel. Meinen Gruss! denn ich komme, gerufen von dir.
Pan. Und deshalb brichst du die Thüre dir auf?
Gel. Darum schilt nur die deinen, denn sie trifft die Schuld: ich kam, um zu sehn, was du wolltest von mir.
Denn mit Mitleid erfüllt mich der Armen Geschick.
Pin. Darum ist nun sehr bald auch Hilfe geschafft.
Pan. Wer spricht da so nahe bei uns? Du Gelasimus?
Pin. Pinacium.
Pan. Wo steckt der denn?
Pin. Sieh dich um nur; lass den armen Schlucker stehn.
Pan. Pinacium
Pin. Ja, diesen Namen gaben meine Eltern mir.
Pan. Und du willst?
Pin. Was ich will, fragst du?
Pan. Dürft' ichs nicht?
Pin. Was geht's dich an?
Pan. Mir verschliessest du dich, du Schlingel? Sag' es schnell, Pinacium!
Pin. Bändige die erst, die's verwehren.
Pan. Wer verwehrt's denn?
Pin. Liegt dir dran?
Alle Glieder fesselt Schlaffheit.
Pan. Deine Zunge sicher nicht
Sattsam weiss ich's.

Pin. Ita céleri curriculó fui
Própere a portu, tui honóris causa.
Pan. Écquid adportás boni?
Pin. Nímio adporto múlto tanto plús quam speras.
Pan. Sálva sum.
Pin. At ego perii, quoí medullam lássitudo pérbibit.
Gel. Quíd ego, quoi miseró medullam véntris percepít fames?
Pan. Écquem convenísti?
Pin. Multos.
Pan. At virum?
Pin. Equidem plúrumos:
Vérum ex multis néquiorem núllum quam hic est.
Pan. Quómodo?
Gel. Iándudum ego istunc aégre patior dícere iniusté mihi.
Praéterhac si me ínritassis
Pin. Édepol essuriés male.
Gel. Ánimum inducam, ut ístuc verum te élocutum esse árbitrer.
Pin. Múnditias volo fíeri: ecferte huc scópas simulque harúndinem,
Út operam omnem aráneorum pérdam et texturam ímprobam,
Deíciamque earum ómneis telas.
Gel. Míseri algebunt póstea.

Pin. So schnell bin ich von dem Hafen hergeeilt,
Und das dir zu Ehren.
Pan. Also bringst du gute Kunde mir?
Pin. Tausendmal mehr Gutes bring' ich als du hoffst.
Pan. Das rettet mich!
Pin. Aber ich bin tot; Erschlaffung zehret mir am Marke schon.
Gel. Was soll ich dann sagen? Hat mir Hunger doch schon das Mark zerstört.
Pan. Hast du wen getroffen?
Pin. Viele.
Pan. Doch den Mann?
Pin. Der Männer viel:
Aber unter allen keinen Schlechteren als den hier.
Pan. Wieso?
Gel. Längst schon schmerzt es mich, dass grundlos dieser Bengel hier mich schmäht.
Wenn du mich noch weiter ärgerst —
Pan. Wahrlich, du musst sehr hungrig sein.
Gel. Jetzt will endlich ich mal glauben, dass auch du die Wahrheit sprichst.
Pin. Sauber muss nun alles werden; bringet Besen her und Sand;
Weg jetzt mit der Spinnen Arbeit, weg das hässliche Gespinnst!
'runter alle ihre Netze!
Gel. Gross wird sein der Armen Schmerz.

Pin. Quíd? illas itidemne ésse censes, quási te, cum veste única?
Cápe illas scopas.
Gel. Cápiam.
Pin. Hoc egomet, tu hóc converre.
Gel. Ego fécero.
Pin. Écquis huc effert nássiternam cúm aqua?
Gel. Sine suffrágio
Pópuli tamen aedílitatem hic quídem gerit.
Pin. Age tu ócius
Fínge humum, conspérge ante aedis.
Gel. Fáciam.
Pin. Factum opórtuit.
Égo hinc araneás de foribus déiciam et de páriete.
Gel. Édepol rem negótiosam.
Pan. Quíd sit, nil etiám scio:
Nísi forte hospités venturi súnt.
Pin. Vos lectos stérnite.
Gel. Príncipium placét de lectis.
Pin. Álii ligna caédite:
Álii piscis dépurgate, quós piscator áttulit:
Pérnam et glandiúm deicite.
Gel. Hic hércle homo nimiúm sapit.

Pin. Glaubst du, jenen gehe wie dir es. Sie auch hätten ein Kleid nur?
Nimm den Besen da.
Gel. Ich thu's schon.
Pin. Fege da, ich hier.
Gel. Ja, gern.
Pin. Bringt nicht bald auch wer zum Sprengen eine Kanne Wasser?
Gel. Der
Tritt wie ein Ädil auf, fehlt ihm auch die Volkswahl.
Pin. Immer schnell,
Feg' die Erde, spreng' vorm Hause!
Gel. Gleich!
Pin. Es müsst' schon fertig sein.
Ich will hier von Spinneweben säubern erst noch Thür und Wand.
Gel. Wahrlich, eine schwere Arbeit!
Pan. Doch noch weiss ich nicht wozu?
Wenn nicht etwa Freunde kommen.
Pin. Ihr stellt jetzt die Sofas auf.
Gel. Solchen Anfang habe ich gerne.
Pin. Ihr hier spaltet tüchtig Holz;
Ihr da reiniget die Fische, die der Fischer hat gebracht:
Holt die Schinken und Drüsenstücke!
Gel. Der wahrhaftig ist zu klug.

Pan. Nón ecastor, út ego opinor, sátis erae morém geris.
Pin. Ímmo res omnís relictas hábeo prae quod tú velis.
Pan. Túm tu igitur, qua caúsa missus és ad portum, id éxpedi.
Pin. Dícam. Postquam mé misisti ad pórtum cum lucí simul,
Cómmodum radiósus sese sól superabat éx mari.
Dúm percontor pórtitores, écquae navis vénerit
Éx Asia, negánt venisse: cónspicatus sum ínterim
Cércurum, quo ego mé maiorem nón vidisse cénseo.
Ín portum ventó secundo, vélo passo pérvenit.
Álius alium pércontamur: quóiast navis? quíd vehit?
Ínteribi Epignomúm conspicio tuóm virum et servóm Stichum.
Pan. Hém, quid? Epignomum élocutu's?
Pin. Tuóm virum
Gel. Et vitám meam.
Pin. Vénit, inquam.
Pan. Tútin eum ipsus ípsum vidistí?
Pin. Lubens.
Gel. Hércle vero cápiam scopas átque hoc convorrám lubens.
Pin. Árgentique auríque advexit nímium.
Gel. Nimis factúm bene.
Pin. Lánam purpurámque multam.
Gel. Ést qui ventrem véstiam.

Pan. Nein, beim Kastor! wirklich trefflich spielst des Hausherrn Rolle du.
Pin. Vielmehr hab' ich alles verlassen über dem, was dich erfreut.
Pan. Dann sag mir auch das, weswegen du zum Hafen bist gesandt.
Pin. Sei's denn; als du mich zum Hafen sandtest, da der Tag aufging,
Tauchte grad' die strahlende Sonne aus dem Meere herrlich auf.
Wie ich nun die Zöllner frage, ob ein Schiff gekommen sei
Fern aus Asien, heisst es: „nein" nur. Doch indes entdeckt' ich schon
Einen Kutter, wie ihn grösser, dächt' ich, ich noch nicht gesehn.
In den Hafen trieb der Wind ihn, alle Segel straff gespannt.
Einer fragt von uns den andern: Wem gehört, was will das Schiff?
Da seh' ich schon Epignomus, deinen Mann, und Stichus nahn.
Pan. Wie? sag', nanntest du Epignomus?
Pin. Deinen Mann.
Pan. Mein Leben gar!
Pin. Er ist da, erzähl' ich.
Pan. Sahst du ihn mit eignen Augen?
Pin. Ja.
Gel. Wahrlich, jetzt nehm' ich den Besen herzlich gern und fege hier.
Pin. Gold und Silber bringt er viel mit.
Gel. Das ist wirklich gar zu schön.
Pin. Wolle viel und schönen Purpur.
Gel. Davon kriege ich ein Kleid.

Pin. Léctos eburatós, auratos.
Gel. Áccubabo régie.
Pin. Túm Babylonicá peristroma et tónsilia tapétia
Ádvexit.
Gel. Nimiúm bonae rei. Hércle rem gestám bene.
Pin. Póste ut occepí narrare, fídicinas, tibícinas,
Sámbucas advéxit secum fórma eximia.
Gel. Eúgepae.
Quándo adbibero, adlúdiabo; túm sum ridiculíssumus.
Pin. Póste unguenta múltigenerum múlta.
Gel. Non vendó logos:
Iám ego non facio aúctionem: mi óptigit heréditas.
Málevoli perquísitores aúctionum périerint.
Hércules, decumam ésse adauctam, tíbi quam vovi, grátulor.
Spés est, tandem aliquándo inportunam éxigere ex uteró famem.
Pin. Póste autem parasítos secum advéxit
Gel. Ei, perií miser.
Pin. Rídiculissumós.
Gel. Revorram hercle hóc, quod convorrí modo.
Vénales logí sunt illi, quós negabam véndere.
Ílicet: iam méo malost quod málevolentes gaúdeant.
Hércules, qui déus sis, sane díscessisti nón bene.

Pin. Goldne und elfenbeinerne Sofas.
Gel. Liegen werd' ich königlich.
Pin. Dazu babylonische Decken und geschorne Teppiche
Bringt er mit.
Gel. Zu viel des Guten! Wahrlich unerhörtes Glück.
Pin. Dazu sind, erzähl' ich weiter, Mädchen zum Saiten- und Flötenspiel
Und auch wunderschöne Harfen in dem Schiffe.
Gel. Ei, wie schön!
Wenn ich erst mit ihnen kose, dann will ich schon witzig sein.
Pin. Weiter viele Arten Salben.
Gel. Nicht verkauf' ich Witze mehr.
Nicht versteigre ich sie weiter: eine Erbschaft fiel mir zu.
All die schändlichen Besucher der Auktionen hol' der Tod.
Herkules, dass sich der Zehnte dir gemehret hat, sei froh.
Endlich, hoff' ich, schwindet einmal mir der Hunger aus dem Bauch.
Pin. Dazu bringt er Parasiten mit.
Gel. O weh! das ist mein Tod!
Pel. Lauter witzige.
Gel. Auseinander feg' ich wieder den Kehricht hier!
Feil sind alle meine Witze, deren Verkauf ich erst verwünscht.
Aus ist's; denn mein Unglück ist, was Bösgewillten Freude macht.
Hercules, trotz deiner Gottheit gehst du leer auch dies Mal aus!

Pan. Vídistin virúm sororis Pámphilippum? Nón adest?
Pin. Ímmo venisse éum simitu mi aíbant illi: ego húc citus
Praécucurri, ut núntiarem núntium exoptábilem.
Pan. Í intro, Pinaciúm: iube famulos rém divinam mi ápparent.
Béne vale.
Gel. Vin ádministrem?
Pan. Sát servorum habeó domi.
Gel. Énimvero, Gelásime, opinor, próvenisti fúttile,
Sí neque ille adést, neque hic qui vénit quicquam súbvenit.
Íbo intro ad librós et discam dé dictis melióribus:
Nám ni illos hominés expello, ego óccidi planíssume.

Nach vier anapästischen Oktonaren folgen lebhafte Trochäen von derselben Ausdehnung.

Ein anderes Beispiel mag bezeugen, wie fein und anmutig der derbe Umbrier zu reden versteht, das παρακλαυσίθυρον*) im Curculio 1, 2, 147 ff., wo ein Verliebter in Kretikern die hartherzigen Riegel an seines Mädchens Thür anseufzt:

Péssuli, heus péssuli, vós salutó lubens,
Vós amo, vós volo, vós peto atque óbsecro,
Gérite amantí mihi mórem amoeníssumi:
Fíte causá mea lúdii bárbari,
Sússulite, óbsecro et míttite istánc foras,
Quaé mihi mísero amanti ébibit sánguinem.

Pan. Sahst du auch den Mann meiner Schwester Pamphilippus? Ist der nicht da?
Pin. Sie erzählten's nur, dass zugleich er sei gekommen; ich lief fort,
Um euch eilends zu verkünden diese hocherwünschte Post.
Pan. Geh, Pinacium, heiss die Diener alles herzurichten gut.
Lebe wohl.
Pin. Soll ich auch helfen?
Pan. 's sind der Sklaven genug im Haus.
Gel. Du, Gelasimus, kamst wirklich wieder herzlich schlecht davon,
Wenn der fort ist und wenn dieser dich nicht etwa unterstützt.
Zu den Büchern will ich gehen, lernen bessrer Worte Spiel:
Siege ich nicht über jene, ist es mit mir völlig aus.

*) Riegel ihr, Riegel, hört, euch begrüss' ich so gern;
Liebe euch, suche euch, komm' zu euch, bitte euch:
Zeiget mir Liebendem willig euch, Reizende.
Seid mir hold, machet jetzt fremden Tänzern es nach:
Springt empor, bitte, schickt sie zu mir hier heraus,
Die ich so liebe, dass mich die Glut ganz verzehrt.

Hóc vide ut dórmiunt péssuli péssumi
Néc mea grátia cónmovent se ócius.
Perspício nihili meám vos gratiam fácere.

Endlich mag ein drittes Beispiel die schnell wechselnde Rede und Gegenrede mit den vom Dichter so sehr bevorzugten Wiederholungen veranschaulichen. Im Rudens 4, 8, 1265 ff.*) jubelt Plesidippus, weil seine Liebste ihre Eltern wiedergefunden hat, und findet bei seinem getreuen Sklaven Trachalio ein neckisches Echo:

Plesidippus. Íterum mihi istaec ómnia itera, mi ánime, mi Trachálio,
Mí liberte — mí patrone pótius, immo mí pater:
Répperit patrém Palaestra suom átque matrem?
Trachalio. Répperit.
Ples. Ét popularis ést?
Trach. Opinor.
Ples. Ét nupturast?
Trach. Súspicor.
Ples. Cénsen hodie déspondebit eám mihi, quaeso?
Trach. Cénseo.
Ples. Quíd patri etiam grátulabor, quom íllam invenit?
Trach. Cénseo.
Ples. Quíd matri eius —
Trach. Cénseo.
Ples. Quid érgo censes?

Aber schau, wie sich die Riegel jetzt schlafend stelln;
Keiner rührt sich vom Fleck, keiner ist willig mir. —
Ich sehe deutlich, euch liegt nichts an meiner Gunst.

*) Pl. Nochmals sag' mir alles dieses, liebster, bester Trachalio,
Freigelassener, mein Retter, ja, mein zweiter Vater gar.
Fand Palästra ihre Eltern wirklich wieder?
Tr. Fand sie, ja.
Pl. Und Athenerin ist sie?
Tr. Glaube.
Pl. Sie wird mein nun?
Tr. Jedenfalls.
Pl. Denkst du, wird er sie noch heute mir verloben?
Tr. Dächte doch.
Pl. Wünsch ich Glück dem Vater, dass er sie gefunden?
Tr. Dächte doch.
Pl. Und der Mutter.
Tr. Dächte auch.
Pl. Was denn denkst du?

Trach. Quód rogas,
Cénseo.
Ples. Dic érgo, quanti cénses?
Trach. Egone? cénseo.
Ples. Ádsum equidem, ne cénsionem sémper facias.
Trach. Cénseo.
Ples. Quíd si curram?
Trach. Cénseo.
Ples. An sic pótius placide?
Trach. Cénseo.
Ples. Étiamne adveniéns salutem eam?
Trach. Cénseo.
Ples. Anne etiám patrem?
Trach. Cénseo.
Ples. Post éius matrem?
Trach. Cénseo.
Ples. Quid póstea?
Étiamne adveniéns conplectar éius patrem?
Trach. Non cénseo.
Ples. Quíd matrem?
Trach. Non cénseo.
Ples. Quid eámpse illam?

Tr. Was du fragst,
Denk' ich.
Pl. So, dann sage mir auch, wie hoch denkst du —
Tr. Ich? ich dächte —
Pl. Hör', noch bin ich da, dass du nicht immer „dächt' ich" sagst.
Tr. Ich dächt's.
Pl. Wenn ich liefe?
Tr. Dächt' doch.
Pl. Oder lieber langsam?
Tr. Dächte doch.
Pl. Soll beim Kommen ich sie grüssen?
Tr. Dächte doch.
Pl. Den Vater auch?
Tr. Dächte doch.
Pl. Dann ihre Mutter?
Tr. Dächte doch.
Pl. Und was nachher?
Soll beim Grusse ich den Vater auch umarmen?
Tr. Dächte nicht.
Pl. Und die Mutter?
Tr. Dächte auch nicht.
Pl. Doch sie selbst wohl?

Trach. Non cénseo.
Ples. Périi dilectúm dimisi: núnc non censet, quóm volo.
Trach. Sánus non es: séquere.
Ples. Duc me, mí patrone, quó lubet.

Die Werke dieses hervorragenden Dichters wieder zugänglich gemacht zu haben, ist das unvergessliche Verdienst Ritschls und seiner Schule (Götz, Löwe, Schöll u. a.). Die Feststellung des Textes in seiner ursprünglichen Reinheit ist erst durch die Auffindung des Palimpsestes, eines zweimal beschriebenen Codex, in der Ambrosiana zu Mailand durch den Kardinal Angelo Mai ermöglicht worden. Die Wichtigkeit dieses gesäuberten Textes für Metrik und Grammatik des archaischen Lateins ist unermesslich. Nicht minder bedeutend ist die Wirkung des Plautus für spätere Zeiten; die ganze komische Dramatik der Romanen knüpft an ihn an, zum Teil sogar auch das Lustspiel der Germanen.

Den 21 Komödien des Plautus reihen sich als willkommene Ergänzung die 6 Lustspiele des Terenz an. P. Terentius Afer (um 200—159) ist der erste Dichter, über den uns eine Anzahl genauerer Nachrichten erhalten ist, und zwar in dem Kommentar des Älius Donatus, der wiederum aus Suetons Schrift de viris illustribus geschöpft hat. Afrikanischen, aber nicht semitischen Ursprungs, ist Terenz als Knabe in das Haus des Senators Terentius Lucanus gekommen, nach dem er benannt ist. Er erfreute sich eines ausgezeichneten Umgangs; in erster Linie werden der jüngere Scipio Ämilianus und sein Freund Lälius genannt, dann aber auch andere Männer jener vornehmen Kreise, die sich eifrig der griechischen Bildung ergaben. Hier erwarb er sich die Herrschaft über die Sprache (sermo urbanus), durch die er besonders sich auszeichnet. Früh widmete er sich der Bühne, wie es hiess, unter Beihülfe seiner vornehmen Freunde; was daran wahr ist, lässt sich nicht mehr sicher feststellen. Als er die Andria, sein erstes Stück, zur Aufführung brachte, wiesen ihn die Ädilen an den älteren und schon bewährten Cäcilius, der das Erstlingswerk prüfen sollte; dieser nahm

---

Tr. Dächte nicht.
Pl. Schändlich, aus ist's mit der Liebe: jetzt denkt er nicht, wo ich's will.
Tr. Bist nicht klug; gehorch' mir!
Pl. Führ mich, mein Patron, wie's dir beliebt.

mit steigendem Interesse davon Kenntnis. Die litterarhistorische Notiz (διδασκαλία) besagt, dass die Andria Terenti Graeca Μενάνδρου an den megalesischen Spielen 166 aufgeführt ist. Die Ädilen waren M. Fulvius und M'. Glabrio, die Schauspieler L. Atilius aus Präneste und L. Ambivius Turpio, die Flötenmusik hatte Flaccus, ein Sklave des Claudius, komponiert, die erste Aufführung fand unter den Konsuln M. Marcellus und C. Sulpicius statt. Die übrigen 5 Stücke folgten bald hinter einander, 163 Heautontimorumenos, 161 Eunuchus, desgleichen an einem andern Feste Phormio, 160 Adelphoe zu Ehren des Leichenbegängnisses von L. Ämilius Paulus, in demselben Jahre Hecyra. Dieses letzte Stück war bereits zweimal zur Aufführung bestimmt gewesen, aber kläglich durchgefallen. Der wackere Schauspieldirektor Ambivius Turpio liess es sich nicht nehmen, die Komödie ein drittes Mal aufzuführen, und erzielte endlich einen leidlichen Erfolg. Nachdem Terenz so seinen Ruhm festbegründet hatte, ging er nach Griechenland, vermutlich um seine Ausbildung zu vervollkommnen. Auf der Rückreise ging das Schiff unter, auf dem er sein Gepäck, darunter seine Manuskripte, vorausgeschickt hatte; er selbst starb zu Stymphalus in Arcadien. Er soll von mittlerer Gestalt, zierlichem Wuchs und dunkler Hautfarbe gewesen sein.

Weiteres erfahren wir über ihn aus seinen Prologen, die er nicht, wie Plautus, zur Erzählung der Vorfabel, sondern nach Art der Parabasen des Aristophanes zu einer Verständigung mit dem Publikum benutzte. Namentlich rechtfertigt er sich hier gegen die Angriffe seiner Feinde, unter denen Luscius aus Lanuvium genannt wird. Dreierlei war es, was man ihm vorwarf: die Kontamination, die Mitarbeit seiner hochstehenden Freunde, der matte, leblose Ausdruck. In der That hat Terenz in drei Komödien je zwei Vorlagen zusammengearbeitet; so in der Andria die Ἀνδρία und Περινθία des Menander, im Eunuchus den Εὐνοῦχος und Κόλαξ desselben Dichters, in den Adelphoe die Ἀδελφοί des Menander und die Συναποθνήσκοντες des Diphilus, während der Phormio dem Ἐπιδικαζόμενος des Apollodorus nachgedichtet ist. Der Dichter rechtfertigt sich mit dem Beispiel seiner Vorgänger, die es ebenso gemacht haben. Aber er weicht in einem Punkte bewusst von ihnen ab; er bemüht sich sichtlich, das griechische

Original getreu wiederzugeben und die Einmischung italischer Eigentümlichkeiten fast gänzlich zu meiden. Trotzdem verwahrt er sich energisch gegen den Vorwurf des Plagiats; er will wohl dem Menander, nicht aber dem Nävius oder Plautus nachgeahmt haben. Über die Beihülfe seiner Gönner spricht er sich diskret, aber geschmeichelt aus. Dagegen bildet er sich auf seinen sprachlichen Ausdruck etwas ein, da er selbst eine pura oratio verspricht, gewiss im Gegensatz zu dem mit griechischen Brocken so stark versetzten sermo plebejus des Plautus. Wir geben die Analyse des ältesten und jüngsten seiner Stücke, welche die anderen überragen.

Im ersten Akte der Andria offenbart der alte Simo seinem Freigelassenen Sosia, dass er seinen Sohn Pamphilus sobald als möglich an die Tochter des Chremes verheiraten will; der Jüngling hat allerdings ein Verhältnis zu einem Mädchen aus Andros, das ihm deren Schwester Chrysis auf dem Totenbette ans Herz gelegt hat, was sich sogleich bei dem Leichenbegängnis an der übertriebenen Trauer des Pamphilus zeigte:

Hinc íllae lacrumae, haec íllast misericórdia.*)

Daran hat der künftige Schwiegervater, wie billig, Anstoss genommen und seine Zusage zurückgezogen. Trotzdem will der Alte die Hochzeit vorbereiten, um den Sohn und dessen verschlagenen Sklaven Davos zu schrecken. Dieser wird darauf von Simo ins Gebet genommen, er stellt sich zwar erst dumm: Davos sum, non Oedipus, ist aber doch in grosser Verlegenheit, ob er dem Vater oder dem Sohne gehorchen solle. Die Not wird erhöht durch Mysis, die Magd des Mädchens, die deren bevorstehende Entbindung meldet. Der hinzukommende Pamphilus ist ganz unglücklich und beteuert seine Liebe zu seinem Glycerium. Der zweite Akt zeigt uns in hübschem Gegensatz den jungen Charinus, der in dem Gespräch mit seinem Sklaven Byrria seine heisse Liebe zu ebendemselben Mädchen bekennt, das Pamphilus angeblich heiraten will, in der That aber verschmäht. Er beruhigt den Freund und sucht Hülfe bei Davos, der beide Jünglinge tröstet, da Chremes gar nicht an eine Hochzeit denke. Indessen veranlasst

*) Daher die Thränen und daher das Mitleid auch.

er seinen jungen Herrn, um Zeit zu gewinnen, auf die Pläne seines Vaters einzugehen. Das geschieht; Davos spart keine Lüge, den alten Simo in Sicherheit zu wiegen. Im dritten Akt setzt er sein Spiel fort. Als die Nachricht von der Geburt eines Knaben kommt, dessen Vater Pamphilus sei, stellt dies Davos dem Simo uud Chremes als listigen Betrug dar. Er hat nur zu guten Erfolg; die beiden Alten glauben ihm und setzen die Hochzeit fest, so dass nun Pamphilus dank seinem eigenen Diener wohl oder übel heiraten muss. In höchster Aufregung schliesst der dritte und beginnt auch der vierte Akt; denn Charinus kommt nun auch dazu und überhäuft Freund und Diener mit Schmähungen. Selbst der pfiffige Davos weiss sich keinen Rat, rafft sich aber bald zu einem verzweifelten Entschluss auf. Die Magd Mysis muss das Neugeborene, mit heiligen Kräutern umgeben, vor die Thüre des Chremes legen. Als dieser sich nähert, beginnt der Sklave einen scheinbaren Streit mit der Magd, durch den der angehende Schwiegervater gründlich aufgeklärt wird; das Heiratsprojekt ist gescheitert. Aber nun lässt der Dichter einen deus ex machina erscheinen, der die mehrfache Verwicklung allseitig zu gutem Ende führt. Der alte Crito erscheint und erkundigt sich nach seiner bereits verstorbenen Muhme Chrysis. Der fünfte Akt bringt dem Davos erst eine tüchtige Tracht Prügel, dann aber die glückliche Lösung: Glycerium ist eine Athenerin, ja die Tochter des Chremes. Nun erhält sie Pamphilus zur Gattin und zehn Talente als Mitgift dazu, die andere Tochter bekommt Charinus, Davos wird begnadigt.

Haben wir es hier mit einem Intriguenstück zu thun, das durch einen etwas gewaltsamen *ἀναγνωρισμός* in Ordnung gebracht wird, so nähern sich die Adelphoe der Charakterkomödie, sie sind das letzte und reifste Stück des Terenz. Zwei Alte, zwei Junge werden hübsch mit einander kontrastiert, doch derartig, dass sich zum Schluss eine Wandlung vollzieht, ein innerer Ausgleich. Im ersten Akt bekennt zunächst der milde, freundliche Micio seine Lebensweisheit. Er hat sich nicht verheiratet, um den Sorgen und Gefahren der Ehe zu entgehen, aber er hat den ältern Sohn seines Bruders Demea, Äschinus, an Kindes statt angenommen und nach seinen Grundsätzen erzogen, allerdings

unter dem steten Widerspruch seines Bruders. Sein Grundsatz ist: leben und leben lassen. Da bringt ihm der harte und strenge Demea die Kunde, dass sich sein Pflegesohn übel aufgeführt und ein Mädchen entführt hat. Auch darüber gerät Micio nicht ausser sich; Jugend will austoben. Er beruhigt den Bruder, ist aber selbst ein wenig aufgeregt. Der zweite Akt zeigt uns die gewaltthätige Handlung des Äschinus, der, seinem Bruder zu Liebe, die Bacchis dem Kuppler Sannio mit Hülfe seines Sklaven Parmeno geraubt hat. Der Beraubte erhebt ein jämmerliches Geschrei über die mehr als 500 Ohrfeigen, die er eingenommen habe, will sich aber mit dem Schadenersatz begnügen. Der Sklave Syrus versucht etwas abzuhandeln. Laut jubelt Ctesipho, dass ihm der teure Bruder die Kastanien aus dem Feuer geholt hat; es muss nur das Geld aufgetrieben werden. Im dritten Akt wird uns die Angst, der Pamphila, der Geliebten des Äschinus, deren Entbindung bevorsteht, und ihrer Gefährtin Sostrata geschildert, als sie von ihrem Sklaven Geta hören, dass Äschinus ein Mädchen entführt hat; sie senden zu ihrem Verwandten Hegio, um Schutz gegen den Ungetreuen zu erbitten. Demea sorgt sich um seinen Lieblingssohn Ctesipho, den er gern vor seinem ruchlosen Bruder bewahren möchte. Syrus benutzt die Gelegenheit, den Alten in seinem Vorurteil durch ungeheuerliche Lügen zu bestärken; auch stellt er seine eigene Thätigkeit in die vorteilhafteste Beleuchtung. Nun erscheint in höchster Aufregung der alte Hegio und verlangt von Demea, dass sein älterer Sohn die Pamphila heirate. Natürlich ist der Vater auf das Resultat seiner Erziehung um so stolzer, je mehr er auf die Lebensweisheit des Bruders herabsieht. Im vierten Akt wird die Täuschung fortgesetzt, nachdem Syrus den Ctesipho gehörig vorbereitet hat; noch immer hält Demea den jüngern Sohn, der um kein Haar besser, als der ältere, nur ein grösserer Heuchler ist, für einen Tugendspiegel. Syrus lügt immer ärger und treibt den Alten, der seinen Bruder sucht, in der ganzen Stadt umher. Es erscheinen Micio und Hegio, die sich über das Verhältnis ihrer Schutzbefohlenen gütlich vergleichen. Aufgeregt stürzt Äschinus herbei und ergiesst in einem Canticum seinen Schmerz über den Zweifel, den er unschuldig im Herzen seiner Geliebten veranlasst hat. In ernster, aber freundlicher

Weise hält ihm Micio sein Unrecht vor Augen, er stellt seine Treue auf die Probe, indem er vorgiebt, das Mädchen solle ins Ausland geführt werden, giebt aber, als er die aufrichtigen Thränen des Jünglings sieht, das Spiel auf und erlaubt ihm, die Geliebte als Gattin heimzuführen. So hat sich Micios Erziehungsweisheit leidlich bewährt, während Demea noch eine schwere Prüfung durchmachen muss. Abgehetzt durch des Syrus schändliche Lügen, erscheint er und will erst gar nichts von der Heirat des Äschinus wissen. Im fünften Akt tagt es fürchterlich für den armen, gefoppten Greis, der es nun endlich erfährt, was für ein sauberes Früchtchen sein Mustersohn ist. Aber er findet freundlichen Zuspruch und verständigen Trost bei dem wackern Micio. Dieser warnt den Bruder vor dem Geize des Greisenalters und seinem finstern, mürrischen Wesen. Und wirklich kommt Demea zur Besinnung und bekennt in einem Monologe seine völlige Bekehrung:

Fácilitate níhil esse homini mélius atque cleméntia. *)

Er überrascht und erfreut alle durch sein freundliches, liebevolles Wesen, erst die Sklaven, dann den Sohn, dem er die Hochzeit sofort selbst auszurichten sich erbietet. Es soll alles eine grosse Familie werden. Ja, er geht in seiner ungewohnten Menschenfreundlichkeit soweit, dass er den fünfundsechzigjährigen Bruder beredet, die alte Sostrata zu heiraten, weil sie so allein sei. Der alte Hegio wird mit einem Ackerstück beschenkt, Syrus mit der Freiheit. Für die Zukunft erklärt der verjüngte Greis Schmausen, Zechen und Lieben für seine wichtigsten Pflichten. Der drollige Schluss soll vermutlich die allzu nachgiebige Erziehungsweisheit des Micio in ihrer Übertreibung parodieren. Eine Nachbildung des Stücks bespricht Lessing in seiner hamburgischen Dramaturgie.

Die übrigen 4 Stücke nähern sich mehr der Andria, als den Adelphoe. Die Intrigue wird entweder durch Unkenntnis der Verwandtschaftsgrade oder durch Missverständnisse begründet, also mehr von aussen, als von innen heraus. In beiden führt die *ἀναγνώρισις* die Entwirrung des Knotens herbei. Die Hecyra, Schwiegermutter, ist ohne Zweifel das schwächste Stück, ein

*) Milder Sinn und gütige Nachsicht sind das Beste auf der Welt.

Familiendrama mehr, als eine Komödie, sodass sein mässiger Erfolg nicht wunder nimmt. Die von ihrem auf Reisen abwesenden Mann zurückgelassene Philumena überwirft sich mit ihrer Schwiegermutter, die hier zum ersten Male als Typus die komische Bühne betritt; man weiss nicht den Grund des Zerwürfnisses. Der heimkehrende Gatte Pamphilus findet ein Söhnchen vor, das er an einem Ringe, den ihm eine Hetäre übermittelt, als den seinigen erkennt. Am interessantesten ist der Prolog, in dem sich der Schauspieler Ambivius über die Schicksale des Stücks ausspricht. Eine Verwechslungskomödie ist der Heautontimorumenos, der Selbstquäler, nachdem er als Familienstück begonnen hat. Der alte Menedemus macht sich bittre Vorwürfe, weil er seinen leichtsinnigen Sohn Clinia durch seine Härte in fremde Kriegsdienste getrieben hat; durch harte Feldarbeit sucht er seinen Gram zu übertäuben und lässt sich davon durch seinen Nachbar Chremes nicht abbringen. Nun fügt es sich, dass der Vermisste bereits zurückgekehrt und aus Furcht vor seinem Vater in dem Hause des Chremes bei seinem Freunde Clitipho abgestiegen ist. Aber auch dieser ist verliebt, und zwar in eine habgierige Kokette Bacchis. Der Sklave Syrus macht nun den pfiffigen Vorschlag, diese für die Geliebte des Clinia und dessen wahre Freundin Antiphila für ihre Magd auszugeben, um beide so in das Haus des nichts ahnenden Chremes einzuschmuggeln. Die List gelingt, dieser nimmt aus Gefälligkeit gegen Menedemus die angebliche Geliebte seines Sohnes auf, macht aber trübe Erfahrungen mit ihr, die er dem Freunde nicht vorenthält. Trotzdem nimmt dieser den verlorenen Sohn mit tausend Freuden auf. Und nun erfolgt die Aufklärung: Antiphila stellt sich als die Tochter des Chremes heraus, die der ehelichen Verbindung mit Clinia würdig ist, Syrus' Betrug und Clitiphos Leichtsinn kommen zu Tage. Furchtbar tobt der Alte und droht mit Enterbung, bis seine verständige Gattin Sostrata ihn beruhigt und der Sohn Besserung gelobt, die er durch eine ehrbare Heirat zu bestätigen bereit ist. Lebhafter geht es im Eunuchus zu, der zum Teil Verwechslungs-, zum Teil Charakterkomödie ist. Die Figuren des prahlerischen Soldaten Thraso und seines hungrig frechen Begleiters Gnatho sind gut gezeichnet. Phädria schenkt der

Thais, um seinen militärischen Nebenbuhler auszustechen, einen alten Eunuchen, an dessen Stelle sich aber ein Jüngling Chärea einschleicht, der nun im Hause arges Unheil anrichtet. Es kommt zu sehr erregten Scenen, namentlich als der Soldat mit seiner Begleitung trotzig gegen das Haus der Hetäre anrückt, um sich feige zurückzuziehen. Endlich entpuppt sich das gekränkte Mädchen Pamphila als Schwester eines freigeborenen Atheners, sodass Chärea sie heiraten kann. Die Darstellung ist recht lebhaft, die Verwicklung spannend; es ist daher zu verstehen, dass der Dichter das damals ansehnliche Honorar von 8000 Sesterzen für sein Stück erhielt. Endlich Phormio, der nach dem Leiter der Intrigue, dem Parasiten, benannt ist. In Abwesenheit ihrer Väter haben sich zwei Jünglinge in Liebesnetze verstricken lassen, wobei nicht nur ihr Hofmeister Geta, sondern auch der geriebene Phormio hülfreiche Dienste geleistet haben. Der eine, Antipho, hat sich, angeblich als nächster Verwandter, mit einer armen Waise verheiratet, der andere, Phädria, liebt eine Zitherspielerin, die in die Gewalt eines Kupplers geraten ist. Als nun die Väter zurückkehren, handelt es sich darum, die Ehe des einen aufrecht zu erhalten und das Geld für die Geliebte des andern aufzutreiben. Beide Aufgaben löst Phormio, allerdings unterstützt durch den Zufall; denn die arme Waise stellt sich als Tochter des einen der beiden Alten heraus. Eine Nachbildung ist Molières Les fourberies de Scapin.

Der Gegensatz des Terenz zu Plautus liegt auf der Hand. Zwar entlehnen beide ihre Stoffe den Griechen, aber Terenz bevorzugt den feineren Menander, Plautus ist wenig wählerisch; jener hält sich streng an sein Vorbild, dieser mischt mit genialer Nachlässigkeit griechische und römische Sitten durcheinander. Im Aufbau ist Terenz korrekter, die Intrigue ist fein angelegt und sauber durchgeführt, während Plautus es weder mit der Einheit noch mit der Wahrscheinlichkeit genau nimmt, sodass seine Stücke zuweilen in zwei Hälften auseinanderfallen. Die Charaktere des Terenz sind ruhiger gehalten, er bevorzugt die fabula stataria, die Aufregungen scheut und eine geordnete Entwicklung liebt; Plautus kultiviert mit Vorliebe die fabula motoria, in der es drunter und drüber geht. Er verfügt über einen

reicheren Vorrat von Charakteren, als der sparsamere und gemessene Terenz. Ebenso steht es mit dem sprachlichen Ausdrucke. Terenz ist korrekter, er erstrebt den reinen sermo urbanus, aber dafür ist er oft farblos und trocken, der Witz ist lahm, die Figuren und Tropen sind nur selten benutzt. Ganz anders Plautus; sein Ausdruck ist oft plebejisch, nicht selten gemein, aber kraftvoll, feurig, voll Schwung und Leben, sein Witz grobkörnig, aber treffend, der Reichtum an rednerischen Kunstmitteln erstaunlich. In der Prosodie und Metrik ist wieder Terenz der regelmässigere, aber auch der ärmere. Das Diverbium (Dialog) überwiegt bei ihm die Cantica (Gesänge) zur Flöte, die stark zurücktreten. Ebenso in den Metren. Er kennt nicht die Fülle der metrischen Formen, deren sich Plautus rühmt. Alles in allem, Plautus ist ein naives Genie, Terenz ein Reflexionsdichter, jener in engster Verbindung mit dem Genius der Italiker, volkstümlich und echt, dieser ein Grieche unter den Römern, fein, aber allzu entfremdet dem eigenen Volke. Wir sehen schon hier die beiden Prinzipien neben und miteinander, deren mehr oder weniger innige Verbindung der römischen Litteratur den Stempel der Vollendung aufdrückte, die Idee der Volkstümlichkeit und die der Schönheit; jene trägt bei Plautus, diese bei Terenz den Sieg davon.

Um den sprachlichen und metrischen Ausdruck des Terenz besser zum Verständnis zu bringen, geben wir im folgenden eine Probe, in der ein lebhafterer Ton anklingt, der sich aber von des Plautus Schreibweise scharf unterscheidet. Im Eunuchus 4, 7, 771 kommandiert der Renommist Thraso in iambischen Oktonaren zum Angriff auf das Haus der Hetäre Thais*):

Thraso. Hancíne ego ut contuméliam tam insígnem in me accipiám, [Gnatho?
Morí me satiust. Símalio, Donáx, Syrisce, séquimini.
Primum aédis expugnábo.
Gnatho. Recte.
Thr. Vírginem eripiám.

*) Thr. Und diese übergrosse Schmach soll ich ertragen, Gnatho, sag'?
Nein, eher sterb' ich; folgt mir drum, Simalio, Donax, Syriskus!
Zuerst erobre ich das Haus.
Gn. Gut.
Thr. Raube dann das Mädchen.

Gn. Probe.
Thr. Male múlcabo ipsam.
Gn. Púlchre.
Thr. In medium huc ágmen cum vectí, Donax;
Tu, Símalio, in sinístrum cornum; tú, Syrisce, in déxterum.
Cedo álios: ubi centúriost Sanga et mánipulus furum?
Sanga. Éccum adest.
Thr. Quid ignáve? peniculón pugnare, qui ístum huc portes, cógitas?
Sa. Egone? ímperatorís virtutem nóveram et vim mílitum:
Sine sánguine hoc non pósse fieri: qui ábstergerem vólnera?
Thr. Ubi álii?
Gn. Qui malum „álii"? Solus Sánnio servát domi.
Thr. Tu hosce ínstrue: ego ero póst principia: inde ómnibus signúm dabo.
Gn. Illúc est sapere: ut hósce instruxit, ípse sibí cavít loco.
Thr. Idem hóc iam Pyrrhus fáctitavit.
Chremes. Víden tu, Thais, quam híc rem agit?
Ni mírum, consilium íllud rectumst de óccludendis aédibus.
Thais. Sané quid tibi nunc vír videatur ésse hic, nebulo mágnus est:
Ne métuas.

Gn. Wohl.
Thr. Schlecht soll's ihr gehn.
Gn. Schön.
Thr. Donax, stell' dich mit dem Eisen in die Mitt'.
Simalio auf den linken Flügel. Du, Syriskus, stehst hier rechts!
Ihr andern her! Wo stecken Sanga und die Diebesschaar?
Sanga. Sieh, hier!
Thr. Was, Feiger? mit dem Schwamme willst du kämpfen, den du mit dir schleppst?
Sa. Mich meinst du? Kannt' ich doch des Feldherrn Mut und seiner Mannen Kraft;
Ohn' Blutvergiessen würd's nicht gehn: wie wüsch ich dann aber Wunden aus?
Thr. Wo sind die andern?
Gn. Teufel! welche? Sannio hütet allein das Haus.
Thr. Führ' du die Leute; ich bleib' hinter euch und kommandier' von da.
Gn. Das nenn' ich klug. Die schiebt er vor und bleibt dann selbst am sichern Ort.
Thr. Das that schon selbst ein Pyrrhus.
Chr. Siehst du Thais, wie er es beginnt?
Bei Gott, der Rat war wirklich trefflich, zu verschliessen jetzt das Haus.
Tha. Ach, was als Mann dir da erscheint, ein Windbeutel ist es, weiter nichts.
Den fürchte nicht.

Thr. Quid vidétur?
Gn. Fundam tíbi nunc nimis vellém dari,
Ut tu íllos procul hinc éx occulto cáederes: facerént fugam.
Thr. Séd eccam Thaidem ípsam video.
Gn. Qúam mox inruimús?
Thr. Mane:
Ómnia prius éxperiri quam ármis sapientém decet.
Quí scis, an quae iúbeam sine vi fáciat?
Gn. Di vostrám fidem.
Quánti est sapere! Núnquam accedo, quín abs te abeam dóctior.
Thr. Tháis, primum hoc míhi responde: quom tibi do istam vírginem,
Díxtin hos diés mihi soli dáre te?
Th. Quid tum póstea?
Thr. Rógitas? Quae mihi ante óculos coram amátorem adduxtí tuom.
Th. Quíd cum illoc agás?
Thr. Et cum eo té clam subduxtí mihi?
Th. Lúbuit.
Thr. Pamphilam érgo huc redde, nísi vi mavis éripi.
Chr. Tíbi illam reddat aút tu eam tangas, ómnium . . .?
Gn. Ah quid agís? Tace.
Thr. Quíd tu tibi vis? Égo non tangam meám?
Chr. Tuam autem, fúrcifer?

Thr. Wie denkst du nun?
Gn. Gäb' man dir eine Schleuder jetzt,
Um aus der Ferne heimlich sie zu treffen, würden sie wohl fliehn.
Thr. Aber sieh, da ist ja Thais.
Gn. Brechen wir bald ein?
Thr. Geduld.
Alles soll der Weise versuchen, eh' er zu den Waffen greift.
Könnt's nicht sein, dass ohne Gewalt sie folgte?
Gn. Götter, euer Treu!
Kostbar ist doch Weisheit: immer geh ich klüger nur von dir.
Thr. Höre, Thais, antwort eins mir: als ich dir das Mädchen gab,
Wolltest da nicht mir allein du dich jetzt widmen?
Tha. Und nachher?
Thr. Danach fragst du? Zeigst du mir doch den Geliebten selber da!
Tha. Was willst du von dem?
Thr. Mit dem bist heimlich du von mir entflohn?
Tha. Allerdings.
Thr. Gieb Pamphila mir drum wieder, oder ich raube sie.
Chr. Dir soll sie das Mädchen geben? Du willst sie berühren?
Gn. Schweig!
Thr. Was willst du? Ich soll die Meine nicht berühren?
Chr. Deine, Schuft?

Gn. Cáve sis: nescis quoí male dicas núnc viro.
Chr. Non tu hínc abis?
Scín tu ut tibi res se hábeat? Si quicquam hódie hic turbae coéperis,
Fáciam ut huius locí dieique meíque semper mémineris.
Gn. Míseret tui me, qui húnc tantum hominem fácias inimicúm tibi.
Chr. Díminuam ego tibí caput hodie, nísi abis.
Gn. Ain véro, canis?
Sícine agis?
Thr. Quis tú homo es? Quid tibi vís? Quid cum illa reí tibi est?
Chr. Scíbis: principio éam esse dico líberam.
Thr. Hem.
Chr. Civem Átticam.
Th. Hui.
Chr. Meám sororem.
Thr. Os dúrum.
Chr. Miles núnc adeo edicó tibi.
Né vim facias úllam in illam. Tháis, ego eo ad Sóphronam
Nútricem, ut eam addúcam et signa osténdam haec.
Thr. Tun me próhibeas,
Meám ne tangam?
Chr. Próhibebo inquam.

Gn. Vorsicht! Weisst ja nicht, wen du da schmähst!
Chr. Bist du denn noch nicht weg?
Weisst du, wie die Sachen wirklich stehn? Fängst du Tumult hier an,
Sollst an Tag und Ort hier und an mich du denken jeder Zeit.
Gn. Mitleid hab ich, dass du diesen Riesen dir zum Feinde machst.
Chr. Um einen Kopf mach ich dich kürzer, gehst du nicht!
Gn. Ist's Ernst, du Hund?
So verfährst du?
Thr. Wer denn bist du? Was willst du? Was geht's dich an?
Chr. Wisse, frei ist dieses Mädchen.
Thr. Wie denn?
Chr. Attische Bürg'rin.
Thr. Was!
Chr. Meine Schwester.
Thr. Unverschämter!
Chr. Jetzt, Soldat, befehl' ich dir,
Sei nicht gegen sie gewaltsam. Thais, ich geh' zur Sophrona,
Zu der Amme, hole sie und weise die Zeichen.
Thr. Du lässt mich,
Meine Sklavin nicht berühren?
Chr. Nein, ich sag's.

Gn. Audín tu? Hic furti se álligat:
Sát hoc tibist.
Thr. Idem hóc tu, Thais?
Th. Quaére, qui respóndeat. —
Thr. Quíd nunc agimus?
Gn. Quín redeamus: haéc tibi iam aderit súpplicans
Últro.
Thr. Credin?
Gn. Ímmo certe: nóvi ingenium múlierum:
Nólunt ubi velis, ubi nolis cúpiunt ultro.
Thr. Béne putas.
Gn. Íam dimitto exércitum?
Thr. Ubi vis.
Gn. Sánga, ita ut fortís decet
Mílites, domí focique fác vicissim ut mémineris.
Sa. Iám dudum animus ést in patinis.
Gn. Frúgi es.
Thr. Vos me hac séquimini.

Das Urteil der Römer über Terenz schwankt. Während der Kreis der Gebildeten ihn verehrte, hatte er auch Tadel und Anfechtungen zu erfahren. Hoch schätzt ihn sein Kunstgenosse Afranius. Die Späteren urteilten billiger: Cicero rühmt seinen lectus sermo und nennt ihn einen lateinischen Menander, Cäsar aber schränkte das überschwengliche Lob ein und erkannte ihn wegen des Mangels an komischer Wirksamkeit nur als den halben Menander

---

Gn. Du hörst's, er stiehlt?
Das sei genug dir.
Thr. Du auch, Thais?
Tha. Such', wer dir drauf Antwort giebt! —
Thr. Und was nun?
Gn. Wir wollen gehen. Die kommt schon von selbst zu dir,
Und erfleht Verzeihung.
Thr. Glaubst du?
Gn. Ja, ich kenn' das Frauenherz.
Wo du willst, woll'n sie nicht, wollen wo du nicht willst.
Thr. Du hast Recht.
Gn. Ich entlass' das Heer nun?
Thr. Wie du willst.
Gn. Denk', Sanga, denn,
Wie es tapfern Kriegern ziemet, deiner Thaten am heimschen Herd.
Sa. Längst sind die Gedanken bei der Schüssel.
Gn. Brav so.
Thr. Folget mir!

an. Varro rechnet seine Ausdrucksweise zur mittleren Gattung (mediocritas), auch Horaz rühmt seine ars. Seine Komödien wurden viel aufgeführt, citiert und erklärt. Wir besitzen noch heute unter dem Namen des Grammatikers Älius Donatus eine Scholiensammlung zu 5 Komödien; Prologe und Didaskalien sind auch reichlich vorhanden. Der älteste und beste codex ist der Bembinus, benannt nach dem Kardinal Bembo, dem Zeitgenossen Leos X., im Vatikan. Um die Herausgabe der Stücke hat sich der grosse englische Philologe R. Bentley verdient gemacht, besonders um die Metrik, neuerdings Umpfenbach und Dziatzko. Eine Nachbildung der terenzianischen Stücke bot die Nonne Hroswitha von Gandersheim im zehnten Jahrhundert n. Chr.

Der dritte Vertreter der Palliata, Statius Cäcilius (etwa 230—168), ist uns nur wenig bekannt. Geboren in der Gegend von Mediolanum, keltischer Abstammung, kam er, vermutlich als Kriegsgefangener, nach Rom, wo er die Freiheit und den Namen seines Patrons erhielt. Er schloss sich an Ennius an, mit dem er eine Zeit lang zusammengewohnt haben soll. Seine ersten Versuche wurden nicht günstig aufgenommen, was aber den Unternehmer Ambivius Turpio nicht abschreckte, des Cäcilius Stücke so lange aufzuführen, bis sie Beifall fanden. Er scheint sich zuerst an Plautus angeschlossen zu haben, wenn man die lateinischen Titel berücksichtigt: Epistula, Exul, Fallacia, Portitor, Pugil u. a. Andere sind griechisch, wie Andria, Androgynos, Dardanus, Plocium, Synephebi und andere, die mit Stücken des Menander übereinstimmen; im ganzen haben wir ungefähr 40 Titel. Der Inhalt ist der nämliche, wie bei Plautus und Terenz; er ist späterhin dem letzteren, seinem jüngeren Zeitgenossen, in der sorgfältigeren Nachbildung der griechischen Originale gefolgt. Er wurde mit der Zeit beliebt, während die Urteile der Späteren sich widersprechen. Cicero tadelt sein Latein, Horaz rühmt seine Würde, ein späterer Sammler zieht zu seinen Ungunsten einen Vergleich zwischen ihm und Menander. Die Bruchstücke lassen uns allerdings ein gut Stück Roheit erkennen, besonders in dem Halsband (Plocium), wo den geizigen und eifersüchtigen Ehefrauen übel mitgespielt wird. Aber wir haben auch manche hübsche

Sentenz, manch anmutiges Wort. So klagt ein Jüngling über die Macht des Liebesgottes:

— deúm qui non summúm putet,
Aut stúltum aut rerum esse ínperitum exístumem:
Cuii ín manu sit, quém esse dementém velit,
Quem sápere, quem sanári, quem in morbum ínici,
Quem cóntra amari, quem éxpeti, quem arcéssier.*)

Sehr sinnig heisst es vom greisen Landmann, der für ferne Zeiten sorgt:

Serít arborés, quae alterí saeclo prósint.**)

Drollig klagt ein Jüngling über einen zu nachsichtigen Vater; denn nur habgierige, strenge Eltern können die uns sattsam bekannten Ränke listiger Sklaven und leichtsinniger Söhne ermöglichen:

— ita omnis méos dolos fallácias
Praestrígias praestrínxit commoditás patris.***)

Vom Alter urteilt Cäcilius nicht günstig, was ihm Cicero oft vorhält, aber schön ist das volksfreundliche Wort:

Saépe est etiam súb palliolo sórdido sapiéntia.****)

Aber ein ausreichendes Bild von einer seiner Komödien können wir uns nicht entwerfen. Glücklicherweise besitzen wir einen genügenden Vorrat an den 21 Stücken des Plautus und den 6 des Terenz, um das Wesen der fabula palliata beurteilen zu können, so dass wir die uns sonst noch überlieferten Namen von Palliatendichtern hier übergehen.

Es ist ja richtig, dass wir hier keine Originalleistung der römischen Litteratur vor uns haben, aber es ist verkehrt, in der Palliata nur eine „Sudelkopie“ der neuen attischen Komödie zu erblicken. Das uns vorliegende Material genügt, um die Selbst-

---

*) Wer nicht in ihm den grössten Gott verehrt,
Der muss wohl thöricht oder unerfahren sein:
Steht's doch in seiner Hand, ob einen rasend er,
Ob einen weise, ob gesund, ob sterbenskrank,
Und ob geliebt, ersehnt, gesucht er ihn machen will.

**) Er pflanzt die Bäume zum Nutzen der Nachwelt.

***) So hat zu List und Trug und Klügelei
Des Vaters Milde mir von je die Lust geraubt.

****) Oft verbirgt auch unterm dürftigen Kleide sich ein weiser Sinn.

ständigkeit der römischen Dichter, das kräftige Genie eines Plautus, die Feinheit eines Terenz, erkennen zu lassen. Der zu Grunde liegende Stoff war so allgemeiner Art, dass auch die Litteratur der romanischen und germanischen Völker ihn übernommen und verarbeitet hat. Reinhardstöttner hat in einem umfangreichen Werke die Bedeutung des Plautus für das Lustspiel der Spanier, Italiener und Franzosen, ja auch der Engländer und Deutschen nachgewiesen. In ästhetischer Hinsicht ist die witzige Anlage des Konflikts, die plastische Zeichnung der Charaktere, der überquellende Reichtum an ernsten und scherzhaften Worten anzuerkennen. In ethischer Hinsicht steht die Palliata minder hoch; sie setzt sittliche Grundsätze und namentlich Familienverhältnisse voraus, die nicht die unsrigen sind. Wer wollte es leugnen, dass hier eine Gesellschaft sich tummelt, die eine genaue Prüfung nicht verträgt? Aber Witz, Geist, Anmut versöhnen den unbefangenen Leser mit den leichtfertigen Jünglingen und Mädchen, die immer noch die Charaktere des modernen Sittenstücks weit übertreffen. Die Sinnlichkeit des Südländers ist noch heute oft zum Erschrecken derb, aber der berechneten Frivolität der modernen Franzosen und ihrer deutschen Nachtreter (z. B. Heine) überlegen. Es ist eine Stimmung, wie sie etwa Goethes Egmont eignet: „Wenn ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt, was ist denn dran?" Darum ist die herbe Kritik Mommsens und sein ganz unzutreffender Vergleich mit Kotzebue abzuweisen.

Wie neben der fabula crepidata, die griechischen Originalen folgte, die fabula praetexta sich entwickelte, der allerdings keine Blüte beschieden war, so blühte neben der fabula palliata das römische Originallustspiel, die fabula togata, empor. Es ist kaum ein Verlust der römischen Litteratur so zu betrauern, wie der der Togaten; die wenigen Bruchstücke lassen erkennen, welcher Schatz uns hier geraubt ist. Während die Palliata auf griechischem Boden spielt, besonders in Athen, während dort von Kriegszügen nach Asien geredet wird, griechische Namen und Sitten vorwiegen, spielt die Togata in italischen Städten mit Ausnahme von Rom, die den Griechen geläufige Frechheit der Sklaven ist eingeschränkt, das Element der Frauenwelt jeglicher Art drängt sich in den Vordergrund. Derb geht es auch hier zu.

Grobe Walker und Schuster spielen eine wichtige Rolle. Allerdings ist die Emancipation von griechischen Vorbildern nur eine teilweise; auch die Togatendichter gestehen es offen ein, dass sie bei Menander in die Schule gegangen sind. Aber der Ton, soweit man nach etwa 600 Fragmenten und 70 Titeln urteilen kann, ist gesund und kräftig, etwas hausbacken, aber nicht frei von Anmut. Von Dichtern wird uns als erster Titinius (um 200) genannt, von dem wir fast gar nichts wissen; seine Stücke hiessen auch tabernariae, Handwerkerstücke. Hingegen tritt uns als dichterische Individualität der allerdings bedeutend jüngere L. Afranius (um 100) entgegen, der bis in die Kaiserzeit hochgeschätzt wurde und oft mit Menander verglichen wird. Seine Titel sind durchweg lateinisch, oft Frauennamen: Abducta, Aequales, Auctio, Brundisinae, Cinerarius, Divortium, Emancipatus, Incendium, Privignus, Virgo u. a. Von dem Inhalt mögen folgende Stellen eine Vorstellung geben. Ein Mädchen schildert sich, keck und launig:

Vigiláns ac sollers, sícca sana sóbria:
Virósa non sum, et sí sum, non desúnt mihi,
Qui ultró dent: aetas íntegra est, formaé satis.*)

Über eine unebenbürtige Ehe schilt eine wackere Frau: Was? Einen Müller soll sie heiraten?

Pistóri nubat? Cúr non scriblitário,
Ut míttat fratris fílio lucúnculos?**)

Sehr zart wird die Gewalt der Jugend und Schönheit geschildert, die wirksamer sind als Zaubermittel und Liebestränke:

Si póssent homines délenimentís capi,
Omnés haberent núnc amatorés anus.
Aetás et corpus ténerum et morigerátio,
Haec súnt venena fórmosarum múlierum:
Mala aétas nulla délenimenta ínvenit.***)

*) Wachsam, geschickt, verständig, mässig, nüchtern auch,
Bin ich nicht mannstoll; bin ich's aber, nun so wird
Mir's angetragen: bin ja jugendfrisch und schön.

**) Den Müller soll sie nehmen? Warum lieber nicht
Den Tortenbäcker, der dem Neffen Kuchen schenkt?

***) Gäb's Köder auch, durch die ein Mensch sich fangen liess',
So hätte jetzt Verehrer jedes alte Weib.
Doch Jugend, zarter Körper und Willfährigkeit
Das sind die Zaubermittel einer schönen Frau:
Das Alter fand einen Köder noch bis heute nicht.

Aber auch eine Xanthippe wird uns vorgeführt, die ihre Launenhaftigkeit als Princip rühmt:

Dum mé morigeram, dúm morosam práebeo,
Deinde áliquid dedita ópera controvérsiae
Concínno, laedo intérdum contuméliis.*)

Es sind vor allem die kleinen Leiden und Freuden des Familienlebens, die Eigenheiten der bürgerlichen Hantierung, die durchgehechelt werden. Selbst dem feinsinnigen Horaz behagte Afranius, wie er denn überhaupt der Togata mit Achtung gedenkt (ars poet. 285 ff.): Nichts haben unsere Dichter unversucht gelassen, und sie verdienten nicht geringeren Ruhm, als sie es wagten, die Fussstapfen der Griechen zu verlassen und heimische Thaten zu singen:

Vel qui praetextas vel qui docuere togatas.**)

Auch die Komödie, die Palliata wie die Togata, erfreute sich nur einer kurzen Blüte. Aber vor ihrem Erlöschen erfuhr sie noch zwei Abwandlungen, die wir hier ohne Rücksicht auf die Zeitfolge anreihen, die Atellana und den Mimus. Das Lustspiel entartete zur Posse.

Die fabula Atellana ist uns bereits als Erzeugnis italischer Spottlust bekannt. Oskischen Ursprungs, ist diese Schildbürgerkomödie lange in den Händen der bürgerlichen Jugend gewesen, daher von Hause aus kunstlos und volkstümlich. Eine niedergeschriebene Handlung gab es nicht, nur etwa eine Skizze. Die Charaktere bewiesen eine eiserne Dauerhaftigkeit; immer wieder reizten die Spässe und Sprünge des albernen Maccus, des kindischen Pappus, des Schwätzers Bucco und des Fressers Dossennus das anspruchslose Publikum zum Lachen. Um das Jahr 100 muss die uralte Volksbelustigung in die Hände der Bühnendichter und Schauspieler gekommen sein. Wie bei den Griechen dem Ernst der tragischen Trilogie das übermütige Satyrspiel folgte, so liebte auch das schaulustige Rom nach den Tragödien des Pacuvius und Accius einen derben Spass. Als solche Nachspiele (exodia)

*) Bald geb' ich mich willfährig, bald verstimmt und bös,
Dann wieder such' ich mühsam Grund zu neuem Streit,
Bisweilen thu' ich auch mit schmähenden Reden weh.

**) Mocht' der Prätexta ihr Sang oder mocht' der Togata er gelten.

erscheinen die Atellanen auf der Bühne, von Dichtern zurechtgemacht, aber unter Beibehaltung der früheren Gepflogenheiten. Es werden uns zwei Atellanendichter genannt, L. Pomponius (um 90) aus Bononia und Novius, von deren Lebensumständen uns nichts bekannt ist. Hingegen sind an 110 Titel und 300 Verse erhalten, die uns von dem Ton und dem Inhalt der kunstmässigen Atellanen eine annähernde Vorstellung geben. Wir erkennen zunächst das Festhalten am altgewohnten Maskenspiel, eine nnglaubliche Derbheit, ja Roheit des Ausdrucks, handgreifliche und billige Komik. Der verbannte Maccus spricht in seinem Stumpfsinn von den Schwellen der Thüre, an denen er sich so oft gestossen hat:

Límen superum, quód mei misero saépe confregít caput,
Ínferum autem, dígitos omnis úbi ego defregí meos.*)

Was ist Geld? Ein rasch zerfliessender Käse:

— pecúnia
Quíd? Bonum breve ést, respondi, Sárdis veniens cáseum.**)

Pappus als Landmann wird betrogen, während er draussen auf dem Lande weilt. Als Wahlkandidat (Praeteritus) blamiert er sich natürlich. Ferner giebt es einen Bucco, der sich als Gladiator verdungen hat (Auctoratus). Dem gefrässigen Dossennus und den als roh bekannten Walkern wird in den Campanern von Staatswegen öffentliche Speisung zugebilligt. Andere Titel betreffen verschiedene Landschaften: die transalpinischen Gallier, die Soldaten von Pometia; oder Stände: die Maler, die Fischer, der Wahrsager, der Arzt; oder das Landleben: der Winzer, das kranke Schwein, die Eselin, die Ziege. Aber auch griechische Titel fehlen nicht, besonders solche, die an die Komödie des Tarentiners Rhinthon erinnern, der mit Vorliebe Göttermythen und Heldensagen travestierte: Hercules Einnehmer, der untergeschobene Agamemnon, die Phönizierinnen. Aus der zuletzt genannten Posse stammt der den komischen Ton gut kennzeichnende Vers:

*) Oft hat, ach! die obre Schwelle, mir den Kopf beschädigt arg.
Doch die untere ist's, an der ich alle Zehen mir zerbrach.

**) Was ist denn
Geld? Nur kurze Freude, sagt' ich, Käse, wie ihn der Sarder verkauft.

Sume árma, iam te occídam clava scírpea. *)

Also eine Binsenkeule ist die Waffe dieser Komödienhelden, die etwa an die Parodierung homerischer Persönlichkeiten in Offenbachs Operetten erinnern. Aber die Hauptsache scheinen grobkörnige Spässe, Unflätigkeiten der schlimmsten Art gewesen zu sein, da schon in den geringen Überresten sich eine ansehnliche Menge von derartigen Ausdrücken findet; die allerniedrigsten Triebe geben den Stoff der Rüpelkomödie her. Um so mehr ist es zu verwundern, dass Mommsen gerade für diese Entartung des Lustspiels ein lobendes Wort übrig hat; weder „schlagende Spässe“ noch „kernige Sprüche“ finden sich in den Fragmenten, sondern nur die gemeinste und schmutzigste Wirklichkeit, die an gewisse Ausgeburten des modernen Naturalismus erinnert. In ästhetischer Hinsicht haben wir sicher nichts an dieser Originalposse verloren, wohl aber würde die Kulturgeschichte reichliche Belehrung aus den Atellanen ziehen, wie sie etwa für griechische Zustände der späteren Zeit die jüngst aufgefundenen Mimiamben des Herondas geboten haben. Aber erfreulich wäre diese Gattung nicht; es fehlt der Witz und die Anmut, die uns mit den Schwächen der Palliata versöhnt.

Sittlich nicht höher, aber reicher an geistigem Gehalt war der Mimus, der die Atellana ablöste, wie wir aus einem Briefe Ciceros (ad Fam. 9, 16) erfahren, etwa ums Jahr 46. Indessen ist diese letzte Gestaltung des römischen Lustspiels bedeutend älter. Wie in seiner Heimat Tarent, so scheint der Mimus in Rom ursprünglich auf Tanzbewegungen beschränkt gewesen zu sein, also nach Art des Pantomimus der römischen Kaiserzeit und unsers Balletts; dergleichen wurde als Einschiebsel (embolimaeum) verwendet. Nachdem sich die Römer in der Zeit Sullas und später zur Genüge an der wiederbelebten Atellana ergötzt hatten, kam eine neue Gattung der derben Posse auf, das kleinbürgerliche Zeitbild, das zu dem überlieferten Tanz Handlung, Text und Musik fügte. Der Mimus hat mit der Atellana die Neigung zum derben Witz, zur handfesten Zote gemein; er unterscheidet sich von ihr durch den Fortfall der Charaktermasken und das Auftreten des weiblichen Elements. Ein Schauspieler

*) Nimm Waffen, mit der Binsenkeule töt' ich dich.

übernahm in der Regel die Hauptrolle, der Archimimus, dem ein anderer, die lustige Person, der Sannio, als Helfer untergeordnet war. Es ging lustig, oft auch unflätig her; weder die Reden noch die Tänze waren von feiner Art. Dennoch weht durch die erhaltenen Fragmente ein andrer, frischerer Hauch, als durch die Reste der Atellanen, weil zwei hervorragende Dichter sich dieses Nachkömmlings der dramatischen Muse annahmen.

D. Laberius (105—43), dem höheren Bürgerstande als Ritter angehörig und daher verhindert, die Bühne selbst zu betreten, hatte sich lange mit Glück der Bühne gewidmet, wie 40 Titel bezeugen, ehe er im Alter zur Strafe für politische Anspielungen vom Diktator Cäsar 45 gezwungen wurde, mit seinem jüngeren Rivalen, Publilius Syrus, im Wettbewerb die Bühne zu betreten. Es bezeichnet Mommsens parteiische Auffassung der spätern römischen Geschichte, dass er allein die despotische Handlungsweise des ersten Monarchen Roms zu leugnen versucht. Zum Glück sind uns die Verse erhalten, in denen Laberius dem Gefühl der ihm aufgezwungenen Schmach in ergreifender Weise Ausdruck geliehen hat. Die Not treibt ihn, d. h. der zwar in höfliche Form gekleidete, aber unbeugsame Wille des Herrschers, im Alter von 60 Jahren zu dem entehrenden Schritte, mit sicherer Aussicht auf eine völlige Niederlage*):

Necéssitas, cuius cúrsus transversi ímpetum
Voluérunt multi effúgere, pauci pótuerunt,
Quo mé detrusit paéne extremis sénsibus!
Quem núlla ambitio, núlla unquam largítio,
Nullús timor, vis núlla, nulla auctóritas
Movére potuit ín iuventa dé statu:
Ecce ín senecta ut fácile labefecít loco
Viri éxcellentis ménte clemente édita

*) Der Zwang der Not, dem zu entfliehen viele schon
Versucht, dem zu entkommen wenigen erst geglückt,
Wohin hat er am Lebensabend mich gebracht!
Den niemals Ehrgeiz, niemals der Bestechung Kunst,
Nie Furcht, niemals Gewalt und nie Autorität
Vom rechten Wege drängten in der Jugendzeit:
Sieh, wie im Alter leicht zum Wanken ihn gebracht
Des angesehnen Mannes gnädig-mildes Wort,

Summíssa placide blándiloquens orátio!
Etenim ípsi di negáre cui nil pótuerunt,
Hominém me denegáre quis possét pati?
Ego bís tricenis ánnis actis síne nota
Equés Romanus é Lare egressús meo
Domúm revertar mímus. Nimirum hóc die
Unó plus vixi míhi quam vivendúm fuit.
Fortúna, immóderata ín bono aeque atque ín malo,
Si tíbi erat libitum lítterarum láudibus
Floréns cacumen nóstrae famae frángere,
Cur cúm vigebam mémbris praeviridántibus,
Satis fácere populo et táli cum poterám viro,
Non mé flexibilem cóncurvasti ut cárperes?
Nuncíne me deicis? Quó? Quid ad scaenam ádfero?
Decórem formae an dígnitatem córporis,
Animí virtutem an vócis iucundaé sonum?
Ut hédera serpens víres arboreás necat,
Ita mé vetustas ámplexu annorum énecat:
Sepúlcri similis níl nisi nomen rétineo.*)

Wer in diesen tief empfundenen Versen nur „die Ironie der Situation wie des Dichters" sieht und Cäsars Tyrannenlaune ableugnet, hat kein Verständnis für echte Poesie. Übrigens rächte sich der misshandelte Dichter. Als er im Verlauf des Stücks flüchten musste, rief er:

Bescheiden ausgesprochen, schmeichelhaft gewandt.
Denn wem selbst Götter zu versagen nichts vermocht,
Wie dürfte dem ich was versagen, ich, ein Mensch?
Nachdem ich sechzig Jahre makellos verlebt,
Soll ich als Mime nun mein Haus betreten, das
Als römischer Ritter ich verliess. Ja, einen Tag,
Hab heut' ich mehr verlebt, als wünschenswert mir war.
Du, Schicksal, bist im Glück wie Unglück ohne Mass:
Wolltst du doch unseres Ruhmes Spitze brechen, die
Umgrünt, umblüht war von der Dichtung frischem Ruhm,
Warum hast du mich nicht gebeugt, als biegsam noch
Mir grünende Jugend lebte in der Glieder Kraft
Und ich genügen konnt' dem Volk und solchem Mann?
Wohin verstösst du mich? Was weist zur Bühne mich?
Schönheit der Züge oder würdige Haltung der Gestalt,
Des Geistes Vorzug oder süsser Stimme Schall?
Wie rankender Epheu tötet jedes Baumes Kraft,
So hält entkräftend mich das Alter jetzt umarmt:
Dem Grabstein gleich bewahr' ich nur dem Namen noch.

Porró, Quirites! líbertatem pérdimus,*)

und mit Hinblick auf den Herrscher:

Necésse est multos tímeat, quem multí timent.**)

Cäsar war so artig, als er dem Publilius den Preis zuerkannte, dem Laberius durch das Geschenk eines goldenen Ringes und einer namhaften Summe seinen früheren Stand zurückzugeben, mit den verbindlichen Worten:

Favénte tibi me víctus es, Laberi, á Syro.***)

Aber seine Absicht war erreicht, der Spötter unschädlich gemacht. Nach seiner Demütigung hat er unzweifelhaft die schönen Verse geschrieben:

Non póssunt primi esse ómnes omni in témpore.
Summum ád gradum cum cláritatis véneris,
Consístes aegre, níctu citius décidas.
Cecidi égo, cadet, qui séquitur: laus est pública.****)

Er zog sich nach Puteoli zurück und starb daselbst bald darauf. In seinen übrigen Fragmenten findet sich allerdings, gemäss dem Charakter der Gattung, viel Schmutz, aber auch manch treffendes, witziges Wort. So erklärt er den Eid für das Pflaster der Schulden:

Quíd est ius iurandum? Émplastrum aeris álieni.*****)

Von einem baumlangen Menschen heisst es:

— utrum tu húnc gruem Baleáricum an hominém putas Ésse?******)

Ein charakterloser Senator wird als Jasager verhöhnt:

Sine língua caput pedárii senténtia est.*******)

---

*) Auf! Flieht, Quiriten! Mit der Freiheit ist es aus!

**) Wen viele fürchten, der hat auch vor vielen Furcht.

***) Dir bleibt, Laberius, meine Gunst, siegt' Syrus auch.

****) Nicht kann ein jeder erster sein zu jeder Zeit.
Wenn zu dem Gipfel der Berühmtheit du gelangt,
Stehst du nur mühsam und kannst schneller fallen als
Das Augenlid; ich fiel und fallen wird, wer folgt:
Das ist das Lob der Menge.

*****) Was ist ein Eid? ein Pflaster, das die Schulden deckt.

******) Könnt man in dem nicht einen balearschen Kranich eh'r
Als einen Menschen sehen?

*******) Ohn' Worte stimmt des niederen Senators Kopf.

Lustig klagt ein Mädchen:

Amóre cecidi támquam blatta in pélvim.*)

Ebenso heisst es von der Liebe:

— túus amor
Tám cito crescít quam porrus, tám quam palma fírmiter.**)

Kurz, ein hervorragendes Talent, eine dichterische Persönlichkeit tritt uns aus den Bruchstücken entgegen; es ist zu beklagen, dass Laberius nicht ein seiner Begabung würdigeres Gebiet gefunden hat.

Sein glücklicherer Nebenbuhler Publilius war ein Syrer, vermutlich aus Antiochia, der in Rom durch seine geistige Begabung sich die Freiheit verdiente. Seit 45 galt er als Meister des Mimus, besonders wegen seiner Gewandtheit in der Stegreifdichtung. Um so auffallender erscheint es, dass nur zwei Titel seiner Stücke uns überliefert sind und wenig Fragmente. Hingegen besitzen wir einen andern Schatz, dessen Grundstock von ihm herrührt, die Sententiae, eine Sammlung von Sprüchen, die uns in mannigfachen Auszügen, vielfach durch Spätere bereichert, erhalten sind. Es spricht aus ihnen ein heller, nüchterner Verstand, eine gereifte Lebensanschauung. Man unterscheidet heute eine alphabetisch geordnete Hauptsammlung von 693 Sprüchen, deren Echtheit allerdings zum Teil angefochten wird, und einen Anhang von 329. Ihren Ton mögen einige Proben veranschaulichen***):

Ab álio exspectes, álteri quod féceris.
Aut ámat aut odit múlier, nihil est tértium.
Amáre et sapere víx deo concéditur.
Aliéna nobis, nóstra plus aliís placent.
Benefícium dando accépit, qui dignó dedit.
Bis víncit, qui se víncit in victória.

---

*) Aus Liebe fiel ich wie 'ne Mott' ins Wasserfass.

**) — es wächst
Deine Liebe schnell wie Lauch und fest wie nur der Palmenbaum.

***) Von anderen erwarte, was du andern thust.
Das Weib liebt oder hasst: ein drittes giebt es nicht.
Lieb' mit Vernunft ist einem Gotte kaum gegönnt.
Uns freut das Fremde; Fremde freut das Unsre mehr.
Wohlthat ist jede Gabe, die man Würdgen giebt.
Zweimal siegt, wer sich selbst besiegt, in einem Sieg.

Discípulus est prióris posteriór dies.
Delíberando saépe perit occásio.
Etiám qui faciunt, óderunt iniúriam.
Ferás, non culpes, quód mutari nón potest.
Fidém qui perdit, níl pote ultra pérdere.
Fortúna vitrea est: túm cum splendet frángitur.
Homo tótiens moritur, quótiens amittít suos.
Inópiae desunt paúca, avaritiae ómnia.
Iniúriarum rémedium est oblívio.
Minimúm eripit Fortúna, cui minimúm dedit.
Nunquám periclum síne periclo víncitur.
O víta misero lónga, felicí brevis!
Pars bénefici est, quod pétitur, si bellé neges.
Tam deést avaro, quód habet, quam quod nón habet.
Veterém ferendo iniúriam invités novam.

Es ist begreiflich, dass diese sich leicht einprägenden Sprüche bald Allgemeingut und Schullektüre wurden, endlich vielfach Nachahmer fanden.

Diese letzten Ausläufer der komischen Dichtung machten dem Pantomimus Platz, der, weil er auf das Wort und den Gesang verzichtet, nicht mehr in die Litteraturgeschichte hineingehört. Nachdem wir so die Entwicklung der dramatischen Gattung bei den Römern im Zusammenhang verfolgt haben, kehren wir zur Zeit des jüngeren Scipio zurück, in der die Satire, die einzige Originalleistung der Römer (Satura tota nostra est: Quint.), in C. Lucilius ihren genialen Begründer fand.

Des frühern Tages Schüler ist der nächste Tag.
Das Überlegen raubt uns oft die beste Zeit.
Auch der, der Unrecht thut, hasst selbst das Unrecht doch.
Ertrage, schilt nicht, was nicht mehr zu ändern ist.
Wer das Vertrau'n verliert, hat nichts mehr zu verliern.
Das Glück ist Glas: und wenn's am schönsten glänzt, zerbricht's.
Der Mensch stirbt so oft, wie die Seinen er verliert.
Der Mässigkeit fehlt wenig, alles fehlt dem Geiz.
Vergessen heilt die Wunden, die das Unrecht schlug.
Den Armen macht am wenigsten das Unglück arm.
Gefahr wird niemals anders als durch Gefahr besiegt.
Im Elend scheint das Leben lang, im Glücke kurz.
Auch Wohlthat ist's, lehnst du die Bitte freundlich ab.
Dem Geizigen fehlt, auch was er hat, als hätt' er's nicht.
Erträgst du altes Unrecht, lockst du neues an.

Allerdings werden schon von Nävius und Ennius uns Satiren genannt, aber weder lässt sich der Inhalt noch die Form dieser Gattung genau bestimmen, selbst wenn wir die dramatische Satire, von der Livius spricht, ins Gebiet der Fabel verweisen. Gehalt und Richtung, Farbe und Mass gewann die „Buchsatura", um die es sich allein handelt, erst durch C. Lucilius (180—103). Mit ihm steigt die Litteratur auf die Stufe des wohlhabenden Bürgertums; denn Lucilius gehörte, geboren im lateinischen Suessa Aurunca, dem Ritterstande an; seine Nichte Lucilia wurde später die Mutter des Cn. Pompejus. Er war wohlhabend und verkehrte mit den ersten Männern Roms, so mit dem jüngeren Africanus, unter dem er 134 vor Numantia diente. In freundschaftlicher Ungezwungenheit verbrachte der scipionische Kreis, nach Horazens Zeugnis (Sat. 2, 1, 71 ff.), seine ländliche Musse:

Quin ubi se a volgo et scaena in secreta remorant,
Virtus Scipiadae et mitis sapientia Laeli,
Nugari cum illo et discincti ludere, donec
Decoqueretur olus, soliti.*)

Dasselbe berichtet Cicero (de orat. 2, 6). Zu diesem Kreise gehörten der Dichter Terenz, der Historiker Polybius, die Philosophen Panätius und Clitomachus, letzterer dem Lucilius eng befreundet. Das Hauptwerk seines Lebens waren die saturae, deren er im ganzen 30 Bücher herausgab. Begabt mit scharfem Blick und hellem Geist, dem Vaterland und der Tugend aufrichtig ergeben, ein Feind alles gekünstelten, unwahren Wesens, war er, wie nur wenige, zum Satiriker geschaffen. Er hat überhaupt die Satire im eigentlichen Sinne als geistvolle Plauderei mit ethisch-kritischer Zuspitzung geschaffen und sie unter Ausscheidung der Prosa auf metrische Einkleidung beschränkt. Wir finden, wenn wir nach den vorhandenen Splittern (1200) urteilen sollen, in den ersten (20) Büchern daktylische Hexameter, im 22. Distichen, im 26.—27. trochäische Septenare, in den übrigen verschiedene Versmasse. Sprache und Vers erklärt sein Nachfolger Horaz (Sat 1, 4, 9 ff.) für holprig:

*) Wenn dann dem Markte entflohn und den gaffenden Blicken der Menge
Scipios Tapferkeit und die milde Weisheit des Lälius,
Scherzten sie heiter mit ihm und spielten im häuslichen Kleide,
Bis das einfache Mahl sie rief.

— in hora saepe ducentos,
Ut magnum, versus dictabat stans pede in uno;
Cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles;
Garrulus atque piger scribendi ferre laborem,
Scribendi recte —*)

Namentlich tadelte er das Einmischen griechischer Worte, das wir auch in den Fragmenten beobachten. Dagegen rühmt er den Geist des Alten, dem er nicht das Wasser reicht (Sat. 2, 1, 30 ff.):

Ille velut fidis arcana sodalibus olim
Credebat libris, neque si male cesserat, usquam
Decurrens alio, neque si bene: quo fit, ut omnis
Votiva pateat veluti descripta tabella
Vita senis.**)

Und die Zeit des Lucilius war danach angethan, Satiren zu schreiben. Die Ausbreitung der römischen Herrschaft über die Länder des Mittelmeerbeckens (mare nostrum) führte griechisch-orientalische Üppigkeit in die herrschenden Kreise, dann ins Volk ein. Das Senatusconsultum de Bacanalibus 186, das uns noch heute auf einer Erztafel erhalten ist, lässt uns einen tiefen Blick in die sittlichen Verhältnisse Italiens thun. Nicht minder verworren stellten sich Politik und Litteratur dem Auge des scharfen Beobachters dar. Indem die Gracchen den Angriff auf die herrschende Klasse entfesselten, riefen sie die Selbstsucht der Beherrschten wach; die ärgerlichen Prozesse häuften sich. Auf rein geistigem Gebiete rang das alte Römertum mit dem eindringenden Gräcismus; grammatische, stilistische, litterarische Fragen drängten sich auf. Da bedurfte es nur eines frischen Zugreifens ins volle Menschenleben, um überall Interessantes zu packen. Und Lucilius war nicht blöde und zog sie alle vor sein Forum, hoch und gering,

*) In einer einzigen Stunde, —
Grad' als wär' das was Grosses — diktierte er zweihundert Verse
Stehend auf einem Fuss. Wenn er dann so schlammig dahinfliesst,
Möchte man vieles entfernen; geschwätzig ist er und giebt sich
Nicht mal die Mühe zu schreiben, will sagen: richtig zu schreiben.

**) Jener vertraute den Büchern gleich treuen Freunden des Herzens
Regungen; mocht' es ihm schlecht oder mocht' es ihm gut gehn, zu keinem
Anderen flüchtete er: drum liegt uns das Leben des Greises
Offen vor Augen, als wär's auf Votivtafeln sorglich verzeichnet.

arm und reich, Staatsmänner und Dichter, die Wüstlinge und die Heuchler. Er scheint zuerst die letzten 5 Bücher gedichtet und sich dann erst auf den Hexameter in den ersten 20 Büchern beschränkt zu haben. Was wir von ihm besitzen, haben uns Nonius Marcellus (um 400 n. Chr.) und andere Grammatiker in Bruchstücken aufbewahrt, die namentlich durch Lucian Müller unter einander verbunden und in die einzelnen Bücher eingereiht sind. Bewundernswert ist der unerschöpfliche Humor des wackern Mannes, sein weiter Gesichtskreis, sein gesunder, freier Sinn. Wir durchmustern die Trümmer und heben charakteristische Stellen heraus, um zugleich von der mannigfaltigen Anlage des Ganzen eine Vorstellung zu geben.

Das 1. Buch zeigte eine Götterversammlung, die über die Römer im allgemeinen und den vom Dichter gehassten Luxus im besondern berät. Die Sache ist so verzwickt, dass Neptun meint, sie könne nicht einmal der Philosoph Carneades erklären. Im 3. Buch erzählt Lucilius das iter Siculum, das Horaz später in Sat. 1, 5 nachgebildet hat; es heisst von einem steilen Wege:

Verum haec ludus ibi susque omnia deque fuerunt,
Susque haec deque fuere, inquam, omnia, ludu' iocusque;
Illud opus durum, ut Setinum accessimu' finem:
Αἰγίλιποι montes, Aetnae omnes, asperi Athones*).

Das 4. Buch geisselte die Schwelgerei und Weichlichkeit der höheren Kreise; ein Lälius sah im Sauerampfer die höchste Delikatesse, jetzt verschwendet man ein halbes Vermögen an Meerkrebs und Stör. Und doch ist eine gute Unterhaltung die Hauptsache:

— bene cocto et
Condito sermone bono et, si quaeri', libenter.**)

Auch das 5. Buch behandelt die Gastronomie, insofern ein lächerliches Gastmahl verspottet wird, wie von Horaz Sat. 2, 8. Ironisch ruft er:

---

*) Aber dies Auf-und-nieder war alles erst spielende Mühe;
Auf und nieder war, sag' ich, erst Spiel noch alles und Scherzen:
Mühevoll wurde das Klettern erst an der setinischen Grenze:
Berge, die Ziegen selbst meiden, nur Ätnas, zerklüftete Athons.

**) Ein Mahl mit gereiftem
Und mit gewürztem, gutem Gespräch und richtiger Freude.

Vivite lurcones, comedones, vivite ventres! *)

Im 6. Buch wird treffend ein Geizhals geschildert, der nur für seine Geldkatze (bulga) lebt:

Cui neque iumentumst nec servos nec comes ullus,
Bulgam et quidquid habet nummorum secum habet ipse.
Cum bulga cenat, dormit, lavit: omnis in unast
Spes homini bulga. Bulga haec devincta lacertost. **)

Das 7. Buch stellt zwei weibische Jünglinge, Gentius und Macedo, an den Pranger; ihre frauenzimmerhafte Toilette wird beschrieben:

Rador, subvellor, desquamor, pumicor, ornor,
Expolior, pingor. ***)

Er zeichnet hier wie sonst das Laster mit erschreckender Deutlichkeit. Heitere Lebenslust spricht aus den Resten des 8. Buches. Das folgende ist ganz orthographischen und grammatischen Fragen gewidmet; dabei werden die geplanten Reformen des Accius verspottet und gelegentlich Vorschläge gemacht, die für das Altlatein, weniger für das klassische Geltung haben. Auch im 10. Buch griff er Dichter und Grammatiker an. Das 11. wendet sich den Staatsmännern und Feldherren zu, so:

Scipiadae magno improbus obiciebat Asellus
Lustrum illo censore malum infelixque fuisse. ****)

Wenig haben wir aus den folgenden Büchern erhalten. Das 16. Buch hat Lucilius seiner Geliebten Collyra gewidmet, wie er denn überhaupt kein Kopfhänger war. Im 20. wird die unsinnige Verschwendung gerügt, die selbst mit Purpur die Tische abwischt:

Purpureo tersit tunc latas gausape mensas. *****)

Im 26., dem ältesten Buche, entwickeln trochäische Oktonare das Programm des Dichters, es ist eine Art Einleitung:

---

*) Hoch, alle Fresser und Schlemmer! Ein Hoch allen tüchtigen Bäuchen!

**) Weder ein Zugtier hat er, noch Sklaven, noch einen Begleiter,
Aber die Geldkatze hat er mitsamt seinem Gelde stets bei sich:
Mit der Geldkatze isst, schläft, badet er; all seine Hoffnung,
Geht seine Geldkatze an, die er fest an den Arm sich gebunden.

***) Werde rasiert, gerupft, enthaart und mit Bimsstein gerieben,
Schmuck gemacht, geputzt und geschminkt.

****) Boshaft pflegte Asellus den grossen Scipionen zu schmähen,
Dass während seiner Censur recht heillose Jahre gewesen.

*****) Wischte die mächtigen Tische gar ab mit purpurner Decke.

Núnc itidem populum áucupamur ístis cum scriptóribus.
Vóluimus capere ánimum illorum —.*)

Ein edles Selbstgefühl spricht sich aus, er will nicht ein Steuerpächter statt eines Lucilius sein:

Públicanu' véro ut Asiae fíam scripturárius
Pró Lucilio, íd ego nolo, et úno hoc non muto ómnia.
Ét quod tibi magno ópere cordist, míhi vementer díspliceet.**)

Stolz rühmt er sein Volk in Septenaren:

Át Romanus pópulus victus véi, superatus próeliis
Saépest multis, béllo vero núnquam, quo sunt ómnia.***)

Im 27. Buch begrüsst er das einfache, tüchtige Volk, das er der Verderbtheit der höheren Stände gegenüberstellt. Einen gar bunten Inhalt verraten die Reste der folgenden Bücher, bunt auch in der Form. Bald werden Accius und Pacuvius durchgehechelt, bald Liebeshändel, bald Gelage geschildert; eine innere Verbindung der dürftigen Trümmer lässt sich nicht herstellen. Mit Vorliebe rügt er die Selbstsucht seiner Zeitgenossen, die sich den ganzen Tag herumtreiben und einander betrügen:

Nunc vero a mane ad noctem, festo atque profesto,
Toto itidem pariterque die populusque patresque
Jactare indu foro se omnes, decedere nusquam,
Uni se adque eidem studio omnes dedere et arti:
Verba dare ut caute possint, pugnare dolose;
Blanditia certare, bonum simulare virum se;
Insidias facere, ut si hostes sint omnibus omnes.****)

Hübsch neckt er auch die einseitigen Griechenfreunde, die sich ihres Namens schämen, so den berüchtigten Albucius:

*) Gleich wie jene Schriftsteller suchen wir das Volk ins Netz zu ziehn.
Ihre Neigung zu erobern war die Absicht.

**) Steuerpächter werd' ich niemals, der aus Asien Reichtum zieht,
Lieber bleibe ich Lucilius; dafür geb' ich alles hin;
Und was dir das Herz ganz ausfüllt, das erregt mir Missmut nur.

***) Oft besiegt ist's römische Volk schon, oft verlor es eine Schlacht,
Doch im Krieg hat's nie verloren, wie sonst jedes andre Volk.

****) Jetzt aber treiben von morgens bis abends, am Fest- wie am Werktag
Bunt durcheinander gemischt sich Bürger und ehrsame Ratsherrn
All auf dem Markte herum und weichen niemals vom Platze.
Alle widmen sie sich demselben Handwerk mit Eifer:
Vorsichtig immer die Worte zu wählen und tückisch zu kämpfen,
Sich um die Wette zu schmeicheln, den tüchtigen Mann zu erheucheln,
Fallen zu stellen, als wären sie alle mit allen verfeindet.

Quam lepide λέξεις compostae, ut tesserulae, omnes
Arte pavimenti atque emblemati' vermiculati.*)

Am Schluss mag das köstliche Fragment stehen, in dem der Dichter seiner ehrenfesten Sittlichkeit, seiner graden Männlichkeit einen wunderherrlichen Ausdruck gegeben hat:

Virtus, Albeine, est pretium persolvere verum
Queis in versamur, queis vivimu' rebu' potesse:
Virtus est homini scirei quo quaeque abeat res:
Virtus, scirei, homini rectum, utile, quid sit honestum,
Quae bona, quae mala item, quid inutile, turpe, inhonestum:
Virtus, quaerendae finem re scire modumque:
Virtus divitiis pretium persolvere posse:
Virtus, id dare, quod re ipsa debetur, honori:
Hostem esse atque inimicum hominum morumque malorum,
Contra defensorem hominum morumque bonorum,
Hos magni facere, his bene velle, his vivere amicum:
Commoda praeterea patriai prima putare,
Deinde parentum, tertia iam postremaque nostra.**)

Es ist schwer begreiflich, wie Mommsen in diesen vollendeten Zeilen „Knittelverse“ erblicken kann, und mit Recht legt dagegen der Herausgeber und Biograph des Lucilius, Lucian Müller, Verwahrung ein, indem er den Ton, den jener so oft in seiner „Römischen Geschichte“ anschlägt, scharf, aber richtig kennzeichnet. Lucilius wurde gar bald der allgemeine Liebling, und spätere Generationen zogen ihn selbst dem Horaz vor. Der Verlust seiner Satiren ist tief zu beklagen.

---

*) Wie ihre λέξεις alle so niedlich geordnet, wie Steinchen,
Die in musivischer Kunst sich über den Estrich hinschnörkeln.

**) Tugend, Albinus, ist es, die wahren Werte zu kennen
Dessen, das uns umgiebt, und in dem uns zu leben beschieden:
Tugend ist es zu wissen, wohin ein jegliches Ding führt:
Tugend, zu wissen, was recht ist, was nützlich und ehrenwert jedem,
Was alles gut und was schlecht, was nutzlos, schimpflich und ehrlos:
Tugend, bei jedem Erwerb so Zweck wie Mass zu verstehen:
Tugend, den richtigen Preis für den Reichtum zahlen zu können,
Tugend, der Ehre zu geben, was jeder von selber ihr schuldig,
Feind und Gegner zu sein aller schlechten Menschen und Sitten,
Aber ein eifriger Anwalt der guten Menschen und Sitten,
Diese zu achten, zu fördern, mit ihnen als Freund zu verkehren,
Dazu des Vaterlands Bestes an erster Stelle zu wollen,
Dann erst der Eltern, zu dritt und zuletzt erst den eigenen Vorteil.

Wir beschliessen hier die Darstellung der archaischen Poesie, indem wir von Namen, die uns keine lebendige Vorstellung erwecken, ganz absehen. Die Prosa dieses ersten Abschnitts der römischen Litteratur rang sich nur schwer empor, wie es denn ein bekanntes Gesetz ist, dass die Poesie älter ist, als die Prosa; der Mensch ist von Haus aus ein tönendes, singendes Wesen. Die Anfänge der vorlitterarischen Zeit konnten keinen Anspruch auf kunstmässige Form erheben; wir betrachten der Reihe nach die Geschichtsschreiber, die Redner, die Gelehrten.

Die römische Geschichtsschreibung beginnt als Annalistik, die einfach Jahr für Jahr berichtet, was sich an denkwürdigen Ereignissen zugetragen hat, wie es auch die griechischen Logographen und die mittelalterlichen Chronisten gethan haben. Und wie die letzteren wegen der ungefügen Rauheit ihrer Muttersprache zum Latein ihre Zuflucht nahmen, wie ferner selbst der grosse Friedrich von Preussen seine Heldenthaten aus demselben Grunde in französischer Sprache erzählte, so schrieben die ersten Annalisten Roms griechisch, wie z. B. Q. Fabius Pictor, der eine wichtige und zuverlässige Quelle für Livius gewesen ist. Aber da die Litteraturgeschichte mehr die Kunstform, als den Inhalt ins Auge fasst, so gehören die übrigens verlorenen Werke des Fabius und seiner Genossen nicht hierher. Der Begründer der römischen Prosa, insbesondere der Geschichtsschreibung, ist der ältere M. Porcius Cato (234—149), ein Mann, in dem sich die Art seines Volkes wie in wenigen verkörpert hat, ein vir vere Romanus.

Geboren zu Tusculum im plebejischen Stande, eines schlichten Landmanns Sohn und selbst Zeit seines Lebens ein hart arbeitender Landwirt, blieb er den Überlieferungen seines Volkes treu, feind jeder Neuerung, auch der griechischen Bildung, deren Wogen immer mächtiger das alte Rom umbrandeten. Er that seine Schuldigkeit als Soldat und Offizier im zweiten punischen Kriege, focht in Campanien und vor Tarent, sowie in der Entscheidungsschlacht am Metaurus. Von einem angesehenen Nachbar L. Valerius Flaccus ermutigt und unterstützt, betrat er 204 als Quästor die Bahn der Ehren, als der gleichaltrige Scipio zum Konsul erwählt wurde. In beiden Männern verkörperten sich die

alte und die neue Zeit, so dass es bald zwischen ihnen zu grimmiger Fehde kam. Hier der geniale Überwinder Hannibals, der begeisterte Freund griechischer Bildung, dort der einfache Kriegsmann, der zähe Vertreter ererbter Sittlichkeit. Cato ging langsam, aber sicher seines Weges, wurde 199 Ädil, 198 Prätor, in welcher Stellung er die Provinz Sardinien verwaltete. Sein bescheidenes Auftreten, seine uneigennützige Amtsführung werden gerühmt. Aus seiner öffentlichen Thätigkeit kehrte er stets wieder auf sein Gut zurück, bis er 195 mit seinem Gönner Valerius zum Konsul gewählt wurde. Als solcher trat er energisch, wenn auch ohne Erfolg, für das Aufwandgesetz des Oppius ein; heftig bekämpfte er im Senat den Luxus, besonders der Frauen. Dann übernahm er die Verwaltung Spaniens, wo er mit Kraft und Klugheit überraschende Erfolge erzielte; insbesondere zeigte er sich als Meister in der Behandlung seiner Soldaten. 191 nahm er als einfacher Kriegstribun am syrischen Kriege teil und entschied durch Umgehung der feindlichen Stellung, wie weiland Hydarnes dem Leonidas gegenüber, die Schlacht in den Thermopylen. Vor allem aber war er im Senate thätig, wenn es sich darum handelte, die alte Zucht und Sitte zu erhalten und Übelthäter zur Verantwortung zu ziehen, wie den Prokonsul Thermus, der zehn angesehene Vertreter einer verbündeten Stadt ohne Urteil hatte zu Tode peitschen lassen. Es war nicht zu verwundern, dass er bei seiner ersten Bewerbung um die Censur durchfiel. Das hinderte ihn nicht, seinen Weg einzuhalten; ja, Cato trat nunmehr offen gegen den Mann auf, der ihm nicht nur ein politischer, sondern auch ein persönlicher Feind war, Scipio Africanus, der einer Veruntreuung von Geldern aus der asiatischen Beute beschuldigt wurde. Wir sind nicht genügend unterrichtet, um die Schuldfrage entscheiden zu können; der Ausgang war, dass sich der gefeierte Held gekränkt ins Privatleben zurückzog. Als nun um dieselbe Zeit die ersten Schäden der orientalischen Einflüsse zu Tage traten, bei Gelegenheit der Entdeckung bacchischer Geheimdienste, da war Catos Zeit gekommen. 184 mit Valerius Flaccus zum Censor gewählt, hielt er eine fürchterliche Musterung unter den Männern der herrschenden Familien. Deren sieben strich er von der Senatsliste, darunter den Bruder des Siegers

von Cynoscephalä, L. Quinctius Flamininus, einen Scipio stiess er aus dem Ritterstande. Überhaupt entwickelte er eine fieberhafte Thätigkeit, führte grosse Bauten auf und eiferte durch Schelten und Strafen gegen die Verschwendung. Länger als dreissig Jahre war er als Senator und Landwirt thätig. Es war kein Wunder, dass er sich durch sein entschiedenes, barsches Wesen zahlreiche Feinde zuzog; so soll er 44 Prozesse glücklich bestanden haben. Die Entwicklung des Staates nach aussen und innen begleitete er mit nimmermüdem Interesse, stets ein Verteidiger der Billigkeit, wenn es sich nicht um seine eingewurzelten Vorurteile handelte. So nahm er sich in einer Rede der Rhodier an, die er vor harter Strafe bewahrte; so der unglücklichen achäischen Geiseln, die noch immer in Italien festgehalten wurden. Eigensinnig war er in seiner Feindschaft gegen Karthago, dessen thörichte und schändliche Zerstörung noch auf sein Drängen zurückgeführt werden muss. Als hochbetagter Greis zog er den Sulpicius Galba wegen seiner treulosen Misshandlung der Lusitaner zur Verantwortung. Und dabei entfaltete er eine umfangreiche litterarische Thätigkeit, die ihn uns als Geschichtsschreiber, Redner und Fachgelehrten zeigt. Er ist dadurch der Begründer der römischen Prosa geworden. Auch dazu trieb ihn ohne Zweifel seine herzliche Vaterlandsliebe; er wollte den Griechen und ihren römischen Nachahmern auf ihrem eigenen Gebiete entgegentreten und wenigstens der Prosa einen nationalen Stempel aufdrücken.

Sein Hauptwerk sind die Origines, Ursprungsgeschichten, die er erst im höheren Alter begonnen hat, weil, wie er sagte, ein hervorragender Mann nicht nur über seine öffentliche, sondern auch über seine private Thätigkeit Rechenschaft ablegen müsse. Das 1. Buch der uns verlorenen Schrift enthielt die römische Königsgeschichte, das 2. und 3. die Gründungssagen der anderen italischen Städte. Im 4. war der erste, im 5. der zweite punische Krieg erzählt. Die Darstellung wurde immer ausführlicher und erstreckte sich im 7. Buch bis auf die Kämpfe Galbas mit den Lusitanern, wobei er die Personennamen ausliess. Da zwischen dem 3. und 4. Buche eine Lücke klafft, so vermutet man, dass Cato nur die ersten drei Bücher herausgegeben hat,

auf die sich allein der Titel bezieht. Die Darstellung war reich an allerlei antiquarischen und geographischen Mitteilungen, aber trocken. Die überlieferte Sagengeschichte nahm er auf Treu und Glauben hin. Einige Bemerkungen verraten scharfe Beobachtungsgabe, so: Pleraque Gallia duas res industriosissime persequitur, rem militarem et argute loqui.*) Er legte nicht Wert auf Teuerungen und Mondfinsternisse, wie die Annales maximi, sondern auf Bethätigung römischer Tapferkeit, so in der Erzählung von der Heldenthat des Q. Cädicius aus dem ersten punischen Kriege, die Cato der Aufopferung des Laconen „Leonides“ an die Seite stellt; auch bei dieser Gelegenheit bricht sein eifersüchtiger Patriotismus hervor. Er nahm seine Rede für die Rhodier unverkürzt in sein Geschichtswerk auf, wie ihm überhaupt ein kräftiges Selbstbewusstsein eigen war; ebenso die Rede gegen Galba, die mit den schönen Worten begann: Multa me dehortata sunt huc prodire, anni aetas vox vires senectus; verum enim vero, cum tantam rem peragier arbitrarer —. Ausserdem kennen wir noch heute 80 Reden wenigstens dem Titel nach, während das Altertum 150 kannte. Überall zeigt sich ein schmuckloser, aber stets kräftiger und bestimmter Ausdruck in einfachster Satzbildung. Hübsch sagt er vom Könige Antiochus: Epistolis bellum gerit, calamo et atramento militat. Doch sind die Überbleibsel derartig zersplittert, dass sich kaum für eine Rede der Zusammenhang wiederherstellen lässt. Hingegen ist uns noch ganz erhalten seine Schrift de agri cultura, eine an eine unbekannte Adresse gerichtete Sammlung von 170 Vorschriften, Ratschlägen, Recepten, alle in bestimmter, diktatorischer Fassung, ohne künstlerische Feile. Leider ist der Wert der allein von der ganzen archaischen Prosa erhaltenen Schrift dadurch beeinträchtigt, dass die guten altlateinischen Formen ausgemerzt und durch einen Gelehrten der klassischen Ausdrucksweise genähert sind. Man vergleiche z. B. mit dem Latein des Plautus die folgende, übrigens inhaltlich bemerkenswerte Einleitung: Est interdum praestare mercaturis rem quaerere, nisi tam periculosum siet, et item fenerari, si tam honestum siet. Maiores nostri sic habuerunt et ita in legibus

*) Die meisten Gallier legen auf zwei Dinge den grössten Wert: auf das Kriegswesen und auf geistreiches Reden.

posiverunt, furem dupli condemnari, feneratorem quadrupli. Quanto peiorem civem existimarint feneratorem quam furem, hinc licet existimare. Et virum bonum quom laudabant, ita laudabant, bonum agricolam bonumque colonum. — At ex agricolis et viri fortissimi et milites strenuissimi gignuntur, maximeque pius quaestus stabilissimusque consequitur minimeque invidiosus, minimeque male cogitantes sunt, qui in eo studio occupati sunt.*) Nun folgen die Anweisungen, wie man einen Acker erwerben muss, die Pflichten des Hausvaters, wie ein Landhaus gebaut sein soll, wie die Rinderställe, Pflichten des Verwalters; weiterhin giebt es Belehrungen über Wein-, Öl- und Gartenbau, über Viehzucht, allerlei Hausmittel gegen Krankheiten, Grundsätze für Behandlung der Sklaven. Kurz, wir thun einen tiefen Blick in das Leben und Treiben eines Landwirts und seiner Pflegebefohlenen. Hingegen sind nur Trümmer aus den an seinen Sohn Marcus gerichteten Büchern auf uns gekommen, die aber sehr charakteristisch sind für den Verfasser; so, wenn er vor den Griechen, dem nequissimum et indocile genus, warnt und ihren Ärzten, die für teures Geld die Barbaren, die Opiker, nur ums Leben bringen wollen. Treffliche Sprüche sind uns erhalten: Orator est, Marce fili, vir bonus dicendi peritus. Rem tene, verba sequentur.**) Besonders wird uns ein Buch de re militari genannt, ein carmen de moribus (in Saturniern?), Apophthegmata und Briefe. Die kernige Spruch-

*) Bisweilen ist es ganz gut, durch Handel Geld zu erwerben, vorausgesetzt, dass es nicht gefährlich ist, und ebenso Geld auf Zinsen zu leihen, vorausgesetzt, dass es anständig geschieht. Unsere Altvorderen haben es so gehalten und so in den Gesetzen festgelegt, dass der Dieb zum zweifachen Ersatz verurteilt werden soll, der Wucherer zum vierfachen. Um wie viel schlechter also nach ihrer Ansicht der Wucherer als Bürger war als der Dieb, kann man hieraus entnehmen. Und wenn sie einen als tüchtigen Mann lobten, so lobten sie ihn so, nämlich als tüchtigen Landmann und tüchtigen Pflanzer. — Aber aus den Landleuten entstehen sowohl die tapfersten Männer als die wackersten Soldaten, aus dem Landbau erwächst der rechtmässigste und sicherste und am wenigsten gehässige Gewinn, und am wenigsten sind die schlechter Gesinnung, die diesem Beruf sich widmen.

**) Ein Redner, mein Sohn Markus, ist ein guter, der Worte mächtiger Mann, Halte dich an die Sache; die Worte werden dann von selbst kommen.

weisheit (z. B. Vita humana prope uti ferrum est; si exerceas, conteritur, si non exerceas, tamen rubigo interficit) *) erwarb dem wackern Manne noch nach seinem Tode grosses Ansehen. Bis in das späte Mittelalter hinein waren die Catonis philosophi libri, kurze Sprüche in distichischer Form, als Schulbuch berühmt.

Catos Bild steht klar vor unsern Augen. Ein einfach tüchtiger Mann, ohne hervorragende Gaben, verkörpert er, wie kaum einer, sein Volk, dessen Grösse eben in dieser schlichten Tüchtigkeit, in dieser Hingabe ans Allgemeine bestand. Ein Vertreter der konservativen Staatsgesinnung, hatte er für das, was das Leben schmückt und erhellt, kein Verständnis. Mit vollem Bewusstsein warf er sich dem Strom der griechischen Bildung entgegen und versuchte als Ersatz eine nationale Prosalitteratur, nicht ohne Erfolg, zu schaffen. Er unterlag, aber er unterlag mit Ehren, indem er sein Vorbild den Nachkommen als Mahnung hinterliess, über den neuen Errungenschaften nicht der altererbten Sittlichkeit zu vergessen. Mit Recht feiert ihn Cicero, besonders in der nach ihm benannten Schrift, als den Vertreter der libera respublica, der alten, guten Zeit, wenn er auch sein Charakterbild stark idealisiert hat. Mit ihm ging das starre Römertum mit seiner nationalen Engherzigkeit zu Grabe, gross trotz oder vielmehr wegen seiner Beschränkung, und heraufzog die Zeit, wo Rom die griechische Bildung in sich aufnahm, um aus einer Herrin die Lehrerin der Völker zu werden.

Catos Leben haben Nepos und Plutarch, neuerdings Jäger erzählt; seine Fragmente sind von Jordan, das Buch vom Landbau von Keil herausgegeben.

Wir schliessen hier die Übersicht der nur in Trümmern erhaltenen Prosaiker der archaischen Zeit an, zuerst die Geschichtsschreiber, die nach Catos Vorbild die lateinische Sprache wählten, aber die unbehülfliche Form des Chronikenstils beibehielten. Über die römische Annalistik hat Nitzsch geschrieben; auch A. Schäfer hat eine handliche Sammlung der über sie erhaltenen Zeugnisse veranstaltet, während Peter die Fragmente herausgegeben hat. Die Annalisten kommen fast nur als Quellen späterer Ge-

*) Das menschliche Leben ist beinahe wie Eisen: gebrauchst du's, wird's abgenutzt, gebrauchst du's nicht, tötet's doch der Rost.

schichtsschreiber, besonders des Livius, in Betracht; von einem Kunstwert ihrer Darstellung ist kaum zu sprechen. Unter der Fülle der Namen, die verwirrend anwachsen, heben wir nur die wichtigsten hervor, die namentlich für Livius massgebend geworden sind. Die Annalen des L. Calpurnius Piso Frugi (Konsul 133) waren nach Cicero (Brut. 27) sane exiliter scripti; nicht anders werden die Leistungen des C. Sempronius Tuditanus (Konsul 129) und C. Fannius Strabo (Konsul 122) gewesen sein. Wichtiger ist L. Cälius Antipater (um 120), der die Sagengeschichte fallen liess und sich auf die Darstellung des zweiten punischen Krieges beschränkte, wie er auch den Stil sorgfältiger feilte, scriptor, ut temporibus illis, luculentus, iuris valde peritus (Cic. Brut. 26). Ihm ist Livius in der dritten Dekade vornehmlich gefolgt, nicht immer zu seinem Vorteil, wie bei dem Alpenübergang Hannibals, den Cälius an die Durance verlegte. Auf die Zeitgeschichte beschränkte sich Sempronius Asellio, der auch die innere Verbindung von Ursachen und Wirkungen aufzusuchen sich bemühte, also eine pragmatische Geschichtsschreibung anstrebte. Ganz besonders wichtig wären die Denkwürdigkeiten des M. Ämilius Scaurus (Konsul 115), des Cimbernsiegers Q. Lutatius Catulus (Konsul 101) und des edlen Verbannten P. Rutilius Rufus, wenn sie uns nur erhalten wären. Von dem gallischen Brande ab erzählte Q. Claudius Quadrigarius die römische Geschichte. Aber ein unheilvoller Berichterstatter ist Valerius Antias gewesen, dem Livius leider in der ersten Dekade nur zu oft gefolgt ist. Nicht nur verherrlichte dieser über Gebühr die Thaten seines Geschlechtes, sondern log, wo es sich um Zahlen handelt, ins Unglaubliche. Wenn im ersten Samniterkriege bei der Erstürmung des Lagers bei Saticula 30,000 Feinde fallen (Liv. 7, 36), so liegt unzweifelhaft Valerius' Frechheit zu Grunde. An 35 Stellen citiert ihn der arglose, ehrliche Livius, später ist er hinter seine Verlogenheit gekommen. Wenig zuverlässig ist auch C. Licinius Macer (starb 66), der nach der andern Seite hin, im demokratischen Sinne, entstellte und übertrieb. Cicero (de leg. 1, 2), der ihn allerdings persönlich hasste, tadelt seine Geschwätzigkeit und unverschämte Anmassung. Wichtiger sind die Historien des

L. Cornelius Sisenna (starb 67), der Zeitgeschichte schrieb. Ein Freund und Verteidiger des Verres, affektierte er einen gewählten Geschmack, der sich in allerlei stilistischen Absonderlichkeiten zeigte. Auch verfasste er Milesiaca, schlüpfrige Erzählungen. Endlich mag noch der Memoiren Sullas, die eine stark apologetische Tendenz aufwiesen, und der griechisch geschriebenen Denkwürdigkeiten des Lucullus gedacht werden, die beide Plutarch in seinen Biographieen benutzt hat.

Wir wandern vom Trümmerfeld der Geschichtsschreibung zu dem der Beredsamkeit, wo ebenfalls Cato als erster die Aufzeichnung der gehaltenen Reden in die Litteratur eingeführt hat. Indessen besitzen wir wenigstens eine ausgezeichnete Übersicht der älteren Redner in der Schrift Ciceros Brutus de claris oratoribus, in der dieser ein noch nicht bearbeitetes Feld kühn und erfolgreich anbaute. In einer fingierten Unterredung mit Atticus und M. Brutus lässt er eine stattliche Schar von Rednern in guter Ordnung an uns vorüberziehen. Nachdem er die Entwicklung der griechischen Beredsamkeit kurz überflogen hat, stellt er Cato Censorius als ersten Kunstredner hin, den er nicht glücklich mit Lysias vergleicht. Nach einer gedrängten Aufzählung einiger Zeitgenossen hebt er den jüngeren Scipio Africanus und seinen Freund Lälius, sowie den unsittlichen, aber begabten Sulpicius Galba hervor. Der Stil des Lälius wird vetustior et horridior genannt; Galbas geschriebene Reden schätzt Cicero gering. In der nun folgenden Revolutionszeit ragten die Brüder Tib. und C. Gracchus, daneben C. Carbo hervor, die Cicero trotz der verschiedenen Parteistellung anerkennen muss. Ein glücklicher Zufall hat uns bei dem archaisierenden Gellius einige Stellen erhalten, welche das Urteil begründen: Noli putare quemquam, Brute, pleniorem aut uberiorem ad dicendum fuisse; damnum enim illius immaturo interitu res Romanae Latinaeque litterae fecerunt.*) So heisst es N. Att. 11, 10: Nam vos, Quirites, si velitis sapientia atque virtute uti, etsi quaeritis, neminem nostrum invenietis sine pretio huc prodire. Omnes nos,

*) Glaube mir, lieber Brutus, niemand hat grossartiger und reicher zu reden gewusst; durch seinen Tod hat der römische Staat wie die lateinische Litteratur einen grossen Verlust erlitten.

qui verba facimus, aliquid petimus, neque ullius rei causa quisquam ad vos prodit, nisi ut aliquid auferat. Ego ipse, qui apud vos verba facio, ut vectigalia vestra augeatis, quo facilius vestra commoda et rempublicam administrare possitis, non gratis prodeo; verum peto a vobis non pecuniam, sed bonam existimationem atque honorem. Qui prodeunt dissuasuri, ne hanc legem accipiatis, petunt non honorem a vobis, verum a Nicomede pecuniam; qui suadent, ut accipiatis, hi quoque petunt non a vobis bonam existimationem, verum a Mithridate rei familiari suae pretium et praemium; qui autem ex eodem loco atque ordine tacent, hi vel acerrimi sunt, nam ab omnibus pretium accipiunt et omnis fallunt.*) Und 15, 12: Itaque, Quirites, cum Romam profectus sum, zonas, quas plenas argenti extuli, eas ex provincia inanes retuli. Alii vini amphoras, quas plenas tulerunt, eas argento repletas domum reportaverunt.**)

Cicero unterscheidet zwei Höhepunkte der römischen Beredsamkeit, deren erster durch das sich ergänzende Paar M. Antonius und L. Licinius Crassus, der andere durch Q. Hortensius und ihn selbst gebildet wird. Den ersteren hat er in seinen Büchern de oratore ein Ehrendenkmal gesetzt, wo sie die Debatte leiten, Antonius als Vertreter der nüchternen, sich auf den nächsten Zweck beschränkenden Praxis, Crassus als

*) Denn wenn ihr, Quiriten, weise und billig denken wollt, so werdet ihr, sucht ihr auch danach, doch keinen aus unserer Zunft finden, der ohne Anspruch auf Belohnung hier auftritt. Wir Redner suchen alle etwas zu erwerben, und keiner tritt aus irgend einem anderen Grunde vor euch hin, als um selbst Vorteil davon zu haben. Ich selbst, der ich zu euch rede, damit sich die Abgaben erhöhen und ihr desto leichter zu eurem Besten den Staat verwalten könnt, trete hier nicht umsonst auf; aber ich will von euch nicht Geld, sondern eine gute Meinung und Ehre. Doch, die hier auftreten, um euch von der Annahme des Gesetzes abzuraten, wollen nicht von euch Ehre, sondern von Nikomedes Geld; die aber zur Annahme raten, auch die wollen nicht von euch eine gute Meinung, sondern von Mithridates klingende Belohnung; die aber aus demselben Beruf und Stand schweigen, das sind die Schlimmsten, denn sie nehmen von allen Geld und betrügen alle.

**) Als ich also, Quiriten, nach Rom reiste, da brachte ich die Tasche, die ich voll Silber mitgenommen, leer wieder aus der Provinz zurück. Andere aber haben die Krüge, die sie voll Wein mitnahmen, mit Silber wieder gefüllt heimgetragen.

Verteidiger einer weitherzigen, vornehmen Auffassung seines Berufes, für den er vor allem eine breite und gründliche Bildung, die Harmonie der geistigen Interessen verlangt. Von der äusserlichen Routine will er nichts wissen, wie er auch als Censor den lateinischen Rhetoren das Handwerk gelegt haben soll. Neben ihnen werden Q. Mucius Scävola, der Pontifex, ein ausgezeichneter Jurist, und der feine Humorist Julius Cäsar Strabo gerühmt. Aus dem jüngeren Geschlechte ragen C. Aurelius Cotta (Konsul 75) und der unruhige P. Sulpicius Rufus (starb 88) hervor. Aber erst mit Ciceros älterem Zeitgenossen, dem glänzenden, aber unnatürlich gespreizten Qu. Hortensius Hortalus (114—50) wurde wieder die Höhe der Vollendung erreicht; mit ihm beginnt die Herrschaft des asianischen oder amplum genus dicendi, dem auch Cicero in seinen ersten Reden huldigt. Mit der Darstellung seiner eigenen rednerischen Entwicklung schliesst der Brutus, eine hervorragende, echt wissenschaftliche Leistung. Leider besitzen wir von den genannten Rednern mit Ausnahme des C. Gracchus so wenig Fragmente, dass wir uns eine deutliche Vorstellung von ihren Leistungen nicht machen können. Wir sind ganz auf die allerdings zahlreichen Notizen angewiesen, die Cicero in seine rhetorischen Schriften eingestreut hat.

Auch auf dem dritten Gebiet, in der Fachgelehrsamkeit, ist Cato als Bahnbrecher vorangegangen. Seiner Schrift de agri cultura reiht sich das Werk des Karthagers Mago an, das der Senat zum Besten der italischen Landwirte auf Staatskosten übersetzen liess; seine 28 Bücher sind später immer mehr zusammengezogen, bis sie schliesslich verloren gingen. Aber auch die Geisteswissenschaften erwachten. Der erste römische Philologe (grammaticus) war L. Älius Präconinus Stilo, der Lehrer Ciceros, aus Lanuvium von guter Familie. Wie die berühmte Philosophengesandtschaft 156/5 die ersten philosophishen Studien in Rom erweckte, so rief ein Beinbruch des als Gesandten an den Senat geschickten Crates von Pergamum die Altertumswissenschaft wach. Nachdem die archaischen Dichter mit orthographischen und grammatischen Versuchen vorangegangen waren, bestrebte man sich immer eifriger, Ordnung in das Chaos der Sprachformen zu bringen. Auch in Rom tauchten nach griechischem

Muster die Vertreter der ἀναλογία auf, die eine strenge Regelung verlangten, und die der ἀνωμαλία, die der Sprache keine Gewalt anthun wollten. Wie gross die Teilnahme an diesen Studien war, beweist eine Schrift Cäsars, von der später zu sprechen ist. Inwiefern sich Älius Stilo daran beteiligt hat, wissen wir nicht. Wir hören, dass er die ältesten Denkmäler des Lateins, das carmen Saliare und die 12 Tafeln, erklärte und die Echtheit der plautinischen Stücke untersuchte. Daneben blühte die Rechtswissenschaft, für deren feine Ausbildung die Römer nach ihrer Veranlagung unübertroffene Muster geworden sind. Das erste juristische Buch war die Auslegung des Zwölftafelgesetzes durch Sex. Älius Pätus Catus (Konsul 198). Vor allem war es die Familie der Mucii, die Rechtsbegriffe weiter entwickelten und Rechtskenntnisse verbreiteten; so der ältere P. Mucius Scävola (Konsul 133) und sein Sohn Quintus, der Lehrer Ciceros, der auch den Augur Scävola hörte. Diese Männer pflegten in Gegenwart lernbegieriger Jünglinge dem rechtsuchenden Publikum, insbesondere ihren Klienten, Rechtsbelehrung zu geben (de iure respondere), natürlich unentgeltlich. Von diesen iuris consulti waren die patroni causarum verschieden, die vor Gericht den Parteien beistanden. Der Beruf des modernen Rechtsanwalts war also auf zwei Persönlichkeiten verteilt; doch war durch Gesetze (später lex Cincia) auch dem Patronus die Annahme von Honoraren untersagt. Eine derartige Thätigkeit diente als Empfehlung für die politische Laufbahn, wie wir demnächst an Cicero sehen werden. Endlich ist noch eines gelehrten Astronomen, C. Sulpicius Gallus, zu gedenken, der durch Voraussagen einer Mondfinsternis berühmt wurde; nach Plinius hat er auch darüber geschrieben. —

Wir stehen am Ende des ersten Abschnitts, der archaischen Zeit, die manchen hoffnungsvollen Anlauf aufweist, aber der ruhigen, organischen Entwicklung entbehrt. Während die Lyrik ganz vernachlässigt wird, leistet die Epik Erfreuliches, das Drama, mehr als die Tragödie noch die Komödie, sogar Bedeutendes. Plautus und Terenz ragen als einzige Zeugen altrömischer Dichtung hervor. Auch die Satire nötigt uns Achtung ab. Langsamer entwickelt sich die Prosa trotz Catos verheissungsvollen Versuchen.

Weder Geschichtsschreibung noch Beredsamkeit kommen über die ersten Anfänge hinaus; es fehlt noch Mass und Formsinn. Hingegen regt sich in der Fachgelehrsamkeit manch versprechender Keim. Das allein ganz erhaltene Buch Catos ist nicht als unverändert anzusehen. Es fehlt vor allem in stilistischer Hinsicht an einem Sprachmeister, welcher der Prosa das wurde, was Ennius der Poesie geworden war, der aus der Fülle die Einheit, aus der Mannigfaltigkeit die Harmonie, aus dem Chaos den Kosmos entwickelte. Ein solcher Meister war Cicero.

Zweiter Abschnitt.

Die klassische Zeit.

Das Zeitalter Ciceros.

Die Blüte der lateinischen Prosa fällt in die Zeit des politischen Verfalls. In drei furchtbaren Bürgerkriegen vollzog sich der Übergang vom Freistaat in die Monarchie, nach deren Einrichtung auch die lateinische Poesie fröhlich emporblühte. Der erste Abschnitt der goldenen Latinität wird mit Recht nach Cicero, einem der grössten Lehrer der Menschheit, der zweite nach Augustus, dem Begründer des ersten Weltreichs, benannt. Auch bei anderen Völkern fällt keineswegs politische Machtentfaltung und Aufschwung der schönen Wissenschaften zusammen; Plato schrieb seine Dialoge nach dem Fall seiner Vaterstadt und Schiller den Wallenstein kurz vor dem Zusammenbruch des deutschen Reiches. Um wie viel weniger erscheint dieser Widerspruch der politischen und ästhetischen Entwicklung Roms wunderbar, dessen Litteratur aus der Verbindung nationaler Kraft und griechischer Schönheit erstanden ist! Das spröde Römertum räumte in blutigen Schlachten einem Geschlechte das Feld, das eine Weltlitteratur und eine Weltsprache zu schaffen berufen war. Nicht eine geistlose Nachahmung hellenischer Originalschöpfungen, nicht einen matten Nachhall griechischer Dichtung oder gar eine Sudelkopie bietet die goldene Latinität, sondern Schöpfungen eigener Art, vielleicht nicht so fein, so ursprünglich, so naiv, wie die Vorbilder von Hellas es sind, aber kräftig und wirkungsvoll, mit eigenartigen Vorzügen ausgestattet,

nicht unwert der Bewunderung der Nachwelt. Der Schöpfer dieses Sprachreichtums, vor dem sich selbst ein Cäsar verehrend neigte, war M. Tullius Cicero (106—43).

Geboren zu Arpinum, ein Landsmann des Marius, gehörte er einer einfach tüchtigen Familie aus dem ordo equester an. Sein gleichnamiger Vater brachte ihn mit seinem Bruder Quintus nach Rom, um beiden durch eine sorgfältige Ausbildung ihrer Geisteskräfte den Zugang zu den höheren Ämtern zu verschaffen. Der hingebende Fleiss, die staunenswerten Fortschritte Ciceros werden uns gerühmt. Er trieb an lateinischen und griechischen Dichtern grammatisch-philologische Studien, bildete durch eifriges Anhören berühmter Redner und Schauspieler seine Redegabe, übersetzte und dichtete, um seinen Stil zu pflegen, und lieh auch philosophischen Lehren sein Ohr. Endlich wandte er sich der Rechtswissenschaft zu, musste aber diese Studien unterbrechen, als er 89 an dem Marserkriege teilnahm. Die Übungen wurden dann eifrig fortgesetzt, bis Cicero sich stark genug fühlte, vor Gericht als Redner aufzutreten. Die erste uns erhaltene Rede pro Quinctio fällt ins Jahr 81, die erste Kriminalrede pro S. Roscio Amerino ins Jahr 80, wobei Cicero Tapferkeit und Klugheit bewies. Aus Gesundheitsgründen trat er eine zweijährige Studienreise nach Athen und Kleinasien an, wo er dem prunkenden asiatischen Stil entsagte und in der Schule des berühmten Rhetors Molo zu Rhodus das medium genus dicendi, auch das rhodische genannt, als Ziel und Norm erkor. Zurückgekehrt verheiratete er sich mit Terentia, die ihm eine Tochter, sein Lieblingskind, und einen Sohn schenkte. Er betrat die Bahn der Ehren 75 als Quästor in Lilybäum und zeichnete sich durch Gewissenhaftigkeit und Pflichtgefühl aus. Seine Verdienste verschafften ihm die Vertretung der Sikuler 70 in dem Erpressungsprozesse gegen C. Verres, der seinen Ruhm begründete und seinen Sieg über Hortensius entschied. Er verwaltete 69 die Ädilität, deren Verpflichtungen er mit verständigem Aufwande nachkam, und 66 die Prätur, während er ununterbrochen seine gerichtliche Thätigkeit fortsetzte. Erst als Prätor wagte er sich mit seiner Rede de imperio Cn. Pompei vor die Volksversammlung. Inzwischen hatte er eine politische Schwenkung vollzogen; aufwärts gestiegen als

homo novus im Gegensatz zur engherzigen Nobilität, wurde er durch die Gewalt der Umstände immer mehr in das Lager des Senates hinübergedrängt. Sein politisches Ideal war ein enger Bund der regierenden und besitzenden Klassen, des ordo senatorius und equester, gegenüber den im Finstern schleichenden Umsturzplänen der Populares, die väterlich weise und gerechte Herrschaft des Senats, die Erhaltung der altbürgerlichen Zucht und Ehrbarkeit unter massvoller Pflege griechischer Kunst und Wissenschaft. Er war durchaus nicht aller politischen Ansicht und Absicht bar, wie Mommsen in seinem fanatischen Hasse gegen ihn meint, wohl aber der Einsicht in seine eigene Begabung, die ihn auf den *βίος θεωρητικός* mehr hinwies, als auf den *βίος πρακτικός*. Nun wollte es sein böser Stern, dass er, durch ein Kartell der Ordnungsparteien als Gegenkandidat gegen Catilina 63 zum Konsul gewählt, eine hervorragende Rolle auch auf politischem Gebiete spielte; er wies mit Glück die aufrührerische Ackergesetzgebung des Volkstribunen Servilius Rullus zurück, entdeckte die unheimlichen Pläne der Anarchisten und bereitete ihre Vereitelung mit Kraft und Klugheit vor. Seine ganze Amtsführung war über alles Lob erhaben; denn die widergesetzliche Hinrichtung der Catilinarier war durch die Not geboten. So auf ein Gebiet gedrängt, wo er die ihm eigenen Gaben nur wenig verwerten konnte, während ihm die Eigenschaften eines Staatsmannes ganz abgingen, erfuhr er eine namenlose Enttäuschung, als bei der Rückkehr des siegreichen Pompejus der Konflikt zwischen monarchischem und republikanischem Regiment anhub. Cicero gewann es nicht über sich, auf eine politische Thätigkeit zu verzichten, und fiel 58 als ein Opfer von Cäsars Plänen, der in ihm den Wortführer des Senats unschädlich zu machen wusste. Den jähen Wechsel des Geschicks ertrug der leidenschaftliche Südländer, dessen grösster Vorzug eben in seiner sensibeln Aufnahmefähigkeit bestand, mit wenig Fassung; es hat ihm dieser Schmerz und die darauf folgende Minderung seines politischen Einflusses den Rest seines Lebens verbittert, da er nicht die Kraft besass, das, was er als richtig erkannt hatte, den ehrenvollen Rückzug ins Privatleben, die Beschränkung auf wissenschaftliche Thätigkeit, konsequent durchzuführen. Nach seiner

glänzenden Rückkehr 57, die klar bewies, dass seine Mitbürger anders urteilten, als seine modernen Verkleinerer, entfaltete er von neuem seine grosse Rednergabe, wie u. a. die schöne Rede pro Sestio beweist. Aber eine Abschweifung auf das politische Gebiet bekam ihm so übel, dass er zum ersten Male 55 sich entschloss, ganz seinen Studien zu leben. Er schrieb sein reifstes Werk, die drei Bücher de oratore, die Bücher de republica und zum Teil de legibus, daneben eine grosse Zahl Reden, wie die kunstreiche pro Milone, und eine erstaunliche Menge von Briefen, die uns einen tiefen Einblick in sein weiches, von Schwächen nicht freies, aber edles Herz vergönnen; es ist ein hässlicher Missbrauch, die geheimsten Ergüsse des feinsinnigen, schwergeprüften Mannes mit kriminalistischer Genauigkeit als Geständnisse eines reuigen Sünders zu buchen, wie es Drumann gethan hat. Die Vorbereitungen des Bürgerkrieges, der zwischen den Prätendenten der Monarchie ausbrach, trieb ihn 51 als Prokonsul nach Cilicien, wo er in schwieriger Stellung, wenn auch widerwillig, seine Pflichten treu und verständig erfüllte. Sein Wunsch, die erfochtenen „Siege“ mit einem Triumphe belohnt zu sehen, entsprang dem heissen Verlangen nach Genugthuung für die ihm angethane Schmach; es ist unbillig, dem feinbesaiteten Redner die harmlose Eitelkeit aufs Kerbholz zu schreiben. Bei seiner Rückkehr fand er den Bürgerkrieg vor der Thür, während dessen er lange schwankte; aber nur zu berechtigt war sein Schwanken, da die Staatsform, der er sich ergeben hatte, von keinem der kriegführenden Feldherren angestrebt wurde. Nachdem er erst sich neutral verhalten hatte, ging er endlich 49 nach Griechenland zu Pompejus, um nach der Schlacht von Pharsalus nach Brundisium zurückzukehren, wo er bis 46 die leidvollsten Tage seines Lebens verbracht hat. Von Cäsar ehrenvoll begnadigt, traf er neues Missgeschick zu Hause an. Er liess sich scheiden, auch eine neue Ehe hatte keinen Bestand, und 45 starb ihm seine Tullia. Da flüchtete der schwer heimgesuchte Mann noch einmal zur Wissenschaft und entwickelte eine geradezu erstaunliche Thätigkeit. Ausser mehreren Reden ad Caesarem und kleineren Schriften verfasste er den Brutus, den Orator und die stattliche Zahl der philosophischen Bücher, die teils der Erkenntnis-

theorie (Academica), teils der Ethik (de finibus, Tusculanae disputationes, de officiis), teils der Religionsphilosophie (de natura deorum, de divinatione) gewidmet sind. Es ist ungerecht, seine philosophische Schriftstellerei herabzusetzen, vor der ein grosser Philosoph, wie Herbart, Hochachtung bezeugte. Man muss nur nicht den engherzigen Massstab unserer ältlichen, im Spezialistentum verkümmernden Wissenschaft anlegen, sondern den eines freien, weitherzigen Bildungsstrebens. Cicero hat sich durch die Übertragung der griechischen Philosophie in die lateinische Sprache ein grosses Verdienst um sein Volk und die ganze Menschheit erworben. Sein Höchstes leistet er allerdings nur, wenn er die Ergebnisse der Spekulation praktisch verwertet, wie im Cato maior, Laelius und im Somnium Scipionis, dem Schluss der Schrift de republica. Ein freundliches Geschick liess ihn noch einmal das beglückende Gefühl geniessen, seinem Vaterlande einen grossen Dienst zu leisten. Nach Cäsars Ermordung 44 ergriff er nach einigem Schwanken tapfer die Partei des Senates und hat im Kampf gegen Antonius in erster Reihe gestanden. Seine 14 philippischen Reden, wie die Briefe an die Feldherren und Provinzialstatthalter zeigen uns den Mann des Friedens als Organisator des Krieges, als Leiter des Staates. Dass der Ausgang ungünstig war, hat nicht er verschuldet, sondern die lässige Selbstsucht der Verschworenen, die im Osten Reichtümer sammelten und ihren Freund im Stich liessen. Die Vereinigung des Senatsfeldherrn Cäsar Octavianus mit Antonius besiegelte Ciceros Schicksal; er starb mutig und gefasst.

Cicero entfaltete nach vier Seiten seine schriftstellerische Thätigkeit: als **Redner**, **Rhetor**, **Philosoph** und **Feuilletonist**; seine historischen Arbeiten, sowie seine Gedichte sind minderwertig, seine Übersetzungen nur als Übungen zu betrachten. Sein wichtigstes Verdienst ist die Erschaffung einer klassischen Prosa, einer Schriftsprache. Durch herrliche Vorzüge, wie wenige, geschmückt, durch feines Gefühl, gutes Gedächtnis, scharfen Verstand, hat er sich bis in sein Alter hinein bestrebt, durch rastlosen Fleiss die ihm verliehenen Gaben zu pflegen. Er ist bei den Griechen in die Schule gegangen, bei den grossen Schriftstellern wie bei den lebenden Lehrern, hat unermüdlich durch

mündliche und schriftliche Übungen, vor allem in Übersetzungen, seinen Stil gefeilt und alle Bildungsmittel, die ihm erreichbar waren, verwertet. Er säuberte den Wortschatz von hässlichen, veralteten Wörtern, wagte kühn und geschmackvoll Neubildungen, besonders in der Terminologie, und schuf durch Anwendung rhythmischer Gesetze, die er den Griechen ablauschte, auf Wortstellung und Satzbau die Periodisierung, in der er unübertroffen dasteht. Er hat die Anlagen der lateinischen Sprache, die auf würdevolle Darstellung und hinreissende Wirkung hinwiesen, feinfühlig entwickelt und zur Vollendung geführt; er allein hat es bewirkt, dass das Latein Jahrhunderte lang die Sprache der Gebildeten, der Wissenschaft blieb, dass selbst die dem Schönen so entfremdete Jetztzeit sich von dem mütterlichen Boden ihrer höheren Geistesbildung nicht losringen kann. Und den Schöpfer eines solchen Sprachreichtums will man eine Pfuschernatur, einen Journalisten oder auch eine gefallene Grösse schelten? Der Geschmack der Zeiten wechselt, aber die Geschichte bewahrt gerecht das Andenken an die grossen Lehrer der Menschheit, zu denen, wenn einer, Cicero gehört. Wir betrachten der Reihe nach die Gattungen, für die er geschaffen hat, indem wir die wichtigeren Schriften herausheben.

An Reden besitzen wir noch 57 ganz und 20 in Bruchstücken, von 30 kennen wir die Titel, dazu die verlorenen Lobreden auf Cäsar, Cato Uticensis und Porcia. Die Reden zerfallen in gerichtliche und politische; erstere betreffen Civil- und Kriminalsachen. Ohne Interesse ist die pro Quinctio 81, die eine Schuldklage betrifft. Dagegen ragt die pro Roscio Amerino 80 hervor, die den unschuldig des Vatermordes angeklagten Landwirt mit jugendlichem Pathos verteidigt und sich mutvoll gegen die Ankläger, zwei Roscii, und ihren Hintermann Chrysogonus, einen Günstling des allmächtigen Sulla, wendet. Die Reden pro Q. Roscio comoedo und M. Tullio sind unwichtig, hingegen von hervorragender Bedeutung die sieben Verrinen 70, von denen die erste, die divinatio in Caecilium, dem Redner das Recht der Anklage sicherte, während die zweite (actio prior) nur eine kurze Einleitung zu dem Zeugenverhör bietet; Cicero legte sich diese Beschränkung auf, weil er eine Verschleppung des Prozesses verhindern wollte.

8*

Als nun Verres vor der Entscheidung in die Verbannung ging, arbeitete er das gesammelte Material in den fünf Reden actionis secundae aus, die also nicht gehalten sind. Die Überschriften (de praetura urbana, de iurisdictione Siciliensi, de frumentis, de signis, de suppliciis) treffen nur zum Teil den Inhalt. Wichtig sind namentlich die vierte Rede, die unsere Kenntnis der alten Kunstgeschichte namhaft bereichert, und die fünfte, in der Cicero die sogenannte deprecatio erörtert, d. h. die Frage, ob dem Verres etwa für seine anderweitigen Verdienste die Strafe seiner Vergehen zu erlassen sei. In formeller Hinsicht sind diese Reden vielleicht das Schönste, was Cicero geschaffen hat, da die Fiktion, auf der sie beruhen, einem vorurteilsfreien Leser den Genuss nicht trübt. Wie nirgends hat Cicero es verstanden, Pathos und Ethos zu verteilen, Ernst und Scherz zu mischen, Zorn und Mitleid zu erregen. Unsere Phantasie wird nicht weniger beschäftigt, als unser sittliches Gefühl, während unsere Denkkraft die Kunst des Redners aufmerksam verfolgt. Solange die Empfänglichkeit für die Macht der menschlichen Rede, solange der Sinn für den Schutz des Schwächeren gegen den Stärkeren nicht ausgestorben ist, wird man die Verrinen bewundern, die zu den hervorragendsten Leistungen auf dem rhetorischen Felde zählen. Es folgen die Reden pro M. Fonteio und pro A. Caecina aus dem Jahre 69. Die erste politische Rede de imperio Cn. Pompei tritt 66 für die lex Manilia ein, die dem Pompejus, der soeben die Seeräuber glänzend überwunden hatte, nun auch das Kommando gegen Mithridates verschaffen wollte. Die politische Seite ist schwächlich, da Cicero die Einwendungen der Gegner gar nicht widerlegt, doch sind die befürchteten Gefahren des ausserordentlichen Kommandos in Wahrheit nicht eingetroffen. Um so höher steht die Rede als Kunstwerk, da sie sich durch eine vorzügliche Anordnung und nicht minder sorgfältige Durchführung auszeichnet. Das Lob des siegreichen Feldherrn ist zwar stark aufgetragen, aber nicht in unschicklicher Weise übertrieben. In demselben Jahre trat er in einem scheusslichen Giftmordprozess pro A. Cluentio Habito auf; er teilte die Schwäche aller grossen Sachwalter, dass er mit der Zeit immer weniger bedenklich in der Übernahme von Mandaten wurde. In sein Konsulatsjahr 63 fallen die zwei

politischen Reden de lege agraria, pro C. Rabirio perduellionis reo in einem Hochverratsprozess, die vier Catilinarien und die humorvolle pro L. Murena. Die Reden gegen Catilina (gehalten am 8. und 9. November, 3. und 5. Dezember) sind aus dem Stegreif gesprochen und erst später mit einigen Erweiterungen, besonders in der vierten, niedergeschrieben. Sie sind überaus pathetisch, voll aufrichtiger Entrüstung und ehrlichen Zorns; die vierte, in der die Bestrafung der Verschworenen erörtert wird, ist schwächer. In auffallendem Gegensatz zu diesem drohenden Ernst steht die liebenswürdig scherzende Verteidigungsrede für den der Amtserschleichung angeklagten Murena, die den tüchtigen Krieger seinen beiden Anklägern, dem Juristen Serv. Sulpicius und dem Philosophen M. Porcius Cato, geschickt gegenüberstellt; die innere Freiheit des Redners in so schwerer Zeit verdient Anerkennung. 62 sprach er pro P. Cornelio Sulla, der der Teilnahme an der catilinarischen Verschwörung angeklagt war, und pro Archia poeta, in der Cicero in jugendlichem Schwung die Beschäftigung mit den schönen Künsten liebenswürdig feierte. 59 sprach er pro L. Flacco in einem Repetundenprozess. Nach seiner Rückkehr 57 redete er viermal, cum senatui, cum populo gratias egit, de domo sua ad pontifices, de haruspicum responsis; es handelte sich namentlich um die Erlaubnis, sein von Clodius zerstörtes Haus wieder aufzubauen. Auch die folgenden Reden hängen eng mit seinen Erlebnissen zusammen: die umfangreiche, schöne Rede pro Sestio verherrlichte vor allem die konservative Partei, der auch der Angeklagte immer angehört hatte, die in Vatinium testem interrogatio rechnete mit diesem Feinde ab; pro M. Caelio sprach er, in der That aber gegen seinen Herzensfeind Clodius und dessen Schwester; die Senatsrede de provinciis consularibus, wie auch die Verteidigungsrede pro L. Cornelio Balbo sollten den Redner den verbündeten Machthabern verbinden, während die nur zum Teil erhaltene in Pisonem von Schmähungen gegen diesen Feind überfloss, alle 6 aus dem Jahre 56. Pro Cn. Plancio und pro Scauro sprach er 54, dort wegen Amtserschleichung, hier wegen Missbrauchs der Amtsgewalt; in demselben Jahre pro C. Rabirio Postumo wegen Erpressungen. Wieder eine hervorragende Leistung ist die allerdings nicht ge-

haltene Rede pro Milone 52, welche die Ermordung des Clodius durch Milo als Notwehr nachzuweisen sucht. Da der Redner durch Gewaltmittel eingeschüchtert war, so legte er seine Verteidigung wenigstens schriftlich nieder; sie ist eine ausgezeichnete Probe seiner Kunst, vortrefflich disponiert, reich an Schönheiten im einzelnen. Dem Jahre 46 gehören die drei Reden ad Caesarem an, pro Marcello, eine überschwengliche Dankrede für die Zurückberufung des Genannten, mit Unrecht angezweifelt, pro Q. Ligario, eine Meisterleistung feinsten Taktes, und pro rege Deiotaro, den er wegen einer Anklage auf Nachstellungen gegen Cäsar verteidigte. Endlich die 14 gegen Antonius 44 und 43 gerichteten Reden, die er im Hinblick auf sein Vorbild Demosthenes philippische genannt hat. Die erste zeichnet sich durch feste Haltung und würdige Abwehr der Angriffe des Antonius aus; auffallend einfach und daher ergreifend ist der Schluss. Im Gegensatz dazu ist die zweite, die nur geschrieben, nicht gehalten ist, übervoll von gehässigen, nur schlecht begründeten Schmähungen gegen Antonius. Die folgenden Reden beziehen sich auf das bellum Mutinense, in dem Cicero für den belagerten D. Brutus gegen Antonius eintrat. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, während Cicero zum Kriege drängte. Bemerkenswert ist die siebente Rede, in der er den Frieden als schimpflich, gefährlich, unmöglich verwirft; die hartnäckige, energische Kriegsmahnung erinnert wirklich an sein grösseres athenisches Vorbild. Endlich fiel die Entscheidung. In der vierzehnten und letzten Rede beantragte Cicero die Auszeichnung der siegreichen Feldherren des Senats und ihrer Heere; der Senat entschloss sich endlich auf sein Drängen, Antonius für den Feind des Vaterlandes zu erklären. Von andern Reden sind uns Fragmente erhalten, zum Teil durch den ausgezeichneten Kommentar des gelehrten Q. Asconius Pedianus, der vor allem die Miloniana erläutert hat. Andere Scholien sind die Bobiensia, die wertvolle Erklärungen enthalten. Eine Auswahl der vorzüglichsten Reden haben Halm und Richter herausgegeben.

Aber Cicero war nicht nur Redner, sondern auch Lehrer der Beredsamkeit. Von seinen 7 rhetorischen Schriften gehören die zwei Bücher de inventione seiner Jugendzeit (86) an; sie berühren sich im Inhalt vielfach mit den 4 Büchern einer Rhetorik

ad Herennium, aus der Cicero ohne Zweifel geschöpft hat. Man schreibt diese verständige, lesbare Schrift, die sich namentlich mit der Topik, der Auffindung der Beweismittel, beschäftigt, einem Cornificius zu. Ciceros Hauptwerk sind die 3 Bücher de oratore 55, die in Form eines sorgfältig geführten Dialoges zwischen Crassus und Antonius, an dem sich auch andere Personen zweiten Ranges beteiligen, die wichtigsten Gesichtspunkte der Redekunst mehr andeutend als ausführend erörtern. Die Hauptrolle spielt Crassus, in dem der Verfasser seine eigene Auffassung verkörpert; wir haben seines Gegensatzes zu dem Routinier Antonius bereits im vorigen Kapitel gedacht. Nach einer umfänglichen Einleitung werden die inventio, collocatio, memoria, elocutio und actio der Reihe nach durchgesprochen. Die Schrift ist nach Inhalt und Form gleich vollendet; ihre stets anregend vorgetragenen Lehren sind auch heute noch nicht veraltet. Dem Jahre 46 gehören der Brutus de claris oratoribus und der Orator an. In jener Schrift, deren wir schon gedacht haben, hat Cicero eine Geschichte der römischen Beredsamkeit bis auf seine Zeit gegeben; den Titel hat er dem Varro nachgeahmt. In einer Unterredung mit Brutus und Atticus werden grosse Scharen von Rednern gemustert, ohne dass die Kunst des Verfassers unsere Teilnahme ermüden lässt. Eine besondere Bedeutung gewinnt der Brutus durch die scharfe Polemik gegen die Neuattiker, die unter des Licinius Calvus Führung das genus tenue oder Atticum als das einzig richtige priesen und in Lysias ihr Stilmuster verehrten. Gegen dieselben zieht er auch im Orator zu Felde, der uns das Idealbild eines Redners zeichnet. Nachdem er die drei Stilgattungen erörtert hat, preist er die mittlere Haltung dem Brutus an und empfiehlt ihm als Vorbild Demosthenes; man merkt, dass er vielfach seine eigene Art verteidigt. In Ergänzung seiner früheren Schriften hat er hier namentlich die Lehren vom Rhythmus und Periodenbau ausführlicher behandelt; wir folgen ihm in tiefer Beschämung über die Stumpfheit unseres Gehörs, das der Feinheit der kunstmässigen Rede nur mühsam folgen kann. Von geringerer Bedeutung sind die kleinen Schriften de optimo genere dicendi, eine Vorrede zur Übersetzung der Reden *περὶ στεφάνου,* die Topica ad Trebatium,

während einer Seefahrt hastig im Anschluss an Aristoteles hingeworfen, die partitiones oratoriae, ein trockener Überblick, der in die Form eines Dialoges zwischen Vater und Sohn gekleidet ist. Der wichtigste Codex der drei Hauptschriften, der Laudensis, ist leider nur in Abschriften noch vorhanden. Herausgegeben sind sie vor allem von Piderit, Brutus und Orator auch von O. Jahn.

Die Vermittlung zwischen den rhetorischen und philosophischen Schriften bilden die politischen Werke. Im ganzen zählen wir noch 13 ganz oder teilweis erhaltene Schriften und 7 Titel. Den Anfang machten die 6 Bücher de republica 54—52, von denen uns etwa die Hälfte in Trümmern vorliegt, dazu der Schluss, das sogenannte Somnium Scipionis, aus dem Kommentar des Macrobius. Das Gespräch führt der jüngere Africanus mit einigen seiner Zeitgenossen; es bezieht sich im 1. Buch auf die Form der besten Verfassung, als welche natürlich die römische und ihre Mischung aus verschiedenen Elementen empfohlen wird, im 2. Buch auf ihre Entwicklung. Ein köstlicher Fund des Kardinals Angelo Mai hat uns den Schluss geschenkt, in dem, nach Platos Vorgang, die Unsterblichkeit als Lohn treuer Pflichterfüllung herrlich gefeiert wird. Die Bücher de legibus, von denen 3 erhalten sind, wurden zwar 52 begonnen, aber erst 46 vollendet. Die schönen Einleitungen führen Jugenderinnerungen ins Gedächtnis zurück; der Verfasser erörtert mit Atticus die theoretischen Voraussetzungen des Rechts und der Gesetze. Im 2. Buch werden sakrale Gesetze zusammengestellt, im 3. das Beamtenrecht. Die Musse der Herrschaft Cäsars trieb ihn in den Jahren 45 und 44 immer tiefer in die Philosophie hinein. Ein Vorläufer, wenn wir von den verlorenen Schriften absehen, waren die kurzen Parodoxa Stoicorum ad M. Brutum, mehr rhetorische, als philosophische Erörterungen der kühnen Sätze, in denen sich die stoische Philosophie gefiel. Der Erkenntnistheorie (cognitio veri) galten die Academica, die nach dem Vorgang des Carneades, des Begründers der neuen Akademie, die Möglichkeit einer objektiven Erkenntnis leugneten und sich mit der Wahrscheinlichkeit begnügten. Ursprünglich 2 Bücher, wurden sie bald in einer zweiten Bearbeitung zu 4 Büchern erweitert, durch die Cicero auf Anraten seines Atticus den gelehrten Varro ehren wollte. Erhalten sind von der ersten

Ausgabe (priora) das zweite Buch Lucullus, von der zweiten (posteriora) der Anfang des ersten. Schon aus dieser Schrift geht hervor, dass Cicero kein philosophischer Kopf war, der ein philosophisches System oder eine Lebensanschauung aus einem Grundgedanken hätte herauswachsen lassen. Er war Eklektiker, schwankte zwischen der Skepsis der Akademie und der Strenge der Stoa hin und her und blieb sich nur im Widerwillen gegen Epicurs Hedonik gleich. Er lehnte sich an griechische Quellen durchweg an, aber mehr an sekundäre, als an ursprüngliche und hat auch diese nicht immer richtig verstanden. Trotzdem bleibt ihm das Verdienst, den Römern die Ergebnisse der griechischen Spekulation vermittelt und das Latein für die Wiedergabe abstrakter Gedankenreihen befähigt zu haben. Er wandte sich mit Vorliebe der Ethik zu, der die 5 Bücher de finibus bonorum et malorum gewidmet sind, die gehaltreichste, aber auch schwierigste Schrift Ciceros, doppelt wertvoll durch den ausgezeichneten Kommentar des dänischen Philologen Madvig. Die Lehre Epicurs wird im 1. Buch im Zusammenhang entwickelt, im 2. nicht immer würdig bekämpft. Im 3. trägt der jüngere Cato die Ethik der Stoa vor, deren Übertreibungen das 4. scharf bekämpft. Das 5. endlich sucht für die Sittenlehre der Akademie zu gewinnen, wobei Cicero die Partei der Stoiker ergreift. Wir sehen überall das nämliche Prinzip, die entgegengesetzten Anschauungen zu vergleichen und die mittlere Stellung des gesunden Menschenverstandes zu behaupten. Die dialogische Form ist nicht gewahrt. Weit eher gelangt Cicero in den 5 Büchern der Tusculanae disputationes zu einem befriedigenden Ergebnis, da er von tieferer Begründung absieht und durch eine Fülle von anmutig erzählten Beispielen eine edle Popularisierung ethischer Grundsätze anstrebt; er handelt de morte contemnenda, de tolerando dolore, de aegritudine lenienda, de ceteris animi perturbationibus, endlich verficht er die Lehre, virtutem ad beate vivendum se ipsa esse contentam. Hier fühlt sich der Verfasser in seinem Fahrwasser, und so haben namentlich das 1. und 5. Buch auf einen unverbildeten Geschmack stets die günstigste Wirkung ausgeübt. Aus etwas späterer Zeit stammen die 3 Bücher de officiis an den in Athen studierenden Sohn, in denen er dem Stoiker Panätius folgt, während für die anderen

Schriften die griechischen Vorlagen nicht mit gleicher Sicherheit nachgewiesen werden können. Er erörtert der Reihe nach das honestum und den Konflikt der Pflichten, das utile und den Widerstreit beider Prinzipien. Der Wert der auch von Friedrich dem Grossen hochgeschätzten Schrift beruht nicht in der Schärfe der Begriffsbestimmungen, sondern in der ansprechenden Art der praktischen Lebensregeln, die dem verständigen, wohlwollenden Sinne des Verfassers ein schönes Zeugnis ausstellen. Hierher gehören auch die beiden Monographieen Cato maior de senectute und Laelius de amicitia, in denen Cicero sich von seiner liebenswürdigsten Seite zeigt. In anmutigem Plauderton wird das Greisenalter gegen seine Ankläger verteidigt und zugleich in der Person des älteren Cato das Ideal eines Römers von altem Schlage gezeichnet; in der anderen Schrift entwickelt Lälius die ethischen Grundlagen echter Freundschaft, beide dem Jugendfreunde Atticus gewidmet. Dazu treten die Schriften über Religionsphilosophie. Die 3 Bücher de natura deorum entwickeln in Gesprächsform, die aber bald dem Einzelvortrage weicht, nach einer interessanten Übersicht der theologischen Systeme die Götterlehre Epicurs im Anschluss an die Atomistik Democrits, die scharf bekämpft wird. Dann wird in dem hervorragenden 2. Buche die Theologie der Stoa gegeben, wobei eine Fülle schöner, wahrhaft christlicher Gedanken Ausdruck finden. Am Schluss erfolgt, wie üblich, die Kritik auch dieser Anschauungen. Die gerade für diese Schrift wichtige Quellenfrage ist viel umstritten. In gleicher Weise erörtern die 2 Bücher de divinatione die Frage nach der Zuverlässigkeit der Wahrsagung nach beiden Seiten, aber mit starker Betonung der Skepsis, was für den Augur Cicero etwas auffällig ist. Die dritte Schrift de fato ist nur in Trümmern vorhanden; auch hier wird die Stoa vom Standpunkt der neuen Akademie aus bekämpft. Fast gänzlich verloren sind die Schriften Consolatio, eine Trostschrift über den Tod seiner Tochter, Hortensius, eine Art Vorrede zu den philosophischen Schriften, de gloria, de virtutibus, de auguriis. Wenn Cicero seine Werke ἀπόγραφα nennt, so ist es böswillig, ihn beim Worte zu nehmen; trotz der nachgewiesenen Benutzung griechischer Quellen ist das, was er de suo hinzugethan hat, übergenug, um ihm einen Ehrenplatz unter den Philosophen zu sichern.

Die vierte Gattung, in der er sich namhaft bethätigt hat, ist die Brieflitteratur, der Plauderstil. Wir besitzen noch heute 4 Sammlungen seiner Briefe: die 16 Bücher ad Atticum (68—43), die 16 Bücher, die man fälschlich ad Familiares betitelt (62—43), die 3 Bücher ad Quintum fratrem (60—54) und die 2 Bücher ad M. Brutum (44/3), die, ihrer Echtheit nach angezweifelt, in der Hauptsache echt sind, im ganzen rund 860 Briefe, darunter 90 an ihn gerichtete. Das Altertum kannte eine grössere Zahl; unecht ist der Brief an Octavianus. Wer die Sammlungen veranstaltet hat, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen; es ist nicht ohne Grund auf Atticus oder auf Tiro, Ciceros Sekretär, geraten worden. Die Briefe an den Herzensfreund sind uns am wichtigsten, weil sie uns einen intimen Blick in die Zeitgeschichte und in das Seelenleben des Verfassers verstatten; er giebt sich hier ganz unbefangen und schreibt jede augenblickliche Regung seines leicht empfänglichen Herzens nieder. Die andere grosse Sammlung ist nicht gut geordnet. Nicht nur folgen die Briefe ohne Rücksicht auf ihre Abfassung einander, sondern es sind nicht einmal die Briefe an denselben Adressaten immer einem Buche einverleibt. Ausnahmen machen das 3. Buch, das an App. Claudius Pulcher gerichtet ist, das 8., das ausschliesslich Briefe des M. Cälius Rufus an Cicero enthält, das 14., das der Terentia, und das 16., das dem Freigelassenen Tiro gilt. Das 13. Buch ist das buntscheckigste, weil es eine grosse Zahl von Empfehlungsschreiben in sich schliesst. Anfangs fliessen die Briefe spärlich und fehlen ganz während Ciceros Konsulat. Seit 59 werden sie zahlreicher und vielseitiger und reichen bis in den Juli 43. Besonders wertvoll sind uns die Schreiben hervorragender Männer an Cicero, des Cn. Pompejus, des Cäsar und seiner Vertrauten, des Cato, des Juristen Sulpicius, der Verschworenen und vieler andern. Der Stil ist wunderbar vielseitig, meist dem sermo familiaris angenähert. Mit wohl abgerundeten Sendschreiben wechseln kurze Billets, zwanglose Plaudereien mit ernsten Auseinandersetzungen, offizielle Aktenstücke mit heiteren Scherzen. Unendlich ist die Fülle der Belehrungen über Ereignisse und Personen, überreich die Menge witziger und geistvoller Bemerkungen. Leider hat gerade die Gattung, die ihrem Ver-

fasser zum höchsten Ruhme gereichen sollte, ihm bitteres Leid gebracht, indem ein pedantischer Gelehrter, Drumann, mit ingrimmiger Härte die oft rasch vorüberziehenden Anwandlungen des reizbaren Italieners als vollwichtige Zeugnisse seines innersten Wesens festgenagelt und daraus ein Zerrbild des Menschen und Schriftstellers herauskonstruiert hat. Mit Recht hat der feine Franzose Boissier Cicero gegen diese citations perfides verteidigt. Minder wichtig sind die Briefe an den Bruder, bedeutend dagegen die an Brutus, weil sie dazu beitragen, das Charakterbild dieses lange überschätzten Egoisten im Philosophenmantel richtiger zu zeichnen. Die Briefe waren während des Mittelalters lange verloren gegangen; der Humanist Petrarca fand 1345 zu Verona die Briefe ad Atticum, ad Quintum, ad Brutum; die anderen wurden bald in Vercelli entdeckt. Die beste Gesamtausgabe ist von Wesenberg besorgt.

Die übrigen Schriften Ciceros sind uns verloren gegangen. Es genügt, die Titel zu überschauen. Zunächst fertigte er eine Reihe von Übersetzungen an, so die Phaenomena und Prognostica des Aratus, von denen uns eine Anzahl Hexameter erhalten ist, Stellen aus Homer und Euripides, Xenophons Oeconomicus, Demosthenes und Äschines *περὶ στεφάνου,* endlich den zum Teil erhaltenen Timaeus Platos. Wir hören ferner von einem juristischen Werke de iure civili in artem redigendo, noch öfter von Memoiren, die er in Prosa und Versen, in lateinischer und griechischer Sprache bearbeitete. Auch *ἀνέκδοτα,* eine Geheimgeschichte, hat er verfasst. Endlich wird eine Chorographia Ciceronis erwähnt. Geringes hat er als Dichter geleistet, wie wir nach den Bruchstücken urteilen können. Seine Gedichte waren meist historisch-politischen Inhalts, ihre Tendenz die Verherrlichung der eigenen Person. In seiner Jugend schrieb er ein Epos Marius, um von anderen Titeln zu schweigen, die uns nur Rätsel aufgeben.

Eine gewaltige Gesamtleistung eines hervorragenden Geistes liegt vor uns, die nicht nur ein arbeitsvolles Leben, sondern auch eine ehrfurchtgebietende Wirkung bezeugt; von keinem Schriftsteller des klassischen Altertums hat das Interesse der Nachwelt uns soviel seiner Werke erhalten. Zwar fehlte es ihm nicht im

Leben und nach dem Tode an Feinden, die er sich durch seinen beissenden Spott zum Teil selbst zugezogen hatte; aber in überwältigender Mehrheit treten die Schriftsteller des Altertums für den Menschen und Schriftsteller ein. So der ihm nicht immer freundlich gesinnte Asinius Pollio, Cäsar vor allem selbst und sein Nachfolger Augustus, der Historiker Livius, Vellejus Paterculus, der Rhetor Seneca, Tacitus, Plinius der ältere und Quintilian, kurz, eine Wolke von einwandfreien Zeugen bis herab zu Boethius. Und beim Wiederaufleben der Wissenschaften nahm die Verehrung nur zu, zumal da man in der Wiederbelebung des klassischen Lateins verkehrter Weise eine wichtige Aufgabe sah; so Petrarca, Poggio, Laurentius Valla, so in neuerer Zeit ein Niebuhr, Bunsen, Ritschl, Ranke. Aber was frühere Zeiten an unkritischer Bewunderung zu viel gethan haben mögen, das hat im Übermass Drumann durch ein auf parteiische Gruppierung der Citate begründetes Urteil nachgeholt. Dennoch hätte seine wenig geniessbare Gelehrsamkeit die landläufige Vorstellung nicht bestochen, wenn nicht Mommsen die Resultate der falschen Wissenschaftlichkeit in eine boshafte Charakteristik aufgenommen hätte, die an dem einst Gefeierten kein gutes Haar lässt. Die ungeheure Übertreibung richtet sich für den besonnenen Leser von selbst und ist von der Wissenschaft (Bernhardy, Teuffel, Boissier) einstimmig zurückgewiesen. Um so mehr ist es zu verwundern, dass der neueste Darsteller der römischen Litteraturgeschichte, M. Schanz, der sonst im einzelnen so massvoll und treffend auch über Cicero urteilt, sich von Mommsens Ausführungen hat blenden lassen und in dem grossen Redner nur „eine gefallene Grösse“ erblicken will. Mit welchem Unrecht, hat Weissenfels in seinem jüngst erschienenen Buche „Cicero als Schulschriftsteller“ gezeigt, das unsere Cicerobiographie schön ergänzt. Schanz irrt sogar darin, wenn er meint, dass das mit scharfen Strichen von Mommsen gezeichnete Bild „mit der landläufigen Vorstellung sehr kontrastiert“. Gerade umgekehrt verhält es sich; die Ansicht Mommsens ist die des grossen Haufens, der blinden Tagesmeinung, gegen welche die echte Wissenschaft noch immer vergebens kämpft. Es ist verständlich, dass unsere durchaus materielle Zeitrichtung, die nur den Erfolg und die Macht schätzt,

für Bildungsfragen geringes Verständnis zeigt. Aber eine unbefangene Würdigung des Menschen und Schriftstellers Cicero ist eine Forderung der Gerechtigkeit.

Cicero war durch glänzende Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichnet. Sittliche Reinheit bewahrte er sein Leben lang: keusch und mässig wie er waren nur wenige von den hervorragenden Männern des Altertums. Er hielt sich frei von jener unlauteren Habgier, die seine Zeitgenossen befleckte. In seinem Privatleben that er seine Pflicht, wie nur einer. Er war ein treuer Gatte, ein sorgsamer Vater, ein aufrichtiger Freund, ein guter Bruder, ein milder Herr. Überaus anerkennenswert ist seine Lernbegier; unermüdlich war er in der Aufnahme neuer Bildungsstoffe, unermüdlich auch in der Verarbeitung und Wiedergabe des Angeeigneten. Gerade diese Aufnahmefähigkeit ist das besondere Merkmal seiner Begabung, wie es auch die Ursache seiner sittlichen Schwäche wurde. Den Werken der Griechen aufrichtig ergeben, kannte er nichts Schöneres, als das römische Geistesleben mit den Elementen griechischer Bildung zu durchsetzen und so ein neues, bei aller Nachahmung nationales Produkt zu schaffen. Denn er liebte sein Vaterland von ganzem Herzen. Seine gesamte Schriftstellerei ist von der Nationalitätsidee durchdrungen; die römische Litteratur der griechischen ebenbürtig an die Seite zu setzen, war sein heissester Wunsch. Wenn er die Interessen des Vaterlandes mit denen seiner Partei oder gar mit seinem eigenen Wohl identifizierte, so unterlag er darin der gemeinsamen Bedingtheit aller Menschen; jeder Politiker erachtet seine Auffassung der Dinge für die richtige. Aber das war gerade das Unglück seines Lebens, dass er sich dem Staatsleben zuwandte. Sein böser Stern wollte es, dass seine Bemühungen von unerwartetem, glänzendem Erfolge gekrönt wurden. Als er nun gar auf der Höhe seines politischen Einflusses das Glück oder richtiger das Unglück hatte, seinem Vaterlande einen namhaften Dienst zu leisten, da war es um seine Ruhe geschehen: er glaubte nun fest an seine staatsmännische Begabung, zu der es ihm doch an wesentlichen Erfordernissen fehlte. Allen äussern Eindrücken zugänglich, entbehrte er der Energie und Folgerichtigkeit, deren der Staatsmann nicht entraten kann. Die

Folgezeit war für ihn nur eine Kette von Leiden und Enttäuschungen. Anstatt sich auf die Bethätigung seiner unvergleichlichen Geistesgaben zu beschränken, beschwor er immer wieder den Schatten des Catilina, um sich an der Erinnerung der einstigen Herrlichkeit zu berauschen. Endlich schien es, als ob er sich auf sein besseres Ich besänne; unaufhaltsam entquoll eine stattliche Anzahl von Schriften seiner nimmer müden Feder. Aber gleichzeitig hallten seine Briefe von dem Schmerze um die entschwundene Freiheit und den verlorenen Einfluss wieder. Da war es eine letzte Gunst des gütigen Geschicks, dass dem alternden Manne noch einmal dieser Wunsch erfüllt wurde. Nach längerem Schwanken raffte er sich zum letzten, schwersten Waffengang auf. Er unterlag, aber er unterlag mit Ehren, ohne seine Sache durch Selbstsucht zu schänden. Er war noch einmal der Führer des Senats und starb gefasst und mutvoll.

Nicht geringer denken wir von dem Schriftsteller. Über seine beispiellose Wirkung auf die Sprachgestaltung haben wir bereits gehandelt. Seine Reden sind allerdings denen des Demosthenes nicht gleichwertig, dem er an Tiefe der Empfindung und Wucht des Ausdrucks nicht gewachsen ist, aber sie enthalten des Schönen und Wahren genug. Die vorzügliche Disposition, die ansprechende Darstellung, die bestechende Beweisführung und der oft hinreissende Schluss sichern ihnen einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Beredsamkeit. Sie sind nicht minder reich an rein menschlichem Inhalt; den Kampf für die Unschuld gegen die Übermacht, wie ihn uns die Rosciana schildert, die Entlarvung der Niedertracht, welche die Verrinen darstellen, die Niederwerfung eines Catilina, Clodius, Antonius tragen ethische Momente in sich. Und Cicero war zugleich Theoretiker, dessen rhetorische Schriften, zumal der Brutus, vielleicht das grösste Verdienst darstellen, das er sich um die Wissenschaft erworben hat. Sie sind wichtige Dokumente der Geschichte menschlicher Bildung. Weniger bedeutend sind ohne Zweifel die philosophischen Schriften, zumal wenn man sie an dem Massstab moderner Wissenschaftlichkeit misst. Wenn man aber bedenkt, dass Cicero der erste war, der so schwierige Fragen in römischer Sprache behandelte, so wird man Billigkeit walten lassen. Es ist eine Frivolität sondergleichen,

wenn man sie als „Schreibereien“ bezeichnet. Sie enthalten auch für die Jetztzeit gesunde Nahrung in gefälliger Form und erreichen im Essay, wie im Cato maior und Laelius, eine achtbare Höhe. Und endlich die Briefe, die auch der schärfste Widersacher nicht ganz verwerfen kann; sie spiegeln uns jene urbanitas wieder, die das schöne Ergebnis einer harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte war. Wieweit ist unsere hochgepriesene Zeit von dem Ideal einer solchen Geistesbildung entfernt! Mit einem Wort: Cicero ist keine „gefallene Grösse“, weder als Mensch noch als Schriftsteller. Ein liebenswerter Mensch, ein reichbegabter Meister des Worts, der durch Glück und Unglück aus seinem Kreise ins politische Leben verschlagen war, ist Cicero kein Staatsmann oder Feldherr gewesen, aber, was mehr ist, ein Lehrer seines Volkes, ein Wohlthäter der Menschheit, dessen Wirkungen noch dauern werden, wenn die Scipionen und Cäsaren die Nacht der Vergessenheit bedeckt. Die Gesamtwerke sind herausgegeben von Orelli-Baiter-Halm, neuerdings von Klotz-C. F. W. Müller u. a.

An Cicero reihen sich unmittelbar einige Verwandte und Freunde. Zunächst sein Bruder Quintus Tullius Cicero (102—43), bekannt durch seine Teilnahme an dem gallischen Krieg 54—52, wo er sich tapfer schlug, und an der Expedition seines Bruders in Cilicien 51—50. Hitziger Gemütsart und ohne hervorragende Begabung, tritt er nirgends hervor; seine Ehe mit der Schwester des Atticus war ein Gegenstand fortwährender Klagen in Ciceros Briefen, wie auch der Sohn Quintus dem Oheim oft Kummer bereitete. Wir haben noch von der Hand des älteren Quintus ausser einigen Briefen eine Denkschrift de petitione consulatus vom Jahre 64, in der er dem Bruder alle Mittel und Wege angiebt, die zum ersehnten Ziele führen könnten; die Darstellung ist korrekt, aber trocken, wichtig für die Kenntnis des ambitus. Ferner werden Tragödien genannt, deren er 4 in 16 Tagen angefertigt haben soll; sie werden auch danach ausgefallen sein.

Eine sympathische Persönlichkeit ist M. Tullius Tiro, ein Freigelassener, der langjährige Vertraute seines Patrons und der ganzen Familie, wie wir aus den Briefen wissen; mit rührender

Zärtlichkeit hing Cicero an dem treuen Diener, aber auch der Sohn und der Bruder wenden sich an ihn um Rat und Hülfe. Nach dem Tode seines Herrn bestrebte sich Tiro sein Andenken durch biographische Versuche und Herausgabe seiner Schriften zu pflegen; vielleicht hat er die Briefe gesammelt. Er schrieb auch eigene Werke, eine Encyklopädie unter dem Titel πανδέκται. Sein Interesse galt besonders der Stenographie, einer abgekürzten Schnellschrift, wie sie schon Ennius erfunden hatte; die Zeichen der Abkürzungen werden daher auch notae Tironianae genannt.

Endlich T. Pomponius, später von seinen athenischen Mitbürgern Atticus genannt (109—32), dessen Biographie Cornelius Nepos mit rührender Begeisterung geschrieben hat. Mit Cicero zusammen erzogen, wanderte er frühzeitig nach Athen aus, um den Wirren der Bürgerkriege klug zu entgehen. Hier erwarb er durch Geldgeschäfte, unter denen die „Belagerung von Sicyon" keine ehrenvolle Rolle spielt, durch Buchhandel und Erbschaften ein grosses Vermögen, das er in Grundbesitz teils in Epirus, teils in Rom anlegte. Sein Grundsatz war es, mit allen auf gutem Fusse zu stehen, ohne jemals Partei zu ergreifen. Er war ein Lebenskünstler im grossen Stile, ein Egoist, aber ein liebenswürdiger Egoist. Mit Cicero hat er treu zusammengehalten, seine oft recht misslichen Geldverhältnisse geordnet und seine Schriften durch seine librarii verbreitet. Er verstand es, zu gleicher Zeit mit Antonius und den Cäsarmördern freundschaftlich zu verkehren. So kam er denn über die bösen Zeiten hinweg und erlebte es schliesslich, dass er durch Vermählung seiner Tochter mit Agrippa ein Verwandter des Kaisers wurde. Von Krankheit geplagt, soll er im hohen Alter durch freiwilliges Verhungern seinem Leben ein Ende gemacht haben. Nepos nennt von seinen Schriften Zeittafeln, die namentlich für Ciceros Brutus ein schätzbares Hülfsmittel waren, die Stammbäume vornehmer Familien, kurze Unterschriften in Versen für ausgezeichnete Männer, ein griechisches Buch über Ciceros Konsulat; erhalten ist nichts.

Wir überblicken der Reihe nach die Redner, die sich unmittelbar an Cicero anschliessen, die Geschichtsschreiber, die Fachgelehrten; dann erst die Dichter, die in diesem Zeitraum zurücktreten.

Wir haben bereits beobachtet, dass Ciceros Herrschaft im Gebiet der Beredsamkeit nicht unbestritten war. Wie er selbst im Kampfe gegen des Hortensius asianische Redeweise aufgekommen war, so wurde er selbst wieder von einer neuen Richtung bekämpft, die sich die attische nannte, während er selbst seine eigene Weise als die rhodische bezeichnete. Der Brutus wie der Orator sind in der Absicht geschrieben, die eigene Stellung gegen die Neueren zu verteidigen. Der asianische Stil war bereits mehr zurückgedrängt, sodass wir von den beiden Unterarten, die Cicero unterscheidet (Brut. 95), billig absehen können. Er selbst war von dieser Redeweise nach seiner Meinung durch Molo von Rhodus geheilt: Is dedit operam, si modo id consequi potuit, ut nimis redundantes nos et superfluentes iuvenili quadam dicendi impunitate et licentia reprimeret et quasi extra ripas diffluentes coerceret (Brut. 95.)*) Als er die Bücher de oratore 55 schrieb, berichtete er von keiner Opposition. Bald darauf muss die neue Richtung aufgekommen sein, gegen die er 46 zu Felde zog. Er erschien seinen Gegnern, wie Tacitus im Dialogus de oratoribus 18 erzählt, inflatus et tumens nec satis pressus, sed supra modum exsultans et superfluens et parum antiquus.**) Wir hören von Briefen des Calvus und Brutus, der Führer der Attiker, an Cicero, aber auch von einer Übertragung dieses Streites auf das Gebiet der Poesie. Cicero macht sich mehrfach über die *νεώτεροι*, die cantores Euphorionis, lustig (Tusc. 3, 19; ad Att. 7, 2), woraus hervorgeht, dass diese andern Vorbildern folgten, als Ennius, nämlich den Alexandrinern. Wir werden hiervon noch ausführlich zu handeln haben, da Catull der beste Freund des Calvus war. Leider ist uns von Reden der Attiker, die der schlichten, schmucklosen Art des Lysias nacheiferten, nichts erhalten. Ihr Führer war C. Licinius Calvus, der Sohn des Historikers Licinius Macer, von dem Tacitus (a. a. O. 21) 21 Reden nennt, unter denen er die zweite gegen Vatinius rühmt. Dass Cicero

*) Der gab sich, soweit er es irgend erreichen konnte, Mühe, uns, die wir gar zu sehr überströmten und überflossen in jugendlicher Redelust und -freiheit, zurückzudrängen und uns zu bändigen, wenn wir gleichsam die Ufer überfluteten.

**) — aufgeblasen, geschwollen und nicht genug gedrängt, sondern jedes Mass verachtend, überströmend und zu wenig altertümlich.

seine exilitas tadelte, nimmt nicht Wunder; in späterer Zeit war nach Quintilian der Geschmack geteilt. Bekannter ist M. Junius Brutus, der Cäsarmörder, dessen Leben Plutarch rühmend erzählt hat, dessen Wesen Michelangelo und Shakespeare durch ihre Kunst verklärt haben. Indessen spricht nur allzuviel gegen diese landläufige Auffassung, sodass neuerdings von O. E. Schmidt ein sehr von der Tradition abweichendes Charakterbild gezeichnet ist. Ihn hatte Cicero, nachdem er ihn früher wegen seiner hartherzigen Habgier gering geschätzt hatte (ad Att. 6, 1), wegen seiner philosophischen Neigungen liebgewonnen. Er widmete ihm nicht weniger als 6 Schriften, in der Hoffnung, den begabten Jüngling für seine Auffassung gewinnen zu können. Wir kennen nur die Titel seiner Reden und Schriften. Ferner gehören zu dieser Richtung der begabte, aber leichtsinnige C. Scribonius Curio (homo ingeniosissime nequam Vell. Pat.), der in Afrika tapfer kämpfend fiel, und M. Cälius Rufus, der Korrespondent des Prokonsuls Cicero (ep. ad. Fam. 8), ein Lebemann, der ein frühes Ende fand; endlich der Staatsmann und Geschichtsschreiber C. Asinius Pollio (Horaz od. 2, 1) und C. Julius Cäsar. Die Genannten charakterisiert zum Teil Tacitus ganz treffend: Adstrictior Calvus, numerosior Asinius, splendidior Caesar, amarior Caelius, gravior Brutus, vehementior et plenior et valentior Cicero. Der einzige Überrest dieser Redeweise, die bald ausstarb, findet sich in den Kommentaren Cäsars und in den Biographieen des Nepos; aus ihnen können wir eine Vorstellung von dem schlichten, schmucklosen, klaren Stil der Neuattiker gewinnen.

Um so besser sind wir über die Geschichtsschreibung unterrichtet, die endlich die Bahn der öden Annalistik verliess und sich zu kunstmässiger Ausbildung emporschwang. Uns liegt in Nepos', Cäsars, Sallusts und einiger Unbekannter Werken ein stattliches Material vor.

Cornelius Nepos (um 99—24) stammte aus Oberitalien, vielleicht aus Ticinum. Von seinem äusseren Leben wissen wir nur, dass er dem Dichter Catull befreundet war, der ihm seine Gedichte widmete, dem Cicero und vor allem dem Atticus. Ein Amt hat er nicht bekleidet, wohl aber eine umfangreiche schriftstellerische Thätigkeit ausgeübt. Er schrieb ein grosses Werk

de viris illustribus, von dem das 16. Buch citiert wird; es wurden darin abgehandelt Könige, Feldherren, Historiker, Dichter, Grammatiker u. a., und zwar sowohl Ausländer als auch Römer. Der Fortschritt seiner historischen Schriftstellerei bestand eben darin, dass er einmal die Grenzen des Vaterlandes überschritt und das Ausland berücksichtigte und dass er ferner die biographische Darstellung einführte. Erhalten sind uns von seinen Werken die 23 vitae (de excellentibus ducibus exterarum gentium) ausländischer Feldherren und die Biographieen des älteren Cato und Atticus (de Latinis historicis). Eine Vorrede widmet das Buch dem Atticus, indem es auf die Abweichung fremdländischer Sitten von den heimischen aufmerksam macht; dann folgen Miltiades, Themistocles, Aristides, Pausanias, Cimon, Lysander, Alcibiades, Thrasybulus, Conon, Dion, Iphicrates, Chabrias, Timotheus, Datames, Epaminondas, Pelopidas, Agesilaus, Eumenes, Phocion, Timoleon, de regibus, Hamilcar, Hannibal, am Schluss Übergang zu den römischen Feldherren. Die Vita des Cato ist ebenso kurz, wie die des Atticus übermässig lang ist. Der historische Wert der Biographieen ist gering; schon die Auswahl lässt Mangel an Urteil erkennen. Die Ausführung ist vollends mangelhaft, bald überaus dürftig, bald unerträglich breit. In der Benutzung der Quellen zeigt sich wenig Überlegung, noch weniger in der psychologischen Analyse. Nepos kommt fast allen seinen Helden mit derselben Begeisterung entgegen, streicht ihre Vorzüge heraus und erfreut sich vor allem an biederer Tüchtigkeit; seine Auffassung ist eine moralisierende. So wird der Charakter nicht von innen heraus entwickelt, sondern seine Bethätigung in grossen und kleinen Thaten musivisch zusammengestellt. Böse Irrtümer laufen unter, so wenn er gleich im Anfang den Miltiades, den Sohn des Cypselus, mit dem Sohne des Cimon verwechselt. Doch ist er aufrichtig und wohlwollend. Sein Stil ist einfach und schmucklos, also dem attischen genus verwandt; grössere Perioden gelingen ihm nicht. Die Annahme, dass die Feldherrnbiographieen gar nicht von Nepos, sondern von einem Ämilius Probus aus der Zeit des Kaisers Theodosius stammen, ist nicht haltbar; sie stützt sich auf die Unterschrift eines codex, die sich aber auf verloren gegangene carmina, nicht auf ein Geschichtswerk bezieht. Die

Autorschaft des Nepos ist zwar nicht bezeugt, aber zweifellos. Die beste Ausgabe stammt von Nipperdey, doch ist die Zahl der Ausgaben des sich für die untere Stufe vorzüglich eignenden Geschichtsschreibers Legion.

Eine grosse Anzahl von Schriften sind verloren gegangen: erotische Gedichte, eine Chronik von drei Büchern, die Catull in seinem Widmungsgedicht erwähnt, Exempla, vermutlich Anekdoten mit ethischer Zuspitzung, Biographieen des Cato und Cicero, endlich geographische Bücher, über die Plinius der ältere spottet (quaeque alia Cornelius Nepos avidissime credidit).

Einen namhaften Fortschritt in der Geschichtsschreibung stellen die Kommentare Cäsars dar, dessen inhaltreiches Leben hier nur kurz überschaut werden soll. C. Julius Cäsar (100—44), einer vornehmen Familie entsprossen und sorgfältig erzogen, zeigte schon in jungen Jahren unerschrockene Festigkeit des Willens, als er wider den Befehl des mächtigen Sulla seine Gattin, die Tochter Cinnas, nicht verstiess. Er diente 78 in Kleinasien und trat dann in Rom als Gerichtsredner auf; auch sein Lehrer war Molo. Die amtliche Laufbahn legte er in der üblichen Weise zurück, zeichnete sich aber durch verschwenderische Pracht und entsprechende Schulden aus. Zum ersten Mal tritt er bei der Verschwörung Catilinas 63 als einer der Führer der Volkspartei nicht vorteilhaft hervor; seine Beteiligung an den hochverräterischen Plänen des unheimlichen Verschwörers, zum mindesten sein Mitwissen ist wahrscheinlich, wie er denn überhaupt skrupellos in der Wahl seiner Mittel war. Nachdem er Hispania ulterior als Proprätor verwaltet hatte, kam er durch die glückliche Lage der Dinge, den Zwist zwischen dem siegreichen Pompejus und dem Senate, seinem Ziele näher; in dem zur Erreichung persönlicher Vorteile geschlossenen Dreibunde sicherte Cäsar sich das Konsulat, das er 59 unter Verdrängung seines Amtsgenossen und unter offenbarer Verletzung aller staatsrechtlichen Bestimmungen verwaltete. Seine neunjährige Verwaltung Galliens (58—50) bewies die Grösse seiner staatsmännischen und militärischen Begabung, wenn er auch seine Kompetenzen weit überschritt und aus freien Stücken einen Eroberungskrieg begann, der Rom um eine neue Provinz bereicherte und dem glücklichen Feldherrn und seinen Anhängern

unermessliche Reichtümer, vor allem aber ein schlagfertiges Heer verschaffte. Der ohnmächtige Neid des Pompejus entfachte den Bürgerkrieg, den Cäsar mit einem Staatsstreich eröffnete, der die ganze Verfassung über den Haufen warf. Er bewährte seine grossen Gaben in glänzender Weise, wenn er auch das formelle Recht zerbrach, eroberte im Fluge Italien, schlug das Heer des Pompejus bei Ilerda 49, den Pompejus selbst bei Pharsalus 48, dämpfte den Aufstand in Alexandria, besiegte den Pharnaces 47 und endlich die Pompejaner in schwerer, blutiger Schlacht bei Thapsus 46. Hohes Lob verdient sein versöhnliches, mildes Wesen, sowie die tiefe Einsicht, mit der er die Aufrichtung der Monarchie begründete. Die Schlacht bei Munda 45 schlug den letzten Widerstand zu Boden. Als er sich zu einem Kriege gegen die Parther rüstete, machte eine feige, thörichte Verschwörung seiner eigenen Offiziere und Beamten seinem kostbaren Leben ein frühes Ende Id. Martiis 44. Trotz der reichen Wirksamkeit war er vielfach als Schriftsteller thätig, vor allem in seinen Denkwürdigkeiten.

Sein Leben ist von Sueton und Plutarch, neuerdings von Napoleon III., Drumann und Mommsen erzählt und gewürdigt. Mommsen lässt seine „Römische Geschichte“ in einen Panegyrikus auf Cäsar auslaufen, den er als „Gentleman, Genie und Monarchen“ feiert, als „den ganzen und vollständigen Mann“. Ohne Zweifel ist vieles von dem ihm gespendeten Lobe berechtigt. Er war ein Staatsmann und Feldherr ohnegleichen. Mit scharfem Blick und fester Hand griff er hinein in das Chaos eines sich zersetzenden Staates, beseitigte das Absterbende, fasste das Lebensfähige zusammen und begründete eine neue Staatsform, die sich, durch Cäsar Octavianus erneuert, Jahrhunderte lang erhalten und im römischen Reich deutscher Nation, ja in Napoleons I. Weltreich eine Fortsetzung erfahren hat. Er war erst in zweiter Reihe Feldherr, da er in Schlachten und Kriegen nur Mittel, nicht Zwecke sah, gross in der Schnelligkeit, Energie und Kühnheit, grösser in der Beschränkung auf das Erreichbare. Trotz seiner Siege hat er mehr aufgebaut, als eingerissen. Auch der Mensch in ihm ist im Grunde edel, vornehm in der Versöhnlichkeit und aufrichtig in der Freundschaft. Aber — und das ist das *πρῶτον*

ψεῦδος in Mommsens Panegyrikus — diese Vorzüge sind untrennbar von ebensoviel Schwächen, die nur der Tendenzschriftsteller verschweigen kann; man braucht ihn nicht einmal mit dem Massstab zu messen, mit dem ein Cicero gemessen wird. Der Staatsmann in ihm kennt nur ein Motiv, den persönlichen Ehrgeiz, nur ein Ziel, die Königskrone. Jegliches Mittel ist ihm recht, auch die im Dunkeln schleichende Verschwörung, auch der Rechtsbruch. Als Feldherr entwickelte Cäsar eine Kühnheit, die allerdings der Erfolg gerechtfertigt hat, die aber auch alles aufs Spiel setzte, um alles zu gewinnen; er war Fatalist. An menschlichen Schwächen ist kein Mangel. Man braucht selbst die Fehler, die Sueton und Plutarch emsig zusammentragen und aus denen Shakespeare seinen Cäsar geformt hat, nicht über Gebühr zu betonen; fleckenlos tritt uns Ciceros Bild auf diesem Hintergrund entgegen. Der grosse Realist konnte mit Schillers Wallenstein sagen:

Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.

Selbst die Tyrannenlaunen fehlen nicht in dem der Wahrheit nachgezeichneten Bilde, wie der Fall des Laberius beweist, noch weniger die Eitelkeit und die Sehnsucht nach der Krone. Aber wichtiger ist und wird auch von seinem Lobredner zugestanden, dass seine „geniale Nüchternheit“ der Welt des Schönen ablehnend, ja fremd gegenüber stand. Wenn man den Schriftsteller Cäsar beurteilt, so versteht man, dass dieser zu Cicero verehrend aufschaute. Seine Reden zu preisen, ist ein müssiges Unternehmen; denn wir kennen sie nicht. Aber seine historischen Versuche sind uns erhalten, dazu einige Nachrichten über seine grammatischen Studien. Es liegt kein Grund vor, die „Einfachheit der Komposition“ und die „einzige Reinheit der Sprache“ zu leugnen; ihre Schönheit bewundern kann nur ein Lobredner, der alles schön finden will. Die Vorsehung ist gerecht, sie giebt nicht Einem alles; dem einen verleiht sie die Kraft, Völker und Menschen zu beherrschen, dem anderen die Gabe, das Schöne zu empfinden und durch das Mittel der kunstvollen Rede sein Volk zu einer höheren Stufe der Bildung zu führen. Wir wenden uns zu Cäsars Schriften.

Kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges schrieb er, um sein Verhalten in Gallien zu rechtfertigen, die Commentarii de bello Gallico in 7 Büchern, von denen jedes Buch je ein Jahr umfasst, das 7. das Jahr 52. Nach einer kurzen geographischen Einleitung beginnt er schlicht und sachlich mit der Auswanderung der Helvetier und seiner dadurch angeblich bedingten Einmischung. Dieses nachzuweisen, ist er eifrigst bestrebt, wenngleich man merkt, wie sehr er derartige Veranlassungen gesucht hat. An den Helvetierkrieg schliesst sich der harte Kampf mit Ariovist. Im 2. Buch werden die Belgier, im 3. die Aremoriker und Aquitanier unterworfen. Das 4. Buch führt uns über den Rhein und den Kanal unter schätzbaren Mitteilungen über die Sitten der Germanen. Im 5. Buch wird nach der zweiten brittannischen Expedition der furchtbare Eburonenaufstand erzählt und die einzige Schlappe, die Cäsars Heer erfahren hat. Das 6. Buch giebt bei der anderen Unternehmung gegen die Sueben sehr interessante Aufschlüsse über germanische und keltische Einrichtungen. Den Höhepunkt stellt das 7. Buch dar, der heldenhafte Aufstand des Vercingetorix, den Cäsar nur mühsam in den Kämpfen bei Avaricum, Gergovia und Alesia bewältigte. Die Zuverlässigkeit des Berichts ist oft bestritten, namentlich von Asinius Pollio, und es ist kein Zweifel, dass Cäsar hier und da den Anwalt seiner Sache spielt, wenn er sich als den Angegriffenen hinstellt, besonders bei seinem treulosen Vorgehen gegen die germanischen Usipeter und Tenkterer. Aber bewusste Entstellung der Wahrheit ist ihm nicht nachgewiesen. Die Darstellung strebt erfolgreich nach dem Schein der Objektivität, wie er denn von sich immer in der dritten Person spricht; sie ist klar, einfach und übersichtlich. Von einer gerechten Anerkennung seiner Feinde ist bei diesem echten Römer nicht die Rede, wohl aber findet sich wohlwollende Beurteilung seiner Offiziere und Soldaten. Von der in Gallien eingerichteten Verwaltung hören wir leider nichts. Seinen Stil hat niemand treffender beurteilt als Cicero (Brut. 75): Nudi sunt, recti et venusti, omni ornatu orationis tamquam veste detracta. Nicht alle Partieen sind mit gleicher Sorgfalt bearbeitet; so fällt der Aquitanierkrieg, an dem Cäsar allerdings nicht teilnahm, durch seine nüchterne Farblosigkeit auf,

wie auch Teile des 5. und 6. Buches. Wir erkennen deutlich den Verehrer des genus Atticum, der instinktiv fühlte, dass ihm ein os magna sonaturum versagt sei. Als ein „Meisterwerk“ der Geschichtsschreibung, wie Schanz will, sind diese Kommentare nicht anzusehen; sie können sich mit den Werken eines Sallust, Livius, Tacitus nicht messen und beanspruchen es auch nicht.

Tiefer stehen die Commentarii de bello civili, die „bello confecto“ niedergeschrieben sind. Das 1. Buch beginnt mit dem Jahre 49 und erzählt die Eroberung Italiens und die Kämpfe bei Ilerda. Im 2. Buch wird die Eroberung Massilias ausführlich geschildert und der Untergang Curios in Afrika. Das 3. Buch bringt die Ereignisse des Jahres 48, den Übergang nach Griechenland, die für Cäsar unglücklichen Kämpfe bei Dyrrhachium, die Entscheidungsschlacht bei Pharsalus und die Anfänge des alexandrinischen Krieges. Die Mängel treten hier mehr hervor, die nüchterne Sachlichkeit, die stellenweise, wie beim Tode des Pompejus, an gemütlose Kälte streift. Auch der Stil ist weniger gefeilt, vielleicht weil den Verfasser der Tod verhinderte, die letzte Hand anzulegen. Eine gewisse Wärme zeigt sich nur in der Darstellung der Curio-Episode, eine unübertroffene Anschaulichkeit in dem Bericht über die Schlacht bei Pharsalus, die vor allem vom militärischen Standpunkt aus Anerkennung verdient. Die politischen Ereignisse des 1. Buches lassen die verschönernde Hand des Apologeten deutlich erkennen, so bei der Konfiskation des Staatsschatzes, wobei es doch gewaltsamer hergegangen ist, als er Wort haben will (1, 14. 33). Leider ist der Zustand der Handschriften für das bellum civile sehr übel, besser der für das bellum Gallicum, das mit Recht für die Schullektüre bevorzugt ist. Die beste wissenschaftliche Ausgabe rührt von Nipperdey her, Schulausgaben giebt es mehr als genug, so von Kraner, Dinter u. a. Auch Lexika und Erklärungsschriften sind reichlich vorhanden, besonders nachdem sich Napoleon III., der wie sein Oheim etwas von Cäsars Geist in sich zu verspüren glaubte, eifrig mit seinem Leben und seinen Kriegsthaten abgegeben hat.

Aber wir haben noch manche andere Titel und Bruchstücke von ihm. Sueton (vita 55/56) erwähnt Reden, die aber vielfach untergeschoben waren; die von Sallustius (coni. Cat. 51) über-

lieferte ist natürlich ein Phantasiestück. Bei einem Übergang über die Alpen schrieb er die 2 Bücher de analogia ad M. Tullium Ciceronem (nach Fronto „inter tela volantia"), in denen er als wichtigstes Stilgesetz aufstellte: Ut tamquam scopulum sic fugias inauditum atque insolens verbum,*) auch hier der die Ordnung und Zucht liebende Feldherr und Staatsmann. Die Schrift enthielt eine grosse Reihe von Entscheidungen über streitige Formen der Deklination, des Genus und der Konjugation, wie wir aus den Citaten der lateinischen Grammatiker ersehen; so heisst es: Crinis masculini generis, ut Caesar de analogia. Wir sehen, dass diese grammatischen Studien, die Mommsen dem Ennius und seinen Zunftgenossen so verdenkt, wichtig genug erschienen, um einen Cäsar zu beschäftigen. Auch dass er die Schrift Cicero widmete, ist nicht unwichtig; hat er ihm doch sein ganzes Leben hindurch nur Zeichen seiner Achtung und Verehrung zu teil werden lassen. Ihm galten indirekt auch die beiden Anticatones, in denen er die Lobschrift Ciceros auf Cato Uticensis zu widerlegen suchte; denn diesen Feind verfolgte er über den Tod hinaus, vermutlich weil er in ihm mehr sah als einen „Don Quixote der Aristokratie" und einen „Narren", wie Mommsen will. Der einzige Brief Catos an Cicero, der uns ad Fam. 15, 5 erhalten ist, bezeugt die vornehm zurückhaltende, gediegene Art seines Verfassers. Ferner nennt Sueton ein Gedicht Iter, das Cäsars schnelle Reise nach Spanien 45 beschrieben haben soll. Von Briefen sind uns einige in Ciceros Sammlungen erhalten, die nicht weiter hervorragen und nur die rasche, aber gütige Art ihres Verfassers bekunden. Seine Jugendarbeiten, Laudes Herculis, tragoedia Oedipus, Dicta collectanea, sind zu seinem Glück durch Augustus vernichtet. Ein Buch de astris hängt wohl mit der auf seinen Befehl durch Sosigenes vollzogenen Kalenderreform zusammen.

An dieser Stelle sind die Schriften einzureihen, die sich an Cäsars Kommentare anschliessen. Das bellum Gallicum vervollständigte der Vertraute Cäsars A. Hirtius (Konsul 43) durch ein 8. Buch, das die Ereignisse der Jahre 51 und 50 schlicht, aber trocken erzählt. Daran reihen sich das bellum Alexandrinum,

*) Meide wie eine Klippe ein ungebrauchtes und ungewöhnliches Wort.

Africanum, Hispaniense, deren Verfasser uns unbekannt sind. Das erste dieser drei Geschichtswerke erzählt den gefährlichen Aufstand der Alexandriner und die Besiegung des Pharnaces von Pontus nebst einigen minder wichtigen Ereignissen, das zweite die Niederwerfung der Pompejaner in Afrika durch die Schlacht bei Thapsus, das dritte die Schlacht bei Munda. In stilistischer Hinsicht sind diese Schriften sehr von einander verschieden. Während das bellum Alexandrinum ganz angemessen, ja lebhaft erzählt, zeichnet sich das bellum Africanum durch Eintönigkeit (68 Mal interim) und überhaupt durch stilistisches Ungeschick, das bellum Hispaniense sogar durch Roheit und grammatische Unsicherheit aus, womit einige Citate aus Ennius komisch kontrastieren. Sueton nennt als Verfasser Oppius oder Hirtius, neuere haben auf Asinius Pollio geraten. Die gegenwärtige Lage der Sache ist die, dass man das bellum Alexandrinum gewiss einem gebildeten, höhern Offizier, vielleicht dem Hirtius, zuschreibt, während man als Verfasser der andren bella zwei dunkle Ehrenmänner in subalterner Stellung annimmt.

Der erste kunstmässige Geschichtsschreiber war C. Sallustius Crispus (um 86—34). Geboren in Amiternum, widmete er sich zuerst dem Staatsleben und zwar als Anhänger der Volkspartei. Als Volkstribun trat er 52 gegen Milo auf, der ihm auch persönlich verhasst war, und später für Cäsar, sodass ihn der Censor App. Claudius Pulcher 50, angeblich wegen seines ärgerlichen Lebenswandels, in der That aber aus politischen Gründen aus dem Senate stiess. Den Bürgerkrieg machte er auf Cäsars Seite mit, der ihn wieder zu Ehren brachte. Er wird uns bei dem Soldatenaufstand in Campanien, später beim afrikanischen Kriege genannt, in dem er als Prätor die Insel Cercina nahm und den Truppen Cäsars Proviant zuführte. Nach dem Siege von Thapsus verwaltete er als Prokonsul die Provinz Afrika, aus der er mit grossen Reichtümern heimkehrte. Er legte diese namentlich in kostbaren Gärten auf dem quirinalischen Hügel an, die später an seinen Grossneffen, den Vertrauten des Augustus (Horaz od. 2, 2), und von diesem an die Kaiser übergingen. Hier ergab er sich in freier Musse der historischen Schriftstellerei, vermutlich nach Cäsars Tode. Unterstützt von dem Philologen L. Atejus, schrieb

er zuerst das Buch de coniuratione Catilinae, dann das umfangreichere bellum Iugurthinum, endlich sein Hauptwerk, Historiae, die, an Sisennas Geschichtswerk sich anschliessend, von Sullas Tod (78) bis zum Aufkommen des Pompejus (67) reichten. Erhalten sind die beiden Monographieen und aus den grösseren Werken 4 Reden und 2 Briefe nebst einigen Fragmenten.

Sallust ist weniger Gelehrter als Künstler. Wenn er auch allerlei Studien getrieben hat, so legt er doch den Hauptnachdruck auf die psychologische Entwicklung und stilistische Ausführung; sein Vorbild ist der gedankenreiche Thucydides. Beide Einzelschriften beginnen mit knappen, gehaltvollen Einleitungen, in denen er die Irrungen seiner Jugendjahre und das neue Ziel seiner berichtigten Einsicht darlegt. Auf Chronologie und ähnliche Grundbedingungen moderner Akribie legt er keinen Wert, sondern gruppiert die Thatsachen, die er wahrheitsgetreu, wenn auch nicht ohne Parteinahme, berichtet, nach künstlerischen Gesichtspunkten. Geschichtliche, geographische, politische Exkurse, Reden, vor allem Charakteristiken der handelnden Persönlichkeiten sind die Glanzpunkte seiner Darstellung. So giebt er in der coniuratio Catilinaria gleich nach Beginn der Erzählung einen Überblick über die Entwicklung Roms (6—13), fügt später den Bericht über die erste Verschwörung Catilinas ein (18—19), sowie eine Rede desselben (20), weiter einen Brief des Manlius (33); berühmt sind namentlich die Reden Cäsars (51) und Catos (52) im Senat über die Bestrafung der Verschworenen, die allerdings auf historische Treue keinen Anspruch machen. Dennoch ist es verkehrt, die Zuverlässigkeit Sallusts in Bausch und Bogen zu verwerfen, wie es Mommsen und John gethan haben, von denen jener in der Schrift nur „eine politische Tendenzschrift", dieser gar einen „historischen Roman" sehen will. Wie sehr sich Sallust bestrebt, objektiv zu urteilen, geht aus seinem Verhalten gegen den ihm unsympathischen Cicero hervor, dem er durchaus gerecht wird; Sallusts Urteil ist zuverlässiger als das Mommsens. In äusseren Dingen müssen wir nun einmal bei den alten Historikern, ja bei allen ihren Schriftstellern, einen andern Massstab anlegen, als den unserer peinlichen Gelehrsamkeit. Höher noch steht das bellum Iugurthinum, das Schanz mit Recht eins der schönsten

Denkmäler der lateinischen Historiographie nennt. Die Erzählung ist klar und übersichtlich, durch Reden, Exkurse und Charakterschilderungen wie mit glänzenden Brillanten geschmückt. Dahin gehören die Rede des Adherbal im Senate (14), der Exkurs über Afrika (17—19), über die Schäden der Nobilität (41—42), die herrliche Rede des Memmius (31); vortrefflich ist, vom militärischen Standpunkt aus, die Schlacht am Muthulflusse erzählt (47—53), unübertrefflich die Charakteristik des Marius (63 ff. und 85), dem gar nicht geschmeichelt wird, und seines Widersachers Sulla (95). Die sittlichen Schäden der herrschenden Klasse werden zwar scharf, aber nicht übertrieben geschildert; wir können noch heute die Urteile des scharfen Beobachters unterschreiben, wenn auch hier und da der Geschichtsforscher etwas verrücken oder berichtigen muss. Aber was der Forscher beklagt, das bewundert der Kunstrichter; es ist für die Kunst der Geschichtsschreibung ein Sallust mehr wert als eine unübersehbare Reihe von Arbeitsbienen, wie es Sueton und seinesgleichen waren. Umsomehr ist der Verlust der Historien zu beklagen, für die nur einen kümmerlichen Ersatz die 6 grösseren Bruchstücke bieten. Es sind die Reden des Lepidus, der 78 das Volk gegen Sullas Verfassung aufwiegelt, und die Gegenrede des Philippus, eine die Menge beruhigende Ansprache des Konsuls Cotta und ein Brief des Pompejus aus Spanien, in dem Schanz masslose Lügen und Übertreibungen entdeckt haben will; endlich eine Hetzrede des Volkstribunen und Historikers C. Licinius Macer und ein Brief des Mithridates an den Partherkönig Arsaces. Andere Schriftstücke, wie die Suasorien an Cäsar und eine Scheltrede gegen Cicero nebst dessen Erwiderung, sind spätere Erzeugnisse der Rhetorschulen, sogenannte declamationes.

Das Urteil der Nachwelt über Sallust hat stark geschwankt, wie das bei einer so ausgeprägten Persönlichkeit selbstverständlich ist. Vor allem hat der Mensch in ihm Tadel erfahren, indem man seine strengen Anschauungen mit seinem Jugendleben verglichen hat. Es dürfte ein derartiges Urteil wohl unbillig erscheinen; oder rechnet man auch dem Augustinus die Sünden seiner Jugend nach? Als Historiker hat er sich nicht nur gefallen lassen müssen, dass seine Zuverlässigkeit, sondern auch dass sein

Stil getadelt wurde. Freilich ist seine Ausdrucksweise nicht ganz natürlich, mehr archaistisch als archaisch. Er sucht mit Vorliebe seltene Wörter und Wendungen, befleissigt sich einer an Dunkelheit streifenden Kürze und strebt im Satzbau eine etwas gesuchte Einfachheit an. Trotzdem darf ihm das Lob einer charaktervollen Persönlichkeit auch in stilistischer Beziehung nicht abgesprochen werden. Das Urteil über ihn ist häufig durch prinzipielle Stellungnahme bedingt; so verstehen wir es, wenn ihn Livius tadelt und Tacitus als einen florentissimus auctor lobt. Recht verständig sagte der Rhetor Quintilian: Livium a pueris magis (legi velim) quam Sallustium, etsi hic historiae maior est auctor, ad quem tamen intellegendum iam profectu opus sit, und stellt diesen dem Thucydides gleich. Gellius nennt ihn vel subtilissimum brevitatis artificem. Seine Werke sind am besten von Kritz herausgegeben, für die Schule von Jacobs, Schmalz u. a.; die wichtigsten Handschriften sind Parisini.

Hier dürfte ein Wort über die Anfänge der Journalistik eingeschoben werden können. Aus Ciceros Briefwechsel mit Cälius (ad Fam. 8) ersehen wir, dass sich abwesende Römer teils durch Freunde, teils durch subalterne Persönlichkeiten über die Vorgänge in der Hauptstadt unterrichten liessen. Bereits Cäsar hatte 59 als Konsul die Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse öffentlicher und privater Art in den acta diurna oder populi angeordnet; desgleichen die Veröffentlichung der Senatsprotokolle in den acta senatus. Erhalten sind nur Bruchstücke in den Cicero-Briefen.

Nicht minder blühte die Fachgelehrsamkeit in allen Richtungen auf: die Grammatik, Rhetorik, Jurisprudenz, Agronomik. Alle Einzelstrahlen des Bildungsstrebens fing wie in einem Brennspiegel die staunenswerte Gelehrsamkeit des M. Terentius Varro auf, der dazu auch noch Dichter war. Von ihm gewinnen wir leicht den Übergang zu den Dichtern dieses Zeitabschnitts, Lucrez und Catull.

Über die Grammatiker und Rhetoren hat uns Sueton dankenswerte Mitteilungen hinterlassen, die, reich an allerlei Detail, leider das Einzige sind, was wir von jenen Gelehrten haben. Aus der Fülle der Namen heben wir nur die hervor, die durch

ihre Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen wichtig geworden sind. Der Gallier Antonius Gnipho, der Lehrer Cäsars, schrieb de Latino sermone; L. Orbilius Pupillus aus Benevent, der schlagfertige Lehrer Horazens (ep. 2, 1, 70), legte seine Bitterkeit in einem Perialogos (περιαλγής?) nieder; L. Atejus aus Athen nannte sich zuerst Philologus, stand dem Sallust und Asinius Pollio zur Seite, schrieb Hyle, Vermischtes; P. Valerius Cato, ein angesehener Lehrer, auch Dichter und zwar der neueren Richtung angehörig, dessen bescheidene Armut hübsch in Hendecasyllaben M. Furius Bibaculus besang:

Sí quis fórte meí domúm Catónis,
Depictas minio assulas et illos
Custodis videt hortulos Priapi,
Miretur, quibus ille disciplinis
Tantam sit sapientiam assecutus,
Quem tres cauliculi, selibra farris,
Racemi duo tegula sub uda
Ad summam prope nutriant senectam.*)

Dazu gehört ferner der aus Ciceros Briefen (z. B. ad Att. 13, 52) bekannte Curtius Nicia, der den Lucilius erklärte, und P. Nigidius Figulus, ein tief gelehrter Mann, der commentarii grammatici, aber auch theologische und naturwissenschaftliche Werke schrieb; er war Pythagoreer und stand im Rufe der Wunderthätigkeit.

Von den Rhetoren war der älteste L. Plotius Gallus, den Cicero (bei Suet. de rhet. 2) nach seines Beraters Crassus Wunsch nicht hören sollte, da durch griechische Übungen der Geist besser genährt werde. Erhalten sind uns 4 Bücher eines ungenannten Verfassers ad C. Herennium, die ein vorzügliches Lehrbuch der Rhetorik enthalten, das meist in den Gesamtausgaben

---

*) Wer sich mal meines lieben Kato Häuschen,
Die mit Mennig bemalten Bretter und das
Gärtchen mit dem Priap als Wächter ansieht,
Fragt verwundert auf welchem Bildungswege
Er so treffliche Weisheit hab' erworben,
Er, den drei kleine Gurken, Spelt ein halb Pfund
Und zwei Weintrauben unter feuchtem Dache
Bis ins äusserste Alter fast ernährten.

der Werke Ciceros abgedruckt ist; dieser hat die Schrift in seinem Jugendwerke de inventione ausgeschrieben. Es wird hauptsächlich die Topik, Auffindung der Beweismittel, erörtert, die anderen Teile dispositio, pronuntiatio und memoria nur im Überblick, ausführlicher die elocutio. Da Quintilian unter dem Namen Cornificius einige Sätze dieser Rhetorik anführt, so ist es wahrscheinlich, dass ein Cornificius ihr Verfasser ist; welcher, ist ungewiss.

Unten den Juristen dieses Abschnitts ragt Serv. Sulpicius Rufus (Konsul 51) hervor, der namentlich durch geschmackvolle Darstellung sich auszeichnete. Wir besitzen von seiner Hand das berühmte Trostschreiben an Cicero nach dem Tode Tullias (ad Fam. 4, 5), das zu den schönsten Schriftwerken des Altertums gehört, ein Zeugnis edler Gesinnung. Ein andrer Jurist war C. Trebatius Testa, den Cicero (ad Fam. 7, 5) bei Cäsar in Gallien einführte; er hat später mehrfach mit ihm korrespondiert (a. a. O. 7, 6—22). Bei Horaz (sat. 2, 1) erscheint er als angesehener Rechtsgelehrter. Auch Q. Älius Tubero, der den Q. Ligarius vor Cäsar anklagte, schriftstellerte Juristisches und Geschichtliches. Ein gewaltiger Fortschritt in der Festsetzung des Rechts war durch Sulla geschehen, der durch die Einrichtung der quaestiones perpetuae das erste Strafgesetzbuch schuf und so die Scheidung des Civil- und Strafrechts herbeiführte. Die Weiterentwicklung des Rechts vollzog sich durch das edictum praetoris, der alljährlich bei seinem Amtsantritt die Grundsätze, nach denen er Recht sprechen wollte, bekannt machte. Diese Sitte hat sich bis zum edictum perpetuum des Kaisers Hadrian erhalten. Daran reihen sich die Schriften über die Auguraldisziplin, über die App. Claudius Pulcher ein dem Cicero gewidmetes Buch schrieb, worauf im 3. Buch der Briefe ad Fam. angespielt wird. Auch ein anderer Korrespondent Ciceros, A. Cäcina (ad Fam. 6, 6), schrieb de Etrusca disciplina, desgleichen eine Schrift Querelae, die den Zorn Cäsars besänftigen sollte. Erhalten ist nichts, auch nicht von Tarquitius Priscus, den Plinius der ältere nennt.

Über Land- und Hauswirtschaft schrieb der von Varro (de re rust. 1, 2, 10) hochverehrte Cn. Tremellius Scrofa, C. Matius dagegen über die Kochkunst, wie die Titel Cocus

und Cellarius bezeugen. Der letztere, ein Freund Cäsars, ist uns durch einen wunderschönen Brief (ad Fam. 11,28) bekannt, in dem er seinem Schmerze über den schändlichen Tod des Freundes und seiner unwandelbaren Treue einen herzlichen Ausdruck giebt. Andere Namen und Titel übergehen wir.

Um so mehr Aufmerksamkeit beansprucht der Mann, der ein Polyhistor im besten Sinne des Wortes war, der in Prosa und Versen, als Landwirt und Grammatiker, als Altertumsforscher und Historiker, als Geograph und Jurist geschriftstellert und dabei seine Stellung im öffentlichen Leben, als Beamter, Offizier und Bibliothekar, rechtschaffen ausgefüllt hat, zugleich ein wackerer Mann, ein letzter Vertreter Altroms, das er nach seinen besten Kräften gegen den Ansturm der neuen Zeit zu schützen bestrebt war. M. Terentius Varro (116—27) aus Reate war ein Schüler des L. Älius Stilo. Er trat im Bürgerkriege auf Pompejus' Seite und kämpfte, wiewohl unglücklich, im jenseitigen Spanien gegen Cäsar. Er wurde begnadigt und später trotz seiner abweichenden Anschauungen mit der Einrichtung der öffentlichen Bibliotheken betraut; auch mit Cicero war er befreundet (vgl. ad Fam. 9, 1—8). Den Nachstellungen des Antonius entronnen, widmete er sich ganz seinen gelehrten Studien und entwickelte eine staunenswerte Fruchtbarkeit. Nach Ritschls ausgezeichneten Untersuchungen über die Schriftstellerei Varros (Opusc. 3) kennen wir 74 Werke in 620 Büchern, die sich über das ganze Gebiet menschlichen Wissens erstrecken. Wir beginnen mit den Prosaschriften und zwar mit den erhaltenen, den 3 Büchern de re rustica und dem Reste der Bücher de lingua Latina.

Rerum rusticarum de agricultura liber 1 beginnt mit einer Anrede an seine Gattin Fundania, worin er auf sein 80. Jahr hinweist, das ihn ermahne, sein Haus vor dem Abschiede aus dem Leben zu bestellen. Er will ihr Ratschläge für die Bewirtschaftung des von ihr gekauften Gutes hinterlassen, die ihr noch nach seinem Tode nützen sollen. Aber er ruft nicht, wie Homer und Ennius, die Musen an, sondern die 12 Götter des Landmanns. Dann führt er 50 Schriftsteller über den Landbau auf. Darauf lässt er im Tempel der Tellus eine Unterhaltung zwischen seinem Schwiegervater, dem C. Agrius und P. Agrasius

beginnen, zu der sich später Licinius Stolo und der Schriftsteller Scrofa gesellen; doch geht der Dialog bald in den Vortrag über. Die Disposition wird umständlich begründet; zuerst wird der Grund und Boden selbst besprochen, seine Gestalt, Art, Grösse und Sicherheit, alles sehr gründlich, ja schwerfällig, aber untermischt mit allerlei Scherzen, Worterklärungen, Anekdoten u. dgl. Sodann kommen das Landhaus an die Reihe, die Zäune und Ställe, die Landarbeiter und das Zugvieh, nach dem lebenden das tote Inventar. Nun kommt der Verfasser auf den Feldbau selbst zu sprechen, wobei Garten- und Obstkultur, Öl- und Weinbau bevorzugt werden. Die Anweisungen verraten durchweg Sachkenntnis, aber die Ausführung ist gar zu schematisch, oft selbst pedantisch. Doch ist die Sprache korrekt und klar, wenn auch sehr einfach im Satzbau. Das Buch schliesst sehr dramatisch mit der Nachricht, dass ein Totschlag soeben vorgefallen sei, worüber sich die Freunde nicht übermässig verwundern. Das 2. Buch handelt de re pecuaria; es beginnt mit einem Preise der guten alten Zeit: Viri magni nostri maiores non sine causa praeponebant rusticos Romanos urbanis. Ut ruri enim qui in villa vivunt ignaviores, quam qui in agro versantur in aliquo opere faciendo, sic qui in oppido sederent, quam qui rura colerent, desidiosiores putabant. Itaque annum ita diviserunt, ut nonis modo diebus urbanas res usurparent, reliquis septem ut rura colerent. Quod dum servaverunt institutum, utrumque sunt consecuti, ut et cultura agros fecundissimos haberent et ipsi valetudine firmiores essent ac ne Graecorum urbana desiderarent gymnasia. Quae nunc vix satis singula sunt, nec putant se habere villam, si non multis vocabulis retineant Graecis, quom vocent particulatim loca, procoetona, palaestram, apodyterion, peristylon, ornithona, peripteron, oporothecen.*) So ist es denn gekommen, fährt er fort, dass der

*) Unsere grossen Vorfahren stellten nicht ohne Grund den Bauern über den Städter; denn wie auf dem Lande die, welche im Hause wohnen, unthätiger sind als die, welche auf dem Acker ihrer Arbeit nachgehen, so meinten sie, seien die, die in der Stadt wohnten, müssiger als die das Land bebauten. Darum teilten sie auch das Jahr so ein, dass sie immer nur am achten Tage die Geschäfte in der Stadt besorgten, an den übrigen 7 auf dem Lande arbeiteten. Und solange sie an

Kornbau in Italien eingegangen ist und aus den Saatfeldern Wiesen geworden sind. Er widmet sein Buch dem Turranius Niger und entwickelt in einem ungeschickt durchgeführten Dialog, den er einst im Seeräuberkriege als Admiral geführt haben will, die Theorie der Viehzucht, zunächst die origo und dignitas. Die ars entwickelt Scrofa, der schon durch seinen Namen (= Sau) dazu bestimmt ist; doch greifen auch andere wie Atticus, der epirotische Grundbesitzer, ein. So heisst es charakteristisch für Varros biederen Witz: Quoniam satis balasti, accipe a me cum Homerico Melanthio de capellis.*) Da jedesmal pastio, fetura, nutricatus und sanitas durchgesprochen werden, so ist die Erörterung endlos und ermüdet wenigstens die Laien: Schafe, Ziegen, Schweine, sowie das Grossvieh werden uns vorgeführt. Im 3. Buch spricht Varro de villaticis pastionibus, von den unmittelbar auf dem Hofe gehaltenen Tieren; die Einleitung richtet sich an einen Pinnius. Dann wird die Geflügelzucht dargestellt, auch die Bienenzucht u. a. Als Kuriosum mag noch mitgeteilt werden, dass nach Schanz' hübscher Beobachtung an einer Stelle (1, 12, 2) der heutzutage so vielgenannten Bacillen Erwähnung geschieht: Advertendum etiam, si qua erunt loca palustria —, quod crescunt animalia quaedam minuta, quae non possunt oculi consequi, et per aera intus in corpus per os ac nares perveniunt atque efficiunt difficilis morbos.**)

---

diesen Einrichtungen festhielten, erreichten sie zweierlei: einmal, dass sie die fruchtbarsten Äcker hatten, und zweitens, dass sie in ihrer Gesundheit fester waren und nicht griechische Gymnasien in der Stadt nötig hatten. Jetzt aber giebt es genug solche Sachen, und niemand glaubt eine wirkliche Villa zu besitzen, wenn er sie nicht mit vielen griechischen Bezeichnungen sich sichert, indem man gesondert die einzelnen Räume benennt als Procoeton (Vorzimmer), Palästra (Ringhalle), Apodyterion (Auskleidezimmer), Peristylon (Kolonnadenhalle), Ornithon (Vogelhaus), Peripteron (Säulenhalle), Oporothece (Obstkammer).

*) Wo du nun genug geblökt hast (= von Schafen geredet), lass mich jetzt mit dem homerischen Melanthius (dem Ziegenhirten der Odyssee) reden.

**) Zu bemerken ist noch, dass, wo sumpfige Plätze sind, gewisse winzige Lebewesen gedeihen, die das Auge nicht sehen kann, und die durch Mund und Nase in den Körper eindringen und schwere Krankheiten verursachen.

Die andere Schrift, die wenigstens zum Teil erhalten ist, sind die 25 Bücher de lingua Latina ad Ciceronem, von denen wir Buch 5—10, wenn auch nicht ohne Lücken, besitzen. Das gewaltige Werk umfasste die Ableitung, Flexion und Syntax nebst einer Einleitung. In Buch 2—4, die dem Septumius gewidmet waren, hatte der Verfasser die Etymologie im allgemeinen erörtert, was gegen, was für und was über sie gesagt werden könnte. Die erhaltenen Bücher 5—7 bilden den besonderen Teil und erörtern die Orts- und Zeitbezeichnungen, sowie die dichterischen Ausdrücke. Leider ist es grade der Teil der Grammatik, in dem Varro bei jeglichem Mangel an einer wissenschaftlichen Grundlage nichts leisten konnte; seine etymologischen Versuche sind fast durchweg verunglückt und interessieren nur durch zahlreiche Dichtercitate. Die Bücher 8—10 behandeln die Flexion im allgemeinen und untersuchen, was gegen, für und über die Analogie zu sagen sei; sie erstrecken sich über das ganze Gebiet der Elementargrammatik und enthalten eine Anzahl wichtiger Thatsachen. Der Standpunkt ist ein mittlerer, insofern er unter prinzipieller Betonung der Analogie doch auch der Sprache nicht Gewalt anthut. Der Stil ist wenig erfreulich, abgerissen und schmucklos. Es ist eine Ironie des Schicksals, dass grade diejenigen Schriften Varros erhalten sind, deren wir am ehesten entraten könnten; denn auch die Bücher de re rustica sind uns inhaltlich durch Columella bewahrt.

Wir überblicken die verlorenen Schriften Varros. An die Bücher de lingua Latina schliessen sich andere grammatische Werke, wie de sermone Latino ad Marcellum libri 5, de similitudine verborum libri 3, de utilitate sermonis, de antiquitate litterarum u. a. Daran reihen sich litterarhistorische Abhandlungen, wie die Imagines, in denen 700 berühmte Männer, Römer und Ausländer, nach 7 Kategorieen durch Bild und Wort gefeiert waren; ferner de bibliothecis libri 3, de poematis, de poetis, de originibus scaenicis, de comoediis Plautinis (fabulae Varronianae!), de compositione saturarum u. s. w. Seine historischen Schriften behandelten teils Zeitgeschichte (de sua vita, de Pompeio), teils römische Altertümer, vor allem sein Hauptwerk Antiquitatum rerum humanarum et divinarum libri 41, wo Menschen, Orte, Zeiten

und Sachen der Reihe nach abgehandelt wurden; ein Teil war Cäsar gewidmet. Dahin gehörten fernerhin die Einzelschriften de familiis Troianis, de gente populi Romani, de vita populi Romani libri 4 ad Atticum, Ätia u. a. Er behandelte aber auch die Rechtswissenschaft (de iure civili libri 15), die Geographie (de ora maritima), Vermischtes (Epistolicae quaestiones); ja, er schrieb eine förmliche Encyklopädie, Disciplinarum libri 9, worin Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astrologie, Musik, Medizin, Architektur behandelt wurden. Hieraus hat sich später das Trivium und Quadrivium des Mittelalters entwickelt. Endlich hat er Logistoricon libri 76 geschrieben, Abhandlungen aus der praktischen Philosophie mit geschichtlichen Belegen, so Catus de liberis educandis, Orestes de insania, Sisenna de historia, die schon im Titel an die bekannten Schriften Ciceros Cato maior de senectute und Laelius de amicitia erinnern. Und bei alledem war Varro auch Dichter.

Seine Saturae Menippeae in 150 Büchern sind uns zwar als Ganzes verloren, doch lassen 591 Fragmente uns die Schwere ihres Verlustes ermessen. Wie er selbst angiebt (Cic. Acad. post. 1), hat Varro in seiner Jugend dem Menippus von Gadara (um 250) nachgedichtet, nicht ihn übersetzt; dieser war ein Cyniker, der nach der Art der spätgriechischen Philosophen, wie Bion u. a., „den bleibenden Gehalt der ethischen Spekulation der grossen attischen Denker für das grosse Publikum in kleine gangbare Münze ausprägte und in Umlauf setzte“ (Kiessling zu Horaz ep. 2, 2, 60). Das besondere Kennzeichen dieser Gattung war die Mischung von Poesie und Prosa, in ästhetischer Hinsicht also ein Rückschritt, nachdem Lucilius bereits die Satire auf metrische Form beschränkt hatte. Auch sonst ist der rein poetische Gehalt nicht allzu gross, da es dem Varro an Feinheit der Empfindung und Geschmack gebrach. Dafür entschädigt aber der biedere Sinn des Verfassers, der mit rühmlicher Tapferkeit für Altrom gegen die Neuerer zu Felde zieht, in seiner Grundanschauung dem Cato und Lucilius verwandt, an treffendem Witz, an Vielseitigkeit des sprachlichen und metrischen Ausdrucks ihnen überlegen. Es ist kaum glaublich, welche bunte Fülle von Metren die Fragmente aufweisen; dazu eine strotzende Üppigkeit der Phantasie, die den

Kampf in allen denkbaren Formen führt, allerdings meist recht grob und derb. Mit Behagen folgen wir den launigen Einfällen des originellen Mannes, der, ohne Rücksicht auf höhere Einheit, Griechisches und Lateinisches, Erhabenes und Lächerliches durcheinander wirft. Einige Proben mögen das erläutern.

Er bekämpft die Habgier in *Ἀλλ' οὐ μένοι σοι, περὶ φιλαργυρίας*: Etenim quibus seges praebeat domum, escam, potionem, quid desideremus?*) und dasselbe in Hexametern (*Ἀνθρωπόπολις, περὶ γενεθλιακῆς*):

Non fit thesauris, non auro pectu' solutum;
Non demunt animis curas ac religiones
Persarum montes, non atria diviti' Crassi.**)

Seine Lebensanschauung ist ein kräftiger Idealismus; so heisst es in den Andabatae: Sed quidvis potius homo quam caruncula nostra, der Mensch ist mehr als ein Stückchen Fleisch. Mit Leidenschaft tritt er für die gute, alte Zeit zu wiederholten Malen ein, so im Bimarcus: Avi et atavi nostri, cum alium ac cepe eorum verba olerent, tamen optume animati erant; jetzt aber ist es ein sittlicher Pfuhl; non Hercules potest, qui Augeae egessit *κόπρον*.***) Verständig denkt er über die Ehe: Vitium uxoris aut tollendum aut ferendum est: qui tollit vitium, uxorem commodiorem praestat; qui fert, sese meliorem facit (De officio mariti),****) und anderswo: Ego, unus scilicet antiquorum hominum subductis superciliis, dicam: *γαμήσει ὁ νοῦν ἔχων* (*Εὗρεν ἡ λοπὰς τὸ πῶμα, περὶ γεγα-*

*) Aber es möge dir nicht bleiben! — Über die Habgier. Denn wenn uns der Acker Haus, Speise und Trank gewährt, was brauchen wir dann noch?

**) Nicht wird durch Reichtümer frei die Brust, durch Gold nicht erleichtert;
Nicht erlösen das Herz von den Sorgen und quälenden Zweifeln
Persische Berge von Schätzen, nicht Häuser des steinreichen Krassus.

***) Bimarcus (Doppelmarcus): Wenn auch die Rede unserer Grossväter und Urgrossväter nach Knoblauch und Zwiebel roch, so waren sie doch von der besten Gesinnung beseelt. — Nicht Herkules dringt mehr durch, der den Mist des Augeas ausräumte.

****) Ein Fehler der Frau ist entweder zu beseitigen oder zu ertragen: wer ihn beseitigt, macht die Frau gefälliger, wer ihn erträgt, macht sich selbst besser. (Über die Pflicht des Gatten.)

μηκότων).*) Dabei ist er kein Duckmäuser, er lässt Wein und Liebe gelten, so in der Satire mit dem derben Titel Est modus matulae, *περὶ μέθης*, in iambischen Senaren:

Vinó nihil iucúndius quisquám bibit;
Hoc aegritudinem ad medendam invenerunt,
Hoc hilaritatis dulce seminarium,
Hoc continet coagula convivium.**)

Den Mädchen ruft er übermütig zu in Ionici a maiore:

Properate
Vívere, pueraé, quas sinit aétatula lúdere, esse, amáre et Veneris
tenere bígas.***)

Von den Schulphilosophen hält er nicht viel:

Postrémo nemo aegrótus, quicquam sómniat
Tam infándum, quod non áliquis dicat phílosophus.****)

Gern stellt er alte und neue Zeit in zwei Vertretern einander gegenüber, so im *Γεροντοδιδάσκαλος*, wo der Alte die sparsame, harte Lebensart der Vorfahren rühmt, die sich nur einmal in der Woche rasierten und höchstens zweimal im Jahre nach Rom fuhren. Die *Κοσμοτορύνη* (Weltbohrer) spielt auf die Schlacht bei Thapsus an:

Africa terribilis, contra concurrere civis
Civi atque Aeneae misceri sanguine sanguen.*****)

Berühmt war sein Angriff auf das erste Triumvirat, das er als *Τρικάρανον*, das dreiköpfige Tier, geisselte. Oft bedient er

---

*) Ich, der ich ja einer von der alten Garde bin, möchte mit hochgezogenen Augenlidern sagen: heiraten wird, wer Verstand hat. (Es fand die Schale den Trank. Über die Verheirateten.)

**) Der Topf geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Über die Trunkenheit.
Das Beste ist, was jemand trinken kann, der Wein:
Zu heilen alle Krankheiten erfand man ihn;
Er ist die süsse Pflanzschul' aller Heiterkeit;
Er hält als Bindemittel fest den Zecherkreis.

***) Sputet euch denn,
Flott zu leben, Mädchen, die euch noch das Alter spielen, leben,
lieben und der Venus Wagen lenken lässet.

****) Zuletzt erträumt kein Kranker etwas, mag es noch
So albern sein: es deutet's ihm ein Philosoph.

*****) Schrecklich ist Africa; dort bekämpft der Bürger den Bürger,
Und mit dem Blut des Äneas vermischt sich das Blut des Äneas.

sich seines eigenen Vornamens Marcus, so in Marcipor und Marcópolis, wo er die neumodische Weichlichkeit und Geriebenheit bekämpft:

Némini Fortúna currum a cárcere infimó missum
Labi inoffensum per aecor candidum ad calcem sivit,*)

und zwar in trochäischen Oktonaren. Ausführlich berichtet uns Gellius über den Inhalt der Satire Nescis quid vesper serus vehat: Es handelt sich um Zurüstung und Zusammensetzung eines behaglichen Gelages. Die Zahl darf nicht unter die der Grazien herab- und über die der Musen hinausgehen. Vier sind die Vorbedingungen, nette Menschen, erlesener Ort, passende Zeit und nicht nachlässige Vorbereitung. Die Unterhaltung darf weder geschwätzig noch stumm sein, sie darf nicht aufregende und schwierige Fragen betreffen, sondern angenehme und leichte, die erfreuen und doch auch nützen, also keine Geschäfte und keine Politik. Der Gastgeber darf nicht zu üppig, muss aber sauber sein. Zum Schluss folgt noch eine Anweisung für den Nachtisch (bellaria). Wir sollen unser Geld nicht vertrinken: In quo nobilius est Philippeum quod accipimus, quam quod bibimus, cum alterum addamus in bulgam, alterum in vesicam**) (Octogesis, περὶ νομισμάτων). Zuweilen läuft auch ein hübsches poetisches Wort unter, so in der Beschreibung eines niedlichen Mädchens, das sich Chrysosandalos bestellt: Locat sibi amiculam de lacte et cera Tarentina, quam apes Milesiae coegerint ex omnibus floribus libantes, sine osse et nervis, sine pelle, sine pilis puram putam proceram candidam teneram formosam (Prometheus liber).***) Grobheit überwiegt, so in dem Vergleich****): In tenebris ac suili vivunt, nisi

*) Keines Wagen liess das Schicksal von der letzten Schranke ab
Ungefährdet durch die leuchtende Rennbahn kommen bis zum Ziel.

**) Dabei ist der Philippd'or besser, den wir einnehmen, als den wir vertrinken; denn jenen thun wir in den Geldsack, diesen in die Blase.

***) Chrysodandalus bestellt sich ein Liebchen von Milch und tarentinischem Honig, die milesische Bienen aus allen Blumen nippend geschaffen haben müssen, ohne Knochen und Sehnen, ohne Haut, ohne Haare, sauber, blank, schlank, weiss, zart und schön.

****) In Finsternis und im Schweinestall leben sie; es sei denn, dass das Forum nicht als ein Stall und die meisten Menschen, die jetzt leben, nicht als Schweine anzusehen seien.

non forum hara atque homines qui nunc plerique sues sunt existimandi. Im Sexagesis lässt er einen Sechzigjährigen nach langem Schlaf erwachen und sich über das umgewandelte Rom verdriessen, bis ihn die Jugend von der Brücke stürzt. Anderswo spielt der Hund der Cyniker eine grosse Rolle: *Ὑδροκύων, Κυνορήτωρ* u. ä. Kurz, eine Fülle von tüchtigen Gedanken und körnigen Witzen in mannigfaltigster Form, im sermo familiaris oder plebejus ausgeprägt.

Varro ist mehr als Mensch und Gelehrter, denn als Schriftsteller unseres Interesses würdig. Schon Cicero nennt ihn mit Recht diligentissimus investigator antiquitatis und feiert sein varium et elegans omni fere numero poema (Acad. post. 1, 9), aber er nennt ihn auch nicht unbegründet homo *πολυγραφώτατος*. Ganz treffend vergleicht ihn Augustinus mit Cicero: Ut studiosum rerum tantum iste doceat, quantum studiosum verborum Cicero delectat. Er ist mehr durch den Inhalt seiner Schriften uns wichtig, als durch die Form und gehört daher mehr in die Gelehrtengeschichte, als in die Litteraturgeschichte. Es steckte etwas in ihm von der Stofffreudigkeit unserer Zeit. Daher bestrebt er sich nicht, die Ergebnisse seiner Forschung angemessen darzustellen, sondern häuft Stoff auf Stoff, eilt von Wissenschaft zu Wissenschaft, von Buch zu Buch. Seine Gelehrsamkeit ist einseitig, wie ihm denn für philosophische Begründung jedes Verständnis abging, oft pedantisch und schwerfällig; selbst wenn er scherzt, kann er den umständlichen Gelehrten nicht verleugnen. Derselbe ist er als Mensch; höchst ehrenwert und zuverlässig, ein Verehrer der Freiheit, aber nicht verbissen, daher gar bald im Dienste des Monarchen, kämpft er sein ganzes Leben lang für eine verlorene Sache, ein laudator temporis acti. Konservativ im guten und schlechten Sinne, ist er nicht frei von einer gewissen Beschränktheit; er sieht nicht ein, dass die Gebieterin der Welt nicht ein grosses Dorf bleiben kann, dass die an und für sich löblichen Sitten der Ahnen doch nicht ganz in die Zeit des Augustus passen. Er geht in seiner Polemik über das Ziel hinaus und verwirft mit dem Besseren auch die Vorzüge der griechisch-römischen Bildungsepoche; die Schönheit der Form ist ihm ein verschlossenes Gebiet. Das zeigt sich auch in seinen

Dichtungen, wo die sittliche Empörung ihm zwar zu manchem guten Vers und trefflichen Witz verhilft, aber nicht zu einer harmonischen, abgerundeten Schöpfung. Seine Fragmente sind noch nicht einheitlich gesammelt. Die Bücher de re rustica hat Keil herausgegeben, die de lingua Latina Spengel, die Fragmente der Satiren Bücheler.

Mit Varro sind wir unvermerkt zur Poesie übergegangen, die in diesem Zeitraum bescheiden zurücktritt. Nur zwei Gestalten ragen mächtig hervor, der eine rückwärts zur archaischen Zeit gewandt, der andere vorwärts die nahende Blütezeit verkündigend, jener einsam, ein tiefer Denker, dieser ein Mitglied der Schule, ein lebensfroher Jüngling, beide die allergrössten Gegensätze und doch verwandt in ihrer Mittelstellung zwischen zwei Zeiten, Lucrez und Catull.

T. Lucretius Carus (um 96—55) ist uns fast nur durch sein einziges Werk bekannt, die 6 Bücher de rerum natura in daktylischen Hexametern. Der Kirchenvater Hieronymus, der uns so viele dankenswerte Nachrichten über Leben und Zeit römischer Schriftsteller vermittelt hat, erzählt, dass Lucrez, durch einen Liebestrank in Wahnsinn versetzt, einige seiner Bücher in den Pausen seiner Krankheit geschrieben und endlich durch Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht habe; von seinen Büchern sagt er doppeldeutig: quos postea Cicero emendavit. Nun findet sich wirklich in Ciceros Briefwechsel (ad Qu. fr. 2, 9) der Name des Dichters; die Stelle ist aber so verderbt, dass nur durch Konjekturen, die das Gegenteil der Überlieferung besagen, ein Sinn hineingebracht werden kann. Jedenfalls spricht Cicero hier ein nur mässiges Wohlgefallen an dem Gedichte aus, wie das ganz selbstverständlich einem Epicureer gegenüber ist; er hat demnach, wenn er den Nachlass des unglücklichen Dichters wirklich herausgegeben hat, wenig oder nichts hinzugethan. Auch das Gedicht entbehrt fast jeglicher Beziehung auf die Zeitverhältnisse. Es ist einem Memmius gewidmet, vielleicht demselben, dem Catull nach Bithynien gefolgt ist. Wir ersehen nur aus dem Zusammenhang, dass Lucrez eine tiefernste, grüblerische Persönlichkeit war, die durch die schwere Not der Zeit in philosophische Spekulationen hineingedrängt ist. Da ist ihm bei dem

Studium des Empedocles, Democrit und Epicur der rettende Gedanke aufgegangen, durch populäre Verbreitung der Atomenlehre der Mitwelt den inneren Frieden wiederzugeben. So spricht er sich im Eingang selbst aus:

— nam si certam finem esse viderent
Aerumnarum homines, aliqua ratione valerent
Religionibus atque minis obsistere vatum.*)

Also eine lehrhafte Tendenz hat ihn zur Wahl seines Themas veranlasst; er will an der Hand seiner hochverehrten Lehrer die Menschheit erretten vor dem Aberglauben, vor der Todesfurcht; sie soll ruhig und ergeben in das Naturgesetz ihrer Auflösung entgegengehen. Für die äussere Form ist ihm Ennius Vorbild, dem er Verehrung zollt.

Das 1. Buch beginnt mit einer begeisterten Anrede an die Liebesgöttin Venus, ein seltsamer Widerspruch mit seinem prinzipiellen Atheismus. Er giebt seine Absicht und seine Vorbilder an, im vollen Bewusstsein seiner schweren Aufgabe. Aber das Ziel lockt ihn, jenen Wahngebilden ein Ende zu machen, denen z. B. eine Iphianassa, deren klägliches Geschick rührend erzählt wird, zum Opfer gefallen ist. Und nun entwickelt er die Atomenlehre Democrits, nach der nichts aus nichts werden kann; es giebt kleine, unteilbare Körper und einen leeren Raum. Indem diese Atome in eine abweichende Bewegung versetzt werden, bilden sich die so verschiedenartigen Lebewesen und lösen sich nach einiger Zeit wieder auf. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, uns in die Einzelheiten dieser versifizierten Metaphysik zu vertiefen, umsomehr, als auch die Verehrer des Lucrez nicht auf die Entwicklung des Systems, sondern auf die Beilagen, die Episoden, den Hauptnachdruck legen. Man fühlt sich förmlich erlöst, wenn man, den Irrgängen der unfruchtbarsten Spekulationen entronnen, „frische, grüne Weide“ der Wirklichkeit vor sich sieht. Und Lucrez hat das selbst gefühlt; wo es nur angeht, flüchtet er sich aus der dürren Metaphysik in die Räume der lebenstrotzenden Poesie. Nachdem er die Systeme anderer Philosophen

*) Sähen nämlich die Menschen ein sicheres Ziel ihrer Mühen,
Dann vermöchten sie wohl mit vernünftigen Gründen zu streiten
Gegen die vielen Bedenken und gegen das Drohen der Sänger.

bekämpft hat, schwingt er sich (V. 921 ff.) zu einem frischen, begeisterten Anruf der Musen auf, von denen er die Unsterblichkeit des Ruhmes erhofft; wie man Kindern bittere Medizin versüsst, so fasst er auch die für manche etwas traurige Lehre in poetische Form. So beginnt auch das 2. Buch mit einer köstlichen Schilderung des Gefühls der Sicherheit, das den Geretteten oder Geschützten beschleicht beim Anblick von Gefahren anderer. Eine solche Wirkung will auch er hervorbringen, da die Menschen ja nur, wie die Kinder im Finstern, sich vor eingebildeten Gefahren fürchten. Dann wird der philosophische Faden weitergesponnen, die Entwicklung der Dinge aus der Atomenverbindung ausgeführt. Auch hier läuft manche hübsche Stelle unter, wo es der Dichter über den Philosophen davonträgt, so bei der Schilderung der Morgenröte (V. 144 ff.), der um ihr entrissenes Kälbchen klagenden Kuh (V. 352 ff.), der dem Untergange zueilenden Zeitverhältnisse (V. 1150 ff.). Das 3. Buch feiert enthusiastisch den griechischen Mann, der alle diese Weisheit ans Licht gebracht hat, Epicur; es folgt die Psychologie. Der Dichter unterscheidet Seele und Geist, die er aber beide für körperlich und daher für sterblich erklärt, womit er die Thorheit der Todesfurcht erwiesen zu haben glaubt. In rhetorischer Art lässt er den Gegner die Trauer des Abschiedes ergreifend entwickeln, wie auch die Lebensweisheit des fröhlichen Zechers, weist sie aber im Namen der Natur streng und überlegen zurück; der Tod ist ihm ein „Ziel, aufs innigste zu wünschen". In Gedanken und Bildern, die später Horaz, nur in viel anmutigerer, lebensfreudigerer Art wiedergegeben hat, redet er auf die Unzufriedenen ein, die schon hinieden ihre Hölle in sich tragen und nicht auf den Acheron zu warten brauchen; die Tantalus und Tityos, die Sisyphus und Danaustöchter laufen hier auf Erden umher (V. 931 ff.). Aber auch die gewöhnlichen Trostgründe verschmäht er nicht; ist doch der gute Ancus gestorben, der mehr war als du (V. 1023= Horaz od. 4, 7). Im 4. Buch wird vor allem die Erkenntnistheorie behandelt, die selbstverständlich auf den Sensualismus hinausläuft; zarte Bilder lösen sich ab von den Dingen und dringen in unsere Sinnesorgane ein, durch die uns allein wahre Erkenntnis vermittelt werden kann:

Quid maiore fide porro quam sensus haberi
Debet?*)

Es ist dies bekanntlich der folgenschwerste Irrtum des ganzen Systems. Am Schluss enthält das Buch eine scharfe Kritik der Geschlechterliebe, die uns einen Schluss verstattet auf die Gesinnung des Dichters, der sicherlich erst durch manche trübe Erfahrung in seinen öden Pessimismus hineingetrieben ist. Das 5. Buch beginnt wieder mit einem Preise Epicurs, den der Dichter in die Zahl der Götter versetzt, eine fragwürdige Ehre, da das System zwar die Existenz von Göttern inkonsequent zugab, aber ihre Beteiligung am Weltregiment leugnete. So widerstrebt immer der Dichter in Lucrez dem Philosophen. Es wird die Kosmologie, die Entstehung von Sonne, Mond und Sternen dargestellt; am Schluss wird die Kulturentwicklung der Menschheit abgehandelt, wo der Dichter wieder seiner Phantasie mehr die Zügel schiessen lassen kann (V. 925 ff.). Das 6. Buch endlich giebt ohne systematische Anordnung die Erklärung einiger auffallender physikalischer Erscheinungen, des Gewitters, der feuerspeienden Berge, der Nilanschwellungen u. s. w., und schliesst mit einer ergreifenden Darstellung der athenischen Pest. Das Gedicht zeigt viele Lücken und hat eine letzte Feile überhaupt nicht erfahren.

Die Wirkung des Lucrez auf die Nachwelt ist mehr eine formelle, als eine philosophische. Das Ziel, das er sich gesteckt hat, die Verbreitung der materialistischen Weltanschauung, erreichte er nicht. Aber seine bedeutenden Leistungen in sprachlich-metrischer Hinsicht haben sich die folgenden Dichter zu nutze gemacht, besonders Virgil und Horaz, wenn man auch die Vergleichung einzelner Stellen entschieden übertrieben hat; es war denn doch mehr Gemeingut, als manche Gelehrte glauben wollen. Seine Hexameter sind fliessender, als die seines Vorbildes Ennius, aber immer noch etwas eintönig und hart in den Einschnitten. Die Sprache zeigt ein archaisches Kolorit, was zu dem strengen Inhalt trefflich passt. Über die Schätzung des Menschen und Dichters gehen die Ansichten auseinander. Entschieden abzuweisen ist Schanz' Ansicht, der in Lucrez (und Catull) die grössten

*) Wem darf grösseren Glauben man schenken, als dem, was man wahrnimmt?

Dichter der Römer sieht, der sogar seinen Wahnsinn als Bürgschaft dafür ansieht, da die Grenze zwischen Genie und Wahnsinn nur gering sei. Nur innerlich gebrochene Dichternaturen sind der Geisteskrankheit verfallen; die Hypothese von der Verwandtschaft des Genies und Wahnsinns beruht auf den luftigen Spekulationen moderner Naturphilosophen von zweifelhafter Zuverlässigkeit. Aber allerdings ist der Wahnsinn des Lucrez nicht bedeutungslos für das Urteil des Kunstrichters, da er die von Haus aus fehlende Harmonie im Leben und Denken des Dichters bezeugt. Wenn man die wahrhaft schönen Stellen seines im ganzen ungeniessbaren Gedichtes herausgreift, so möchte man von ihm, wie von Hamlet, sagen: O welch ein edler Geist ward hier zerstört! Auch sonst hat dieser Pessimist unter den Dichtern eine gewisse Ähnlichkeit mit jener genialen Schöpfung Shakespeares; sein Grübeln, sein Abscheu gegen die That, seine Todessehnsucht, seine Melancholie lassen ihn als einen tief unglücklichen Menschen erscheinen, der in dem Stoffe seiner Dichtung sich ganz vergriff. Nicht nur widmete er sich der didaktischen Gattung, was ja auch andere gethan haben, sondern er wählte sich unter allen philosophischen Systemen dasjenige aus, das der Poesie wie ein Pol dem andern gegenübersteht, das die Welt des schönen Scheins in ein ödes Grau kleidet. Die Weisheit der materialistischen oder mechanistischen Weltanschauung ist immer nur das Produkt einer zerfallenden Kulturepoche. Der Dichter hat sich auch gehütet, die Konsequenzen zu ziehen; die Ethik Epicurs, die in der *ἀναλγησία* besten Falls zum Nirwana Schopenhauers führt, ist so gut wie ganz ausgelassen. Wie immer, so trifft auch Ribbeck hier das Richtige, wenn er dem ehrlichen Streben und der grossen Begabung des unglücklichen Mannes warme Anerkennung zollt.

Der Wert des Gedichts ist uns durch die ausgezeichnete kritische und exegetische Thätigkeit erhöht, die ihm Lachmann in seiner Ausgabe gewidmet hat. Wir geben im folgenden als Proben für die sprachlich-metrische Darstellung zwei Glanzstellen, den Eingang des 2. Buches und die Schilderung der ihres Jungen beraubten Kuh:

Suave, mari magno turbantibus aequora ventis,*)
E terra magnum alterius spectare laborem;
Non quia vexari quemquamst iucunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas quia cernere suave est:
Suave etiam belli certamina magna tueri
Per campos instructa, tua sine parte pericli:
Sed nil dulcius est, bene quam munita tenere
Edita doctrina sapientum templa serena,
Despicere unde queas alios passimque videre
Errare atque viam palantis quaerere vitae,
Certare ingenio, contendere nobilitate,
Noctes atque dies niti praestante labore
Ad summas emergere opes rerumque potiri.
O miseras hominum mentes, o pectora caeca!
Qualibus in tenebris vitae quantisque periclis
Degitur hoc aevi quodcumquest! Nonne videre
Nil aliud sibi naturam latrare, nisi ut, cui
Corpore seiunctus dolor absit, menti' fruatur
Iucundo sensu, cura semotu' metuque?
Ergo corpoream ad naturam pauca videmus
Esse opus omnino, quae demant cumque dolorem,
Delicias quoque uti multas substernere possint. —

---

*) Wenn auf dem weiten Meere die Winde die Fluten erregen,
Sieht es vom Lande sich schön auf der andren gefahrvolle Mühen;
Nicht als freuten wir uns, wenn jemand dem Unglück anheimfällt,
Sondern weil's schön auf Gefahren sich schaut, die uns selbst nicht bedrohen:
Schön auch ist uns der Blick auf des Krieges gewaltige Kämpfe,
Die auf dem Feld sich entfalten, hat selbst man Gefahr nicht zu fürchten:
Lieblicher aber ist nichts als wohlverwahrt zu verweilen
In jenen heiteren Tempeln, die Weiser Weisheit erbaut hat.
Kann man von dort doch herab auf andere sehen und schauen,
Wie allenthalben sie irren und weit umherschweifend suchen
Nach einem Wege durchs Leben; wie sie mit den Waffen des Geistes
Kämpfen, den Adel einsetzen, und Tag und Nacht ohn Ermüden
Arbeiten, um nur zur Macht zu gelangen und herrschen zu können.
O, wie arm bist du Menschengeist! Wie blind seid ihr Herzen!
In welcher Finsternis verbringt ihr so jedes Leben,
In wie grossen Gefahren ein jedes Alter! Du siehst nicht,
Dass die Natur nur das Eine laut fordert: wem Schmerz nicht den Körper
Quälet, soll heiteren Sinnes sich freu'n, von Furcht frei und Sorgen?
Also des Körpers Natur hat, seh'n wir, wenig nur nötig,
Das uns den Schmerz erst bannt, mag er sein wie immer er wolle,
Um dann vieles Vergnügen an seine Stelle zu setzen. —

Nam saepe ante deum vitulus delubra decora
Turicremas propter mactatus concidit aras,
Sanguinis expirans calidum de pectore flumen:
At mater viridis saltus orbata peragrans
Noscit humi pedibus vestigia pressa bisulcis,
Omnia convisens oculis loca, si queat usquam
Conspicere amissum fetum, completque querellis
Frondiferum nemus adsidueis, et crebra revisit
Ad stabulum, desiderio perfixa iuvenci,
Nec tenerae salices atque herbae rore vigentes
Fluminaque illa queunt summis labentia ripis
Oblectare animum solitamque avertere curam,
Nec vitulorum aliae species per pabula laeta
Derivare queunt animum curaque levare:
Usque adeo quiddam proprium notumque requirit.
Praeterea teneri tremulis cum vocibus haedi
Cornigeras norunt matres, agnique petulci
Balantum pecudes: ita, quod natura reposcit,
Ad sua quisque fere decurrunt ubera lactis.

Mit Lucrez pflegt Catull zusammen genannt zu werden; doch während jener auf Ennius zurückschaut, kündigt dieser das Heraufziehen der zweiten klassischen Blütezeit, das Zeitalter des Augustus, an. Während jener einsam aufragt, allein mit seinem

---

Oft stürzt unter dem Messer zusammen ein Kalb vor der Götter
Prunkenden Tempeln, vorm Altar, auf dem der Weihrauch hell lodert,
Und es quillt aus der Brust ein warmer Strom roten Blutes:
Aber vereinsamt durchirrt die Mutter die grünenden Wälder,
Und erkennet am Boden die Spur des gespaltenen Hufes,
Jedes Versteck absuchend, ob sie nicht irgendwo sähe
Ihr verlorenes Junge. Den Hain, der im Blätterschmuck pranget,
Füllt sie mit endlosen Klagen und kehrt oft zum Stalle dann wieder,
Weil nach dem Kinde die Sehnsucht ihr alle Ruhe geraubt hat.
Zarte Weiden und Gras, das vom Taue des Morgens noch blinket,
Und das Wasser des Bachs, das die Ränder der Ufer bespület,
Können sie nicht erheitern, nicht töten die zweifelnden Sorgen.
Auch der Anblick der Kälber, die sonst auf der Weide sich tummeln,
Können den Geist nicht zerstreun und die schweren Gedanken erleichtern:
So sehr sehnet sie sich nach dem, was ihr eigen sie wusste.
Ebenso kennen genau die zarten, meckernden Böckchen,
Ihre Mutter, die hörnergeschmückte, und fröhliche Lämmchen
Ihre blökenden Herden: so läuft, wie Natur es erfordert,
Immer ein jedes Geschöpf zu der Mutter milchspendendem Euter.

Grübeln und seinem Sehnen, gehört dieser einer Gruppe an, die man ganz richtig als die jungrömische Dichterschule bezeichnet hat. Wir haben ihrer schon bei Gelegenheit der neuattischen Richtung in der Beredsamkeit gedacht; wir haben auch ihren geistigen Führer, den Grammatiker Valerius Cato, erwähnt. Wie jene Redner, so tadelt Cicero auch diese Dichter, wenn er von den *νεώτεροι*, den cantores Euphorionis spricht (Tusc. 3, 45; ad Att. 7, 2), deren Spondiaci er namentlich rügt. Neue Ziele, neue Vorbilder wurden den zahlreichen Dichtern dieser Epoche gewiesen. Genauer Anschluss an die griechischen Originale, grösste Sauberkeit in sprachlichem und metrischem Ausdruck waren die Losung; die Vertreter des Alexandrinismus, vor allem der kunstreiche, gelehrte Callimachus, galten als Muster. Es war die Kleinmalerei, in der diese Spätlinge griechischer Poesie geglänzt hatten, das Epyllion mit interessanten Exkursen, das Epigramm mit seiner geistvollen Kürze, auch allerlei lyrische Nippsachen und jambische Spottverse. Glücklicher Weise beschränkte man sich doch nicht ganz auf diese höfische Rokoko-Poesie mit ihrer Gelehrsamkeit und ihren Künsteleien. Von den Alexandrinern gingen die Kühneren noch weiter auf die Dichtergrössen der klassischen Zeit zurück; schon erscheint die Äolierin Sappho in einer Nachbildung, schon verraten Glykoneen und Asklepiadeen Bekanntschaft mit der lesbischen Melik. Eine ganze Reihe von Dichtern wird uns genannt. Nächst ihrem Lehrer Cato steht der uns bereits bekannte Redner C. Licinius Calvus auch als Dichter in erster Reihe; vielleicht sind die Gedichte Dirae und Lydia, die wir unter den angeblichen Werken Virgils besprechen werden, hier einzureihen. Beissend waren die Spottverse des M. Furius Bibaculus, von denen ein auf Cato gedichtetes Liedchen vorher erwähnt ist. Das vielgerühmte Prachtwerk der ganzen Schule war die Smyrna des C. Helvius Cinna, der neun Jahre daran feilte. Diese übermässige Detailmalerei, sowie der Missgriff in der Wahl des hässlichen Stoffs, der unnatürlichen Liebe einer Tochter zu ihrem Vater, lassen uns den Verlust des Gedichts nicht sehr bedauern. Hierhin gehören auch C. Memmius und der Historiker Cornelius Nepos, endlich der Gallier P. Terentius Varro Atacinus, von dem uns ein bellum Sequanicum

und Satiren, die dem Horaz nicht gefielen (sat. 1, 10, 46), dem Titel nach bekannt sind. Aber für alle diese Verluste entschädigt uns reichlich die Erhaltung der Gedichte Catulls.

C. Valerius Catullus (87— ungefähr 54) aus Verona ist der grösste naive Dichter der Römer. Vermutlich früh nach Rom übergesiedelt, wurde er durch eine leidenschaftliche Liebe zum Dichter, nachdem er früher mehr der alexandrinischen Künstelei sich ergeben hatte. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Lesbia, die er besingt, die berüchtigte Clodia gewesen ist, die Schwester des P. Clodius, die Feindin Ciceros, die dieser besonders in seiner Rede pro Caelio übel mitgenommen hat. Das Verhältnis des Dichters zu der mit Qu. Cäcilius Metellus Celer verheirateten Frau umfasste mehrere Jahre (61—58?) und erfuhr manche Umwandlung; von Haus aus unsittlich, hat diese heisse Liebesglut, die bald in tödlichen Hass umschlug, das stürmische Herz des jungen Dichters früh verzehrt. Er, der alles so tief empfand, der untröstlich schon war über den Verlust eines Bruders, musste erfahren, dass die Geliebte seiner unwürdig sei, dass sie nicht nur dem Gatten, sondern auch ihm die Treue gebrochen habe. Es ist bekannt, dass die strahlende Schönheit (*Βοῶπις*) bald den beschimpfenden Beinamen Quadrantaria erhielt, der sie zur Dirne erniedrigte. Den köstlichen Liebesliedern folgten nun giftige Spottverse, wie denn überhaupt Catull nicht minder leidenschaftlich im Hass, wie in Liebe und Freundschaft war. Er zog, vielleicht um seinen Gram zu vergessen, 57 mit dem Prätor C. Memmius nach Bithynien, kehrte aber schon im nächsten Jahr unbefriedigt zurück; bei der Heimfahrt besuchte er seines tief betrauerten Bruders Grab in Troas. Nach seiner Rückkehr finden wir ihn bald in Rom, bald in seiner Vaterstadt Verona. Seine Vermögensverhältnisse waren nicht wohl geordnet, seine Stimmung durch die Entwicklung der politischen Verhältnisse getrübt. Mit furchtbarer Erbitterung bekämpfte er Cäsar und dessen Günstling, den Ingenieurgeneral Mamurra. Um so mehr ist es zu verwundern, dass es nach einer Mitteilung des zuverlässigen Sueton (Jul. 73) Cäsar gelang, den leidenschaftlichen Dichter zu gewinnen: Satis facientem eadem die adhibuit cenae hospitioque patris eius sicut consueverat uti perseveravit. Die

letzten Anspielungen der Gedichte weisen auf das Jahr 54 hin, in dem der Dichter gestorben zu sein scheint.

Seine 116 Gedichte sind vermutlich nach seinem Tode in der uns erhaltenen Ordnung herausgegeben worden. Die Widmung an Cornelius Nepos (1) gedenkt nur eines libellus, betrifft also nur einen Teil des Buches, vermutlich den, der nach dem 2. Gedicht auch der Passer Catulli genannt wird. Die Sammlung zerfällt in drei Teile. Der erste (1—60) umfasst die lyrischen Gedichte in verschiedenen Massen (Jamben, Hinkjamben, Hendekasyllaben, Priapeen u. s. w.), der zweite (61—68) die grösseren Werke, Epithalamien u. ä., der dritte (69—116) Gedichte in elegischem Versmass, meist spottenden Inhalts.

Die umfangreicheren Gedichte scheinen Catulls älteste Werke zu sein, da er hier ganz in den Bahnen der Alexandriner wandelt. Er zeigt sich früh als Meister des sprachlich-metrischen Ausdrucks, vergreift sich aber fast immer in der Wahl seines Stoffs und ist noch ganz Kunstdichter. So in dem Attis (63), der zunächst durch sein schwieriges Metrum, den Galliambus, einen durch *ἀνάκλασις* stark veränderten Jonicus a minore, auffällt (⏓⏓ –́ ⏑ ⏖́ ⏑ –́ – | ⏓⏓ –́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑ ⏓́). Es wird uns der an Wahnsinn streifende Enthusiasmus des Dienstes der Cybele, die Begeisterung des Attis, ihres Lieblings, und seine darauf folgende Reue mit vielem Kunstaufwand, aber ohne innere Beteiligung geschildert; es liegt ein schwüler, ungesunder Hauch über dem ganzen Gedicht. Ganz alexandrinisch ist auch das Epithalamium auf die Hochzeit des Peleus und der Thetis (64), dessen wichtigsten Bestandteil die Beschreibung einer Purpurdecke bildet (50—264), auf der die Geschichte der verlassenen Ariadne dargestellt war. Trotz mancher Schönheiten im einzelnen verdirbt, wie Mommsen ganz richtig bemerkt, die übermässige Ausdehnung des Exkurses, der noch dazu recht wenig zu einem Hochzeitsgedichte passt, die Wirkung des Epyllions, das mehr als Studie angesehen werden muss. Einen wohlthuenderen Eindruck macht das Epithalamium (62), das ohne Zweifel auch einem griechischen Vorbilde nachgedichtet ist, der Zug der Hochzeitsgesellschaft zum Hause der Neuvermählten, begleitet von Wechselgesängen der Jünglinge und Jungfrauen, mit dem Refrain: Hymen o Hymenaee, Hymen ades o

Hymenaee. Dagegen ist nicht mehr als eine Übersetzung des Callimachus das Gedicht auf die unter die Sterne versetzte Locke der Königin Berenice (66), das so recht in seiner künstlichen Geschraubtheit das Ungesunde dieser alexandrinischen Richtung charakterisiert. Das vorhergehende Gedicht enthält (65) die Widmung an den Redner Hortensius, beide in elegischen Distichen, die vorher erwähnten im daktylischen Hexameter, in dem, wie überhaupt bei den *νεώτεροι*, die *σπονδειάζοντες* auffallen. Recht wunderlich und unerfreulich schliesst sich das Wechselgespräch mit der Thür (67) an, das allerlei schmutzigen Stadtklatsch aus Verona verarbeitet; auch dies ist, wie alle folgenden Gedichte, in Distichen geschrieben. Ein schwieriges Problem bietet das 68. der höhern Kritik, die es um mannigfacher Widersprüche willen in drei selbständige Gedichte geschieden hat: 68a (1—40) schlägt einem Malius die Bitte um ein Gedicht ab und begründet die Absage mit der Trauer um den früh verstorbenen Bruder; 68b (41—148) feiert einen Freund Allius, der vielleicht mit jenem Malius identisch ist, weil er des Dichters Liebe einst begünstigt hat; diese wird weiter mit der Liebe der Laodamia zu Protesilaus verglichen, dessen früher Tod dann an Catulls Bruder erinnert; 68c endlich (149—160) scheint wieder eine volle Selbständigkeit zu beanspruchen, da hier Allius direkt angeredet wird, während im vorigen von ihm nur in dritter Person gesprochen wurde; es war wohl das Begleitschreiben für die poetische Gabe. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die schwierige Frage nach der Einheit des Gedichts zu beantworten; der dichterische Wert ist nicht hoch zu veranschlagen, besonders wenn man die künstliche Komposition des mittleren Stücks, wo die Teile genau mit einander korrespondieren, vergleicht (so 51—69 und 135—148, 70—72 und 131—134, 73—74 und 129—130). Das ist nicht Kunst, sondern Künstelei, und so finden sich auch im einzelnen vielfach dunkle Andeutungen, die sich unserer Auslegung entziehen. Um so herrlicher ist das Hochzeitsgedicht (61), in dem Catull die Vermählung eines Manlius Torquatus mit einer Vinia feiert. Hier hat er sich gänzlich frei gemacht von den Fesseln des Alexandrinismus, da er weder durch mythologische Anspielungen noch durch antiquarische Gelehrsamkeit lästig fällt.

Er steht auf dem Boden der altväterlichen Sitte, wie sie sich in dem Hochzeitszug, in den Scherzreden der Jünglinge, in der gesunden, derben Lebensanschauung bezeugt. Griechisch ist nur das aus Glykoneen und je einem Pherekrateus bestehende Metrum, der Anruf des Hymen und wenige Anspielungen. Die Ausführung im einzelnen entzückt jedes unverbildete Gemüt, da alles naiv empfunden und frisch wiedergegeben ist, so die Hindeutung auf den erhofften Kindersegen:

Torquatus volo parvulus
Matris e gremio suae
Porrigens teneras manus
Dulce rideat ad patrem
Semhiante labello.*)

Damit haben wir den Übergang gefunden zu der Gattung von Liedern, die Catulls Ruhm begründet haben. Denn nicht der Kunstdichter des Attis und der Epithalamien ist in ihm gefeiert worden, sondern der naive Dichter, der seine Liebe und seinen Hass, seine Freude und seinen Kummer, seine Weinseligkeit und Sterbenssehnsucht hinaustönt in die Welt, unbekümmert um Aufbau und Kunstmittel. Zum ersten und einzigen Male (mit Ausnahme vielleicht des Plautus, in dem eine verwandte Ader schlug) ward Rom ein naives Genie geschenkt, das zwar nicht zur vollen Reife gelangte, das aber des Schönen genug geschaffen hat. Die Liebe hat ihn zum Dichter gemacht, die Liebe hat ihn zu Grunde gerichtet; auch an ihm bewährte sich Goethes Spruch:

Dass die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Auch ist nicht alles gleichwertig in seinen Liedern, nebst manchem Goldkorn viel Spreu. Wir unterscheiden solche, in denen er Natur und Wein, Freundschaft und Liebe feiert; zuletzt soll seiner Spottlieder gedacht werden.

---

*) Mag ein kleiner Torquatus einst
Sitzen auf seiner Mutter Schoss,
Mag dem Vater die kleine Hand
Er hinstrecken und lächeln süss
Halbgeöffneten Mündchens.

Er gedenkt nach der objektiven Eigenart des naiven Dichters nicht oft der Natur in ihren Wandlungen, aber ab und zu bricht doch die reine Empfindung für das Glück des Wanderlebens, des Umherschweifens in der Ferne hervor, so in dem schönen Liede (45), das an seine asiatische Reise erinnert:

Iám ver égelidós refért tepóres,
Iam caeli furor aequinoctialis
Iucundis zephyri silescit auris.
Linquantur Phrygii, Catulle, campi
Nicaeaeque ager uber aestuosae:
Ad claras Asiae volemus urbes.
Iam mens praetrepidans avet vagari,
Iam laeti studio pedes vigescunt.
O dulces comitum valete coetus,
Longe quos simul a domo profectos
Diversae variae viae reportant.*)

Dahin gehören die Gedichte, welche die Heimkehr feiern, das eine weiht in Jamben ein Abbild seines Schiffes, der „Bohne", den rettenden Göttern (4), das andere begrüsst in überschwenglichem Jubel die traute Heimat, die Halbinsel Sirmio im Gardasee (31). Trinklieder haben wir nicht viel von ihm, eins allerdings, das an tollem Übermut, an fröhlicher Ausgelassenheit keinem nachsteht (27):

Mínistér vetulí puér Falérni
Inger mi calices amariores,
Ut lex Postumiae iubet magistrae,
Ebriosa acina ebriosioris.**)

---

*) Jetzt bringt wieder der Lenz uns milde Wärme,
Jetzt wird still die Gewalt der Winterstürme
Vor der westlichen Winde holdem Wehen.
So verlass denn, Catull, jetzt Phrygiens Fluren
Und des heissen Nicäas reiche Felder:
Eile zu den berühmten Städten Asiens.
Jetzt sehnt ahnend das Herz sich frisch zu wandern,
Jetzt drängt fröhlich der Fuss zu neuer Reise:
Traute Schaar der Gefährten, lebe wohl nun;
Die zusammen die weite Reise machten,
Führen wieder nach Haus getrennte Wege.

**) Der den alten Falernerwein du schenkest,
Schenk voll herberen Weines mir den Becher,
Wie's Postumias Wille dir gebietet,
Da sie trunkener als die trunkne Beere.

At vos quo lubet hinc abite, limphae
Vini pernicies, et ad severos
Migrate: hic merus est Thyonianus.

Eifriger huldigt er der Freundschaft; mit überströmender Zärtlichkeit besingt er seine Freunde, so den Verannius bei seiner Rückkehr (9):

Veranni, omnibus e meis amicis
Antistans mihi milibus trecentis,
Venistine domum ad tuos penates
Fratresque unanimos senemque matrem?
Venisti. O mihi nuntii beati!
Visam te incolumem audiamque Hiberum
Narrantem loca, facta, nationes,
Ut mos est tuus, applicansque collum
Iucundum os oculosque saviabor.
O quantum est hominum beatiorum,
Quid me laetius est beatiusve?*)

Das Gedicht ist von unsäglichem Reize, so ganz aus dem Herzen kommend und daher zu Herzen gehend. Ebenso feiert er den Calvus, selbst wenn er ihm schlechte Verse schickt (14, 50, 53), und Camerius (55). Mit ironischem Überschwang begrüsst er, der schlechteste Dichter, M. Tullius, den grössten Redner und Sachwalter (49). Die Gedichte litterarischen Inhalts (z. B. 35, 95, 96) erinnern sogar ein wenig an das Zusammenhalten der Clique, um zu schweigen von den Spottliedern auf feindliche Dichter und Dichterlinge. Aber keiner Gottheit opfert er lieber, als der

---

Aber geh du, wohin du willst, du Wasser,
Weinverderber! Geh fort zu Wassertrinkern:
Hier giebt's rein nur den heitren Trank des Bacchus.

*) Mein Verannius, liebster meiner Freunde,
Mir viel teurer, denn hunderttausend andre,
Bist Du endlich gekommen in die Heimat
Zu den Brüdern und zu der greisen Mutter?
Du bist da. Sei willkommen traute Kunde!
Sehen soll ich gesund dich, viel vernehmen
Von der Spanier Lande, Thaten, Stämmen,
Da Du willig erzählst; mich neigend soll ich
Küssen dürfen des Freundes Mund und Auge.
Giebt's denn noch einen Glücklichern auf Erden?
Giebt's mehr Freude und Glück als mir beschieden?

lieblichen Venus. Kein römischer Dichter hat so innig die süssen Geheimnisse des Herzens besungen, wie Catull in dem köstlichen Wechselsang des Septumius und der Acme (45), der so ganz an das carmen amoebaeum des Horaz erinnert und doch so grundverschieden ist:

Ácmen Séptumiús suós amóres
Tenens in gremio 'mea' inquit 'Acme,
Ni te perdite amo atque amare porro
Omnes sum adsidue paratus annos
Quantum qui pote plurimum perire,
Solus in Libya Indiaque tosta
Caesio veniam obvius leoni.'
Hoc ut dixit, Amor, sinistra ut ante,
Dextra sternuit adprobationem.
At Acme leviter caput reflectens
Et dulcis pueri ebrios ocellos
Illo purpureo ore saviata
'Sic' inquit, 'mea vita Septumille,
Huic uni domino usque serviamus,
Ut multo mihi maior acriorque
Ignis mollibus ardet in medullis.'
Hoc ut dixit, Amor, sinistra ut ante,
Dextra sternuit adprobationem.
Nunc ab auspicio bono profecti *)

*) Hielt Septimius einst sein Liebchen Akme
Auf dem Schosse: „Mein Schätzchen," sprach er, „Akme,
Wenn ich dich nicht zum Sterben liebe, nicht dich
Ferner ewig zu lieben fest gewillt bin,
Wie nur irgend einmal ein Mensch geliebt hat,
Mag in Libyen und im heissen Indien
Einsam ich eines Löwen Blick begegnen".
Sprachs. Da nieste zum günstgen Zeichen Amor
Zu des Liebenden Worten die Bestätgung.
Akme bog aber leicht das Haupt hinüber,
Küsste heiss des Geliebten trunkne Augen
Mit dem herrlichen purpurglühnden Munde;
„Gut so," sprach sie, „mein Leben, Septimillus,
Beide wollen wir diesem Herrn stets dienen;
Glüht mir doch noch weit mehr und noch viel heftger
Liebesfeuer im zartgestimmten Herzen".
Sprachs; da nieste zum günstgen Zeichen Amor
Zu der Liebenden Worten die Bestätgung.
Jetzt nun, freudig vertraund dem günstgen Zeichen

Mutuis animis amant amantur.
Unam Septumius misellus Acmen
Mavult quam Syrias Britanniasque:
Uno in Septumio fidelis Acme
Facit delicias libidinesque.
Quis ullos homines beatiores
Vidit, quis Venerem auspicatiorem?

Hierhin gehören die Lesbialieder, die man chronologisch zu ordnen versucht hat, wiewohl das Missliche eines solchen Versuches auf der Hand liegt. Wir haben Gedichte, die um sie werben, andere, die sich ihrer Liebe rühmen, endlich solche, die Misstrauen, Verzweiflung, ja Verachtung bezeugen. In die ältere Zeit gehört das vielbelobte Gedicht auf den toten Sperling (3), sehr anmutig in seiner neckischen Parodie des θρῆνος. Von seinem Liebesglück mag eine Probe selbst Zeugnis ablegen (7):

Quáeris, quót mihi básiátiónes
Tuae, Lesbia, sint satis superque.
Quam magnus numerus Libyssae arenae
Laserpiciferis iacet Cyrenis,
Oraclum Iovis inter aestuosi
Et Batti veteris sacrum sepulcrum,
Aut quam sidera multa, cum tacet nox,
Furtivos hominum vident amores,
Tam te basia multa basiare*)

Schwelgen sie nur in Lieb' und Gegenliebe.
Will der arme Septimius doch die eine
Akme lieber als Syrien und Britannien:
Und verschwendet doch die getreue Akme
An den einen Septimius Lust und Liebe.
Wer sah schon einmal glücklichere Menschen,
Wer schon Liebe, die bessre Weihe hätte?

*) Fragst mich, Lesbia, wie viel Küsse du mir
Geben müsstest, bis dass ich gnug dran hätte.
Zähl' die Sandkörner in der Wüste Libyens
Bei der silphiumreichen Stadt Cyrene,
Von des Juppiter glühendem Orakel
Bis zum heiligen Grab des alten Battus;
Oder zähle die Stern' in stillen Nächten,
Die der Menschen verstohlne Liebe sehen:
Soviel Küsse muss ich dir erst abküssen,

Vesano satis et super Catullost,
Quae nec pernumerare curiosi
Possint nec mala fascinare lingua.

Aber nicht minder stürmisch sind seine Klagen um das bald entschwundene Glück, wenn er sich selbst anspricht und zur Entsagung auffordert (8):

Misér Catúlle, désinás inéptíre,
Et quód vidés perísse pérditúm dúcas.
Fulsere quondam candidi tibi soles,
Cum ventitabas quo puella ducebat
Amata nobis quantum amabitur nulla.
Ibi illa multa tum iocosa fiebant,
Quae tu volebas nec puella nolebat.
Fulsere vere candidi tibi soles.
Nunc iam illa non vult: tu quoque, inpotens, noli,
Nec quae fugit sectare, nec miser vive,
Sed obstinata mente perfer, obdura.
Vale puella. Iam Catullus obdurat,
Nec te requiret nec rogabit invitam:
At tu dolebis, cum rogaberis nulla.
Scelesta, vae te! quae tibi manet vita!
Quis nunc te adibit? cui videberis bella?
Quem nunc amabis? cuius esse diceris? *)

Eh' genug hat Catulls verzehrnde Liebe:
Die solln Neugierge nimmer zählen können,
Nie mit Zauber behaften böse Zungen.

*) Unglücklicher Catull, so lass doch die Thorheit,
Und was verloren ist, verloren gieb du's auch.
Einst gab es eine Zeit, da dir das Glück lachte,
Wenn gern du kamst, wohin dein Mädchen dich lockte,
Und deine Liebe sie vor andern beglückte.
In froher Neckerei vergingen die Stunden,
Wie's gern du sahst und auch nicht ungern dein Mädchen:
Fürwahr, es gab die Zeit, da dir das Glück lachte.
Jetzt will sie nicht mehr; lass auch du denn dein Lieben;
Jag' nicht dem Fliehnden nach; sei drum nicht unglücklich!
Mit Würde trag's, mit festem Sinne; sei standhaft.
Ade jetzt, Mädchen! Nun wird dein Catull standhaft,
Wird nicht dich wider Willen suchen und bitten:
Doch du wirst's fühlen, wenn dich niemand mehr bittet.
Du Schlechte, weh dir! welches Leben bleibt nun dir!
Wer wird noch zu dir kommen, wen dein Reiz fesseln?
Wen wirst du jetzt noch lieben? wer wird dich mögen?

Quem basiabis? cui labella mordebis?
At tu Catulle, destinatus obdura.

Der Kampf zog sich lange hin, bis Catull sich von der Unwürdigkeit der einst Heissgeliebten überzeugte. Er hat den Zwiespalt seines Herzens in unübertrefflicher Kürze einst selbst bezeichnet (85):

Odi et amo. Quare id faciam, fortasse requiris.
Nescio, sed fieri sentio et excrucior.*)

„In einem Distichon ein ganzes Menschenleben“, wie M. Haupt feinsinnig bemerkt hat. Daneben finden sich Liebesgedichte leichtern Gehalts, vor allem aber Neck- und Spottverse derbster Art, in denen die italische Schärfe mit urwüchsiger Deutlichkeit hervorbricht. Schlechte Dichter, ungetreue Kameraden, leichtsinnige Schönen, politische Gegner, alle bekommen ihr vollgemessenes Teil. Ja, oft mehr als das. Uns wird nicht wohl bei dieser Massivität, die sich nicht selten so weit vergisst, bis zur Unflätigkeit herabzusinken. Und dicht daneben Lieder von tiefer Empfindung und zartem Ausdruck, so die kostbare Übersetzung einer Ode der Sappho (51) und der Hymnus auf Diana (34). Hübsch ist auch die Verspottung des Sprachreinigers (84), der sich gross dünkt, wenn er hinsidiae sagt, und die Verhöhnung des Dichterlings Mamurra (105), den die Musen mit Mistgabeln vom Helicon herabstossen. Und alles dies, das in seiner Ausdehnung das Gesamtregister menschlicher Empfindung umfasst, in trefflichster Ausführung, Sprache und Metrum dem Inhalt wohl angepasst. Wir finden ausser den daktylischen Reihen jambische Masse, vor allem den Hinkjambus, Logaöden, unter denen der Hendecasyllabus hervorragt, aber auch schon die sapphische Strophe und die sehr kunstvollen Ionici.

Catull ist von der Nachwelt viel gelesen, doch wird er weder von Ovid als Elegiker noch von Horaz als Lyriker voll anerkannt, weil er eben nur der erste in diesen Gattungen gewesen ist, den die Späteren durch technische Vollendung übertroffen zu haben

---

Wen wirst du küssen? wem die Lippen wund beissen?
Doch du, Catull, bleib festen Sinnes; sei standhaft.

*) Liebe wie Hass sind in mir. Warum? so möchtest du fragen.
Weiss es nicht, aber ich fühl's und ich bin unglücklich drum.

glaubten. Besonders schätzen ihn Martial, der ihn im Hinblick auf seine alexandrinische Richtung doctus nennt, und der jüngere Plinius. Von den Neueren rühmt der englische Historiker Macaulay: „The simplicity, the pathos, the perfect grace, which I find in the great Athenian models, are all in Catullus, and in him alone of the Romans". Riese vergleicht ihn mit unserem Bürger, und Schanz nennt ihn und Lucrez die grössten Dichter der Römer. Das Urteil des Engländers, der ihn gewissermassen als den Griechen unter den Römern feiert, ist abzulehnen. Was ist Griechheit? Schiller antwortet:

Griechheit, was war sie? Verstand und Mass und Klarheit!

Nun ist Klarheit bei Catull stets zu finden, Verstand nicht immer, Mass nie. Viel mehr trifft der Vergleich mit Bürger, dem Dichter der Leonore, zu; hier wie dort eine gottbegnadete Dichterseele, aber kein Charakter. Der Mensch in Catull weist viele Schwächen auf; sein unbändiges Schelten, auch bei geringer Veranlassung, die Schwäche, mit der er jeder Laune seines „Herzchens" nachgiebt, der Mangel an Festigkeit, wenn er heute Cäsar auf den Tod anfeindet, morgen sich mit ihm verträgt und bei ihm speist. Aber was den Menschen in unseren Augen niederdrückt, das hebt ihn als Dichter, seine Empfänglichkeit für äussere Eindrücke, die Zartheit seines Herzens. Wir haben zwei, vielleicht drei Stadien in seiner Entwicklung scharf zu unterscheiden. Er begann als gelehriger Schüler der Alexandriner und hat als solcher Achtbares, aber nichts Grosses geleistet. Ein starkes Gefühl, die selig-unselige Liebe zur Lesbia, riss ihn aus den Banden der Schule, und nun strömt über, was das Herz nicht bei sich behalten kann. Er bleibt in der metrischen Form den griechischen Vorbildern treu, aber im Inhalt ist er ganz selbständig. Das beweist schon das Hochzeitslied für Torquatus, das bereits ganz Original, vielleicht sein schönstes Werk ist. Das beweist auch der Umstand, dass uns Parallelstellen aus der griechischen Lyrik nicht erhalten sind; es ist das kein Zufall, da wir für Horaz ja eine ganze Anzahl haben. In diesen Liedern ist er naiver Dichter nach Schillers Terminologie, Gelegenheitsdichter im besten Sinne des Wortes. Diese Lieder dürfen sich den Schöpfungen des jungen Goethe zur Seite stellen; allerdings sind

es nicht viel an Zahl. Ihm fehlte die Schöpferkraft, die aus gesundem Herzen quillt, die Willenskraft, die durch ein Bekenntnis der Schuld sich erleichtert und zu neuen Werken eilt. Endlich kann noch ein drittes Stadium der Entwicklung für Catull angenommen werden, die Schelt- und Strafgedichte, die offenbar in die letzte Zeit seines Lebens fallen. Die mannigfachen Enttäuschungen, die ihm zu teil geworden waren, verdüsterten seine Stimmung, sodass er sich immer tiefer in Ingrimm und Wut hineindichtete. Er konnte von diesen Produkten mit unserm Walther sagen:

Ich war so voll Scheltens, dass mein Atem stank.

So ist er früh gestorben, ein strahlendes, aber bald verlöschendes Meteor. Ob man ihn den grössten Dichter der Römer nennen darf, steht dahin; jedenfalls war er ihr grösster naiver Lyriker, weit mehr ein Römer als ein Grieche, da ihm mehr das acetum Italum eigen war als die *σωφροσύνη*. Seine Werke, die in einem verloren gegangenen Veronensis erhalten waren, sind von Lachmann, Schwabe, besonders aber mit ausgiebigen Anmerkungen von Riese herausgegeben worden; übersetzt sind sie von Paul Heyse und Westphal. —

Über die gleichzeitige Dramenlitteratur, die Atellana und den Mimus, haben wir bereits im vorigen Abschnitt gehandelt. Wir stehen nun am Schluss der ersten Blütezeit, die für die Prosa bereits durch Cicero heraufgeführt, für die Poesie durch Catull vorbereitet ist. Es ist das Geheimnis der schönen, anmutigen Form, das beide im Anschluss an griechische Vorbilder, aber ohne Verletzung nationaler Selbständigkeit ihren Landsleuten erschlossen haben. Denn die Form ist es vor allem, die der Litteratur ihre höhere Weihe aufprägt, nicht der Inhalt, der nur den hastigen, stofffreudigen Leser befriedigt. Die Form verleiht dem Schriftwerk den Rang, da der Inhalt meist zufällig ist und stets bald veraltet. Wie es für den Kunstrichter gleichgültig ist, ob die Liebeslieder Catulls einer Unwürdigen galten, so berührt es ihn auch wenig, dass Cicero nicht immer die bessere Sache vertrat, dass seine gelehrten Schriften bald in ihren Resultaten überholt und vielfach widerlegt sind. Es ist daher das Urteil von Schanz, dass bei Cicero „die schöne anmutige Form über

innere Hohlheit Jahrhunderte hindurch wegtäuschen" konnte, abzuweisen. Selbst wenn seine philosophischen Schriften „keinen Denker befriedigen können", was allerdings zuzugeben ist, so enthalten diese, wie seine rhetorischen Werke, seine Reden und Briefe, so viel des Schönen und Guten, dass der Kunstrichter sein volles Genüge findet, wenn auch der Gelehrte widerspricht. Cicero war weder Gelehrter noch Staatsmann, sondern der Bildner seines Volkes und dadurch der Lehrer der Menschheit; er hat die schöne, anmutige Sprachform geschaffen, und darum heisst der erste Abschnitt der klassischen Zeit nach seinem Namen. Mit Recht ruft ihm Herder in seinen Ideen zu: „Deine Schwachheiten hast du gnug gebüsset in deinem Leben; nach deinem Tode erfreuet man sich deines gelehrten, schönen, rechtschaffenen, edeldenkenden Geistes und lernt aus deinen Schriften und Briefen dich, wo nicht verehren, so doch hochschätzen und dankbar lieben."

Das Zeitalter des Augustus.

Die Schlacht bei Actium 31 entschied in letzter Instanz den greuelvollen Kampf um das Erbe Cäsars; sie beseitigte endgültig die seit einem Jahrhundert im Todeskampf liegende libera respublica, das Regiment des Senats, und begründete die unumschränkte Alleinherrschaft, deren weltgeschichtliche Aufgabe es war, die griechisch-römische Kultur über die Länder des Mittelmeerbeckens zu verbreiten und so die alte Welt für die Aufnahme des christlichen Heilsgedankens vorzubereiten. Auf ihren Trümmern erhoben sich die kurzlebigen Reiche der Germanenkönige, bis aus dem kräftigen Frankenstaate das heilige römische Reich deutscher Nation hervorging, welches das grosse Erbe des klassischen Altertums den Nachkommen bewahrte. Der Begründer der römischen Monarchie war Julius Cäsar Octavianus, seit 27 Augustus, nach dem die zweite Blütezeit der römischen Litteratur benannt wird.

Cäsar Octavianus betrat als Jüngling von 19 Jahren die politische Bühne; mit 20 Jahren Konsul, mit 21 Jahren Herr des Westens, mit 32 alleiniger Beherrscher des imperium Romanum,

hat er 45 Jahre lang das Regiment klug und erfolgreich geführt. An genialer Begabung seinem Adoptivvater nicht gewachsen, verstand er es doch trefflich, sich selbst zu beherrschen und dadurch andere zu regieren. Sittliches Bedenken wandelte ihn noch weniger an, als seinen Vorgänger; er gab den Bundesgenossen preis, wenn es sein Vorteil verlangte. Aber er wusste sich stets zu bescheiden und strebte nur das Erreichbare an, indem er das Wesen dem Schein, die Macht dem Titel vorzog. Die Klippe, woran Cäsar gescheitert war, vermied er klüglich. Er war kein Feldherr, aber ein klug berechnender Staatsmann und ein vortrefflicher Organisator, der die schwerere Kunst, das Erworbene zu erhalten, besser verstand, als die, zu erwerben. Als Mensch nicht frei von schweren Fehlern, war sein ἦθος doch ein *χρηστόν,* um mit Aristoteles zu sprechen: er war keineswegs ein Tyrann im gewöhnlichen Sinn des Wortes, bereit, zu verzeihen, namentlich in späteren Jahren, und fähig, auch eine abweichende Meinung zu ertragen. Dass ihn das Unglück seiner Familie am Ende seiner Tage verbitterte, ist menschlich und verzeihlich. In einer Hinsicht war er sogar Cäsar überlegen. Im Gegensatz zu dessen verstandesmässiger Nüchternheit hatte August ein volles Verständnis für die veredelnde Wirkung der Poesie. Er sah in ihr nicht nur ein instrumentum regni, sondern auch den besten Ersatz, den höher gerichtete Geister für die Einschränkung des öffentlichen Lebens finden konnten. Von seiner und seiner Nachfolger politischen Thätigkeit hat Mommsen im 5. Band seiner römischen Geschichte, dem reifsten, vorurteilsfreisten seines Werks, an der Hand der überlieferten Thatsachen ein treffliches Bild entworfen; von seiner Einwirkung auf die Entwicklung der Poesie hat die Litteraturgeschichte zu berichten.

Es ist ungerecht, wenn man in dieser Thätigkeit des Herrschers und seiner Vertrauten nur das künstliche Heranzüchten einer Hofpoesie hat sehen wollen. Anders urteilte unser Schiller, der es bitter beklagt:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst.

Wir rühmen, was der Dänenkönig Friedrich an Klopstock, was Karl August an den Seinen, was die Rovere und Medici an Raffael und Michelangelo gethan haben, und es gereicht dem grossen Friedrich wahrlich nicht zum Ruhme, dass er einen Lessing von sich stiess. Und durch die taktvolle Freigebigkeit des Augustus, Mäcenas, Pollio, Messalla soll die Litteratur „teils eingeengt, teils zum instrumentum regni herabgewürdigt“ sein? Diese Auffassung, die sich in dem ausgezeichneten Werke von Teuffel-Schwabe (S. 458) findet, muss, als einseitig und nur auf Tacitus' parteiischen Bericht begründet, entschieden zurückgewiesen werden. Es war nur natürlich, dass der Übergang aus einer 500jährigen Verfassung in eine entgegengesetzte Staatsform vielfache Missstände mit sich führte, dass die Loyalität gegen den Herrscher und sein Haus, die uns ein teures Erbgut unserer Väter ist, in Rom oft die hässlichen Züge der Augendienerei annahm. Die Litteratur hat nicht darunter gelitten. Weder Virgil noch Horaz sind schmeichelnde Hofdichter gewesen im Sinne eines Corneille oder Opitz, und Livius und Tacitus sind vor keinem Vorwurf mehr gesichert, als vor dem der Schmeichelei. Auch die zunehmende Entfernung der Dichter von dem grossen Haufen darf nicht befremden. Es ist unverständlich, wenn der vorher erwähnte Kunstrichter in Horazens „Odi profanum volgus“ eine gespreizte Missachtung des Volkes sehen will. Weder Goethes Iphigenie noch Schillers Wallenstein sind fürs Volk geschrieben, und es wäre leicht, den Gedanken des Horaz bei unsern grössten Dichtern nachzuweisen. Wozu frommt es, Zustände herbeizuwünschen, die nur auf der Stufe der einfachsten Kultur möglich und wünschenswert sind? Die homerischen Lieder sind sicherlich für alle Griechen geschrieben und die Nibelungen für alle Deutschen. Auch wird das Volkslied und die volkstümliche Predigt stets, selbst auf der Stufe hoher Kultur, allen Volksgenossen verständlich und teuer sein. Aber daneben wird und muss sich eine Litteratur entwickeln, die sich nur an eine engere Gemeinde wendet, an die geistigen Führer des Volkes. Für sie hat ein Plato bereits seine Dialoge geschrieben, für sie ist die Poesie der goldenen Latinität gedichtet.

Doch die Gönner waren selbst schriftstellerisch thätig. Bevor wir auf die Dichter eingehen, lassen wir jene an unserem Auge vorüberziehen.

Das Wichtigste, was **Augustus** für die schönen Künste that, war die endliche Herbeiführung des Friedens, der den geplagten Völkern wie ein Geschenk des Himmels erschien. Die Pax Augusti wurde ein fester Begriff, dessen oft Erwähnung geschieht; denn dies Kaiserreich war wirklich der Friede. Es ist buchstäblich wahr, was Horaz in einer seiner schönsten Oden feiert (4, 5):

Tutus bos etenim rura perambulat,
Nutrit rura Ceres almaque Faustitas,
Pacatum volitant per mare navitae,
Culpari metuit Fides.*)

Bald nach Beendigung der schweren Kriege traf Augustus mehrere Anordnungen, die segensreich auf das Emporblühen der Poesie einwirkten. Nach dem Vorgang des Asinius Pollio gründete er zwei öffentliche Bibliotheken, eine von ihnen im Tempel des palatinischen Apollo, und machte den grössten Gelehrten Roms, M. Terentius Varro, zu ihrem Verwalter. Er zeichnete die Dichter durch Geschenke und freundliche Zuschriften aus und liess nicht ab, sie zu neuen Werken anzuspornen; so verdanken wir seiner Anregung das carmen saeculare, das 4. Odenbuch und eine Epistel des Horaz. Dabei war er uneigennützig genug, selbst eine ablehnende Antwort geduldig zu ertragen, wofür sein uns erhaltener Brief an Horaz ein ausreichender Beweis ist. Auch den Livius liess er es nicht entgelten, als dieser in seinem Geschichtswerk des Pompejus Partei ergriff. Wenn er den Ovid verbannt hat, so traf das wahrlich nicht den Dichter, sondern den unbequemen Mitwisser eines ärgerlichen Skandals. Der Herrscher erschien selbst bei den recitationes, in denen nach dem Vorgang Pollios die Dichter ihre neuen Werke vortrugen. So erwachte bald ein reges litterarisches Leben; die ästhetische Unterhaltung verdrängte die politische, das otium trat an die Stelle des negotium. Auch der

---

*) Sicher wandelt das Rind jetzt wieder durch die Flur,
Ceres segnet das Land, reich macht es Fruchtbarkeit,
Friede herrscht auf dem Meer, wo auch der Schiffer fährt,
Treue meidet mit Scheu die Schuld.

Buchhandel kam empor; wir wissen aus Horaz (ep. 1, 20), dass die Sosii ein Verlagsgeschäft betrieben. Aber Augustus hat nicht bloss die Litteratur gefördert, sondern auch selbst bereichert, wie er denn eine vorzügliche Bildung genossen hatte. Sueton (Aug. 85) erwähnt ein Buch Sicilia in Hexametern, frivole Epigramme, einen dramatischen Versuch Ajax, dessen Held sich aber, wie der Verfasser witzig bemerkt, in den Schwamm, nicht in das Schwert stürzte, ferner Denkwürdigkeiten, hortationes ad philosophiam u. a. Uns sind nur einige Briefstellen erhalten, die alle einen jovialen, liebenswürdigen Sinn verraten, und eine umfangreiche Inschrift, das sogenannte Monumentum Ancyranum, ein Rechenschaftsbericht, den Augustus kurz vor seinem Tode über seine persönlichen Erlebnisse, seine Einrichtungen und Thaten ablegte. Diese in griechischer und lateinischer Sprache verfasste und ursprünglich weit verbreitete „Königin der Inschriften" ist in Kleinasien 1861 aufgefunden und von Mommsen in musterhafter Weise herausgegeben worden (Rerum gestarum divi Augusti squ.).

Augustus hatte das Glück aller ausgezeichneten Herrscher, treffliche Freunde und Diener zu haben, die ihn namentlich in der Förderung der geistigen Interessen verständnisvoll unterstützten. Nur kurz mag M. Vipsanius Agrippa erwähnt werden, der Feldherr und Schwiegersohn des Kaisers (Horaz od. 1, 6), der die erste Weltkarte im Porticus Polae aufstellen liess und auch geographische Schriften verfasst hat, die der ältere Plinius erwähnt. Neben ihm verdient den Ehrenplatz C. Cilnius Mäcenas, dessen Name im Sprichwort verewigt ist. Von vornehmer Geburt, klug, aber nicht ehrgeizig, ein bequemer Lebemann, doch ein Verehrer der Dichtung, hat er es vorgezogen, als einfacher Privatmann seinem kaiserlichen Herrn und Freunde zur Seite zu stehen. Er hatte den Mut der Freundschaft, wenn er jenem offen gegenüber trat, so mit dem berühmten Worte: Surge tandem, carnifex! Was er an den Dichtern gethan hat, an Virgil und Varius, vor allem an Horaz, das empfanden schmerzlich spätere Geschlechter; so Martial, wenn er wehmütig ausruft:

Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones.*)

*) Giebt's nur Mäcene, mein Flaccus, so wird's an Maronen nicht fehlen.

Dabei war er selbstlos, wie sein Herr, und verstand es, selbst eine ernsthafte Absage verständig hinzunehmen, wie das schönste Gedicht Horazens (ep. 1, 7) beweist. Seine eigene Schriftstellerei ging nicht über das Mass des gebildeten Dilettanten hinaus; allerhand Nichtigkeiten nach bekannten Mustern. Um so höher ist die Bedeutung des Kreises von schönen Geistern zu schätzen, die er um sich zu versammeln verstand. Das iter Brundisinum Horazens (sat. 1, 5) giebt uns eine Vorstellung von dem liebenswürdigen, angeregten Treiben an diesem Musenhofe, der, wie Horaz zu beteuern nicht müde wird, sich gänzlich fernhielt von politischen Kabalen und persönlichen Intriguen (sat. 1, 9). Einen anderen Mittelpunkt bildete M. Valerius Messalla Corvinus (Horaz od. 3, 21), der, ursprünglich auf Seite des Brutus, später seinen Frieden mit Octavian machte. Das Corpus der unter dem Namen Tibulls erhaltenen Gedichte lässt uns einen tiefen Einblick thun in die geistigen Interessen dieses feingebildeten Kreises Messallas Gedichte und Denkwürdigkeiten sind verloren gegangen. Schon mehrfach ist C. Asinius Pollio erwähnt, der eine grosse, vielseitige Thätigkeit entfaltete (Horaz od. 2, 1). Soldat, Staatsmann und Gerichtsredner, hat er auch Tragödien und vor allem ein Geschichtswerk geschrieben, das von 60—42 reichte und namentlich durch Freimut hervorragte. Erhalten sind uns nur einige Fragmente, so ein verständiges Urteil über Cicero, auch einige Briefe an diesen (ep. ad. Fam. 10, 31—33). Er legte die erste öffentliche Bibliothek an und führte die recitationes ein, die allerdings bald sehr entarteten und zu gegenseitiger Lobhudelei verführten. Einige Gelehrte legen ihm die Autorschaft des bellum Alexandrinum bei. Wichtig ist er vor allem durch den Schutz, den er Virgil gewährte.

Wir besprechen nun zuerst die erhaltenen Werke, also die Gedichte Virgils, Horazens und der Elegiker Tibull, Properz und Ovid; dann die Gedichte, deren Verfasser uns unbekannt, und endlich die Dichter, deren Werke uns nicht erhalten sind.

P. Vergilius (deutsch Virgil) Maro (70—19) ist uns gut bekannt, da er zu den Lieblingsschriftstellern nicht nur der Römer, sondern auch des ganzen Mittelalters und zum Teil auch der Neuzeit gehörte. Drei Lebensbeschreibungen sind uns er-

halten, die des Donatus, die auf den zuverlässigen Forschungen Suetons beruht, wenn auch später allerlei Fabeleien hinzugefügt sind, ferner die Viten des Valerius Probus und Servius. Geboren zu Andes bei Mantua in einfachen Verhältnissen, erhielt er eine sorgfältige Erziehung, zuerst in dem benachbarten Cremona, dann in Mediolanum, endlich nach Anlegung der toga virilis in Rom, wo er besonders den Epicureer Siron, aber auch den Rhetor Epidius hörte. Er bevorzugte die philosophischen Studien vor der Rhetorik und beschäftigte sich auch mit Mathematik und Naturwissenschaften. Wir besitzen von seiner Hand noch einen poetischen Abschied von der Rhetorschule:

Ite hínc, inanes, íte, rhetorum ámpullae
Inflata rore non Achaico verba;
Et vos, Stiloque Tarquitique Varroque,
Scholasticorum natio, madens pingui,
Ite hinc, inane cymbalon iuventutis.

Aber in demselben anmutigen Liedchen verabschiedet er auch die holden Musen, die den eifrigen Jünger der Philosophie nur noch sittsam und selten besuchen sollen. An dem öffentlichen Leben nahm er nicht teil, wurde aber doch widerwillig durch die Zeitereignisse hineingerissen. Als nach der Schlacht bei Philippi die Veteranen ungestüm ihre Belohnungen forderten, wurde ihnen 41 das Gebiet von Cremona und auch ein Teil des Gefildes von Mantua zugewiesen. Bei dieser Gelegenheit wurde das Gut Virgils mit Beschlag belegt, der jedoch in dem Statthalter von Gallia transpadana, Asinius Pollio, einen mächtigen Gönner fand und durch dessen Vermittlung von Cäsar Octavianus seinen Besitz zurückerhielt. Aber lange sollte er sich nicht der Ruhe erfreuen. Ein neuer Ansturm beutegieriger Veteranen entriss 40 dem Dichter wieder sein Gut und gefährdete sogar sein Leben. Pollios Nachfolger, Alfenus Varus, nahm sich seiner nicht an, so dass Virgil auf die benachbarte Villa seines Lehrers Siron

---

*) Nur fort, nur fort, rhetorischer, leerer Schulbombast,
Ihr Worte, die ungriechisch nichtger Schwulst aufbläht,
Nur fort mit euch, Tarquitius, Stilo und Varro,
Schulmeisterzunft, die ihr von Salbung stolz triefet;
Nur fort von hier, du nichtges Schallblech der Jugend!

flüchten musste. Wiederum nahm sich Octavian auf Bitten einflussreicher Gönner, des Elegikers Cornelius Gallus und des Mäcen, des Bedrängten an und entschädigte ihn für seinen Verlust; doch war diesem die Heimat verleidet. Er siedelte nach Rom über und verbrachte hier oder noch lieber in Neapel sein ruhiges Leben, gelehrten Studien und der Poesie ergeben. Schon vor seiner Bedrängnis hatte er sich, wenn wir von den ihm mit Unrecht zugeschriebenen Epyllien und Elegieen absehen, sich des idyllischen Hirtengedichts beflissen und nach der Weise Theocrits das ihm wohlbekannte Leben und Treiben der einfachen Naturkinder besungen, angespornt durch das Lob Pollios. Bald flocht er in seine dem Vorbild genau nachgedichteten Lieder Anspielungen auf seine Zeit ein, zugleich um seinen Dank für die ihm erwiesenen Wohlthaten abzustatten, und schuf so die allegorische Idylle. Es sind im ganzen 10 Eclogen, auch Bucolica genannt, entstanden 42—39. Hatte ihn Pollio für die Idylle begeistert, so wies ihn Mäcen, dem er in Rom näher trat, auf das Lehrgedicht, und zwar auf dasjenige Gebiet hin, dessen Verherrlichung im Interesse der neu begründeten Monarchie lag. Virgil ging um so lieber darauf ein, je näher das Landleben seinem Herzen stand. So schrieb er die 4 Bücher Georgica, etwa in den Jahren 36—29, auf Grund eingehender Studien, die sich auf Hesiods Bauernkalender, Arats *Φαινόμενα* und ähnliche Werke erstreckten. Auch dieses Werk ist im daktylischen Hexameter geschrieben; es ist dem Dichter am trefflichsten gelungen, weil es sich ganz seiner Eigenart anpasste. Er muss es aber zweimal bearbeitet haben, da der uns erhaltene Schluss in der ersten Ausgabe nicht enthalten war; der ursprünglich darin enthaltene Preis des Cornelius Gallus wurde durch ein anderes Stück ersetzt, als dieser, in Ungnade gefallen, durch Selbstmord geendet hatte. Zu seinem letzten und grössten Werke, der Äneis in 12 Büchern, hat ihn der Herrscher selbst aufgefordert. Auch hierzu bereitete er sich durch gründliche Studien, besonders der römischen Sagengeschichte und Homers, vor, so dass er 11 Jahre (29—19) darauf verwandte, ohne die letzte Hand anlegen zu können. Denn noch vor der Vollendung unternahm er eine Reise nach Griechenland, auf der ihn der aus dem Orient heimkehrende Augustus zur Rückkehr bewog.

In Megara erkrankte er am Sonnenstich, setzte aber trotzdem die Reise fort und starb nach seiner Ankunft in Brundisium 19, nachdem er seinen Freunden L. Varius und Plotius Tucca aufgetragen hatte, die unvollendete Äneis zu vernichten, ein Vermächtnis, das Augustus glücklicherweise nicht ausführen liess. Er wurde in Neapel begraben, wo man noch heute in der Nähe des Posilippo sein Grab zeigt. Von ihm selbst soll die Grabschrift herrühren:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope; cecini pascua, rura, duces.*)

Er war von grosser Gestalt, dunkler Gesichtsfarbe, bäuerischem Aussehen und schwankender Gesundheit. Im Umgang war er unbeholfen und nicht mächtig der Worte, mehr ein Gelehrter, als ein Dichter. Sein Charakter wird allgemein gerühmt; Horaz nennt ihn eine anima candida, seine Landsleute gaben ihm den Beinamen *Παρθενίας*. Er war dank der Güte seiner Gönner wohl bemittelt, doch verschmähte er jede anrüchige Gabe. Es fehlte ihm nicht an Feinden, unter denen Bavius und Mevius sprichwörtlich geworden sind. Seine herzliche Vaterlandsliebe, sein aufrichtiges Gefühl für alle rein menschlichen Empfindungen, sein echt humanes Wesen befähigten ihn mehr zum Lyriker, als zum Epiker.

Wir unterscheiden unter seinen Eclogen reine Hirtengedichte (2, 3, 7, 8 und wahrscheinlich auch 5) und allegorische Zeitgedichte (1, 4, 6, 9, 10). In den ersteren wandelt er ganz und gar in den Spuren Theocrits (um 250), der seine naturechten Hirten gern in derben Neckereien sich ergehen lässt, bis sie durch einen Wettgesang ihren Zwist austragen. Solche carmina amoebaea sind 3, 7 und 8, in denen Virgil nach dem Vorbild der Komiker vielfach die contaminatio anwendet, die Verschmelzung zweier Vorlagen, so in der 3. Ecloge, die dem 4. und 5. Idyll Theocrits entspricht. Zwei Hirten, Menalcas und Damötas, geraten heftig aneinander, um mit einer Herausforderung zum Wettgesang zu enden, als dessen Preis der eine ein Kalb, der andere einige

*) Mantua hat mich geboren, getötet Calabrien, Napel
Ist jetzt mein Grab; es besang Weiden, Feld, Helden mein Lied.

Becher aussetzt; der zufällig dazukommende Palämon soll entscheiden. Und nun beginnt in je zwei Reihen ein Wettgesang, bei dem ein jeder den andern durch knappe, abgerundete Fassung zu übertrumpfen sucht.

D. Ab Jove principium Musae; Jovis omnia plena;
Ille colit terras; illi mea carmina curae.
M. Et me Phoebus amat; Phoebo sua semper apud me
Munera sunt, lauri et suave rubens hyacinthus.*)

Zum Schluss geben sie sich Rätsel auf, das Urteil bleibt unentschieden. Ähnlich geht es in der 7. Ecloge zu, wo der Kuhhirt Meliböus von dem Wettgesang der Hirten Thyrsis und Corydon berichtet; in je 4 Versen singen die beiden wider einander; Corydon trägt den Sieg davon:

Ex illo Corydon Corydon est tempore nobis.**)

Hingegen singen im 8. Gedicht die beiden Gegner, Damon und Alphesiböus, ihre Lieder gleich im Zusammenhang, jener beklagt nach Theocrits 1. Idyll die unglückliche Liebe eines Hirten mit ständig wiederkehrendem Refrain, dieser bildet, gleichfalls mit einem regelmässig wiederholten Schaltvers, die *Φαρμακεύτριαι* desselben Dichters nach, in der ein Liebeszauber uns höchst anschaulich geschildert wird. An die 7. reiht sich inhaltlich die 2. Ecloge, in der Corydon seinen Kummer über den spröden Alexis ergiesst, vielleicht das älteste Idyll, da es stellenweise wie eine Übersetzung sich dem Original anpasst. Endlich ist auch das 5. Gedicht hierherzuziehen, das allerdings manche Ausleger für eine Allegorie auf Cäsars Ermordung und Vergötterung erklären, wofür ein zwingender Grund nicht vorliegt. In friedlicher Eintracht singen Mopsus und Menalcas, jener den von Göttern und Menschen beklagten Tod des Hirten Daphnis, dieser seine Erhebung in den Himmel; interessant ist die Beziehung auf Virgils eigene, früher gedichtete Eclogen. Anders geartet sind die übrigen Gedichte, in denen nur scheinbar Hirten

*) D. Hebet mit Jupiter an, ihr Musen; denn überall ist er;
Er behütet die Länder; er sorget für meine Lieder.
Mel. Und mich hat Phöbus lieb; denn des Phöbus Gaben sind immer
Bei mir, Lorbeern und Hyacinthen, die matt nur gerötet.

**) Corydon lebt seitdem erst als Corydon in unsern Liedern.

auftreten, in der That aber der Dichter selbst und seine Zeitgenossen. Es ist eine fingierte Schäferwelt, eine Maskerade, die später in Italien und auch bei uns vielfach nachgeahmt wurde. Die 1. Ecloge stattet dem Octavian den schuldigen Dank ab. Mit dem berühmten Anfangsvers:

Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi,*)

spricht der von Haus und Hof vertriebene Meliböus den durch hohe Gönner geretteten Tityrus-Virgil an, der es dankbar anerkennt:

O Meliboee, deus nobis haec otia fecit.**)

Wir erhalten unter dem Bilde eines sich die Freiheit erkaufenden Sklaven die Geschichte von Virgils Leiden und Rettung. Auf die erneute Bedrohung des Dichters weist die 9. Ecloge hin. Möris erzählt dem Lycidas, dass er einem neuen Herrn die Herde zutreibe, da der frühere Besitzer Menalcas trotz seiner einmaligen Rettung Hab und Gut verloren habe. Beide gedenken der Sangeskunst des Vertriebenen und teilen daraus Bruchstücke mit, darunter ein solches, das den einflussreichen Varus feiert, ein deutlicher Hinweis auf den Dank, der diesem winkt, wenn er sich des Dichters erbarmt. Diesen Dank stattet er wirklich in der 6. Ecloge ab, die sich zwar gegen die Zumutung verwahrt, epischen Stoff zu besingen, die aber dafür die geheimnisvollen Weissagungen des Silen ausführt, welche in eine Verherrlichung des Dichters Cornelius Gallus auslaufen. Das dunkle, wenig befriedigende Gedicht lässt vermuten, dass eben dieser Gallus mit einem Epyllion in alexandrinischem Geschmack beschäftigt war, aus dessen Inhalt Virgil schöpft. Denselben Gallus feiert die 10. Ecloge, die ihn über die Untreue seiner Lycoris mit komischem Pathos trösten will; die ländlichen Gottheiten kommen, ihn zu trösten, auch die Bäume, Berge und Tiere. Schon scheint der Arme auf die Trostgründe einzugehen, indem er sich ein unschuldiges Hirten- und Jägerleben ausmalt; da übermannt es ihn wieder:

Omnia vincit Amor; et nos cedamus Amori.***)

---

*) Tityros, der du da ruhst unterm breiten Dache der Buche.

**) O Meliböus, ein Gott hat uns diese Musse geschenket.

***) Alles besiegt die Liebe; so beugen auch wir uns der Liebe.

Am deutlichsten tritt die Beziehung auf Zeitereignisse in der 4. Ecloge zu Tage, die sich sogleich als Lied im höheren Chor ausgiebt. Als verzückter vates, zugleich ein Sänger und Prophet, sieht der Dichter in dem Konsulatsjahr seines Gönners Pollio (40) den Anfang eines neuen, goldenen Zeitalters. Ein Knabe wird geboren werden, der den durch des Vaters Tüchtigkeit befriedeten Erdkreis regieren wird. Und nun folgt eine Schilderung der herrlichen Zukunft, wo aller Fülle Überfluss dem Menschengeschlecht wieder zu teil wird; alles trägt jegliche Erde ohne Arbeit des Pflügers. Aber noch sind die Reste der Zwietracht nicht ausgerottet, ein zweiter Achill wird noch einmal vor Troja ziehen müssen. Diese etwas dunkle Prophezeiung ist vielfach auf den Sohn Pollios gedeutet, der wirklich in diesem Jahre geboren ist, und Asinius Gallus war auch nicht blöde, sich für das erwartete Wunderkind auszugeben. Indessen ist diese Deutung überaus misslich. Die Prophezeiung ist nur der unklare Ausdruck für die überschwenglichen Hoffnungen, die man auf den Prinzipat des Augustus setzte. Diese 10 Eclogen wurden sehr beifällig aufgenommen und auch oft im Theater mit Musikbegleitung vorgetragen.

Virgils zweites Werk sind die Georgica, von deren vier Büchern das 1. den Landbau, das 2. die Baumzucht, das 3. die Viehwirtschaft, das 4. die Bienenzucht schildert. Allerdings hat sich der Dichter in seinem Stoffe im allgemeinen vergriffen, indem er, wie Lucrez, der Dichtkunst eine lehrhafte Absicht aufzwang, die nun einmal nicht in ihrem Wesen liegt. Aber während Lucrez ein ganz ungeeignetes Thema wählte, dessen abstrakte Nüchternheit der Poesie spottete, war Virgil in seiner Wahl glücklicher. Das Leben des Landmannes, das ihm von Jugend auf vertraut war, bietet soviel Gelegenheit, zarte Naturempfindung zu bekunden, dass auch das im Prinzip verfehlte Lehrgedicht zahlreiche Schönheiten im einzelnen bietet; nur finden sie sich mehr in den Abschweifungen, als in der fortlaufenden Darstellung. Dazu kommt die überaus grosse Sorgfalt in der Pflege des Metrums und des sprachlichen Ausdrucks, in welcher Hinsicht Virgil die Höhe der Vollendung erreicht. Der Abstand zwischen ihm und Lucrez ist so gross, wie zwischen diesem und Ennius. Inhaltlich

ist der Dichter hier selbständiger, als in den Eclogen, wenn er auch seine Vorgänger nach seiner gewissenhaften Art fleissig studiert hat, nicht nur die Griechen, sondern auch die Römer, unter denen wir bereits die Übersetzung des Mago, Cato und Varro kennen gelernt haben. Die Einleitung des 1. Buches enthält die Widmung an Mäcenas und feiert nach Anrufung der ländlichen Gottheiten den Herrscher, dem die Erhebung zu göttlichen Ehren nach seinem Tode geweissagt wird. Dann wird das Geschäft der Aussaat erörtert, die Zeit, der Boden, die Witterung. Hierbei schildert der Dichter die durch die mannigfache Not erweckte Erfindsamkeit der früheren Menschen. Nun kommen die Gerätschaften an die Reihe, die Tenne; auch wird dem Landmann die Zeit eingeteilt, damit er seine Geschäfte richtig besorge. Ein Exkurs schildert die ihn bedrohenden Ungewitter, an die sich die Erinnerung an die Schreckenszeit des Jahres 44 und ein Gebet für den Herrscher schliessen; die alles vernichtende Wut des Kriegsgottes wird mit dem Ungestüm der wetteifernden Viergespanne schön verglichen. Das 2. Buch beginnt mit einem Preise des Bacchus und schickt dann eine Übersicht der Baumarten voran; hierbei singt der Dichter das begeisterte Lob seines italischen Heimatlandes, das wir anfügen, um eine Probe des herrlichen Gedichtes zu geben:

Sed neque Medorum silvae ditissima terra,
Nec pulcher Ganges atque auro turbidus Hermus
Laudibus Italiae certent, non Bactra neque Indi
Totaque turiferis Panchaia pinguis arenis.
Haec loca non tauri spirantes naribus ignem
Invertere satis inmanis dentibus hydri
Nec galeis densisque virum seges horruit hastis;
Sed gravidae fruges et Bacchi Massicus humor*)

*) Nicht mag der Meder Land, das so reich mit Wäldern gesegnet,
Nicht mag der herrliche Ganges und nicht der goldreiche Hermus
Streiten gegen Italiens Ruhm; nicht Baktra, nicht Indien,
Nicht das ganze Panchäa, wie reich sein Strand auch an Weihrauch.
Diese Gegenden pflügten nicht feuerschnaubende Stiere
Auf einem Boden, besät mit den Zähnen der furchtbaren Schlange;
Und nicht starrte die Saat von den Helmen und Schilden der Krieger:
Sondern schwere Früchte und Wein aus den Massikerbergen

Inplevere; tenent oleae armentaque laeta.
Hinc bellator equus campo sese arduus infert;
Hinc albi, Clitumne, greges et maxuma taurus
Victima, saepe tuo perfusi flumine sacro,
Romanos ad templa deum duxere triumphos.
Hic ver adsiduum atque alienis mensibus aestas:
Bis gravidae pecudes, bis pomis utilis arbos.
At rabidae tigres absunt et saeva leonum
Semina nec miseros fallunt aconita legentis
Nec rapit inmensos orbis per humum neque tanto
Squameus in spiram tractu se colligit anguis.
Adde tot egregias urbes operumque laborem,
Tot congesta manu praeruptis oppida saxis
Fluminaque antiquos subterlabentia muros.
An mare, quod supra, memorem, quodque adluit infra?
Anne lacus tantos? te, Lari maxume, teque,
Fluctibus et fremitu adsurgens Benace marino?
An memorem portus Lucrinoque addita claustra
Atque indignatum magnis stridoribus aequor,
Iulia qua ponto longe sonat unda refuso
Tyrrhenusque fretis inmittitur aestus Avernis?

Füllen es; Ölbäume sind sein Schmuck und muntere Herden.
Hier ist zu Hause das Kriegsross, das stolz auf der Ebne sich tummelt,
Hier jene schneeweissen Herden, und für das heiligste Opfer
Stiere, die oft, Clitumnus, bespült dein heiliges Wasser,
Eh' zu den Tempeln der Götter sie führen die römschen Triumphe.
Hier ist beständiger Lenz und in schlechtesten Monaten Sommer;
Zweimal trägt hier das Vieh; Obst schenken zweimal die Bäume.
Reissende Tiger giebt es hier nicht; keine wütenden Löwen
Und kein Eisenkraut täuscht hier arme Feldkräutersammler.
Nicht kriecht über den Boden in schrecklichen Kreisen die Schlange,
Nicht rollt ihr schuppiger Leib sich in grosser Spirale zusammen.
Viel sind der herrlichen Städte und Denkmäler menschlichen Fleisses,
Zahlreich die Burgen, gebaut aus künstlich gebrochenen Felsen,
Zahlreich die Flüsse, die sanft unter alten Mauern hingleiten.
Soll ich das Meer noch erwähnen, das oben und unten sich ausdehnt,
Oder die grossen Seen? Dich prächtiger Komersee, und dich,
Gardasee, der du dem Meere gleich anschwillst in Flut und in Brandung?
Soll ich die Häfen erwähnen, die Dämme des Lucrinerseees,
Und das empörte Meer, das in mächtigen Strudeln sich Luft macht,
Wo die julische Woge zerschellt mit brausendem Echo,
Und die tyrrhenische Brandung sich stürzt in avernische Fluten?
Dieses Land hat auch silberne Bäche, hat erzreiche Adern,

Haec eadem argenti rivos aerisque metalla
Ostendit venis atque auro plurima fluxit.
Haec genus acre virum, Marsos pubemque Sabellam
Adsuetumque malo Ligurem Volscosque verutos
Extulit, haec Decios, Marios magnosque Camillos,
Scipiadas duros bello et te, maxume Caesar,
Qui nunc extremis Asiae iam victor in oris
Inbellem avertis Romanis arcibus Indum.
Salve, magna parens frugum, Saturnia tellus,
Magna virum; tibi res antiquae laudis et artis
Ingredior, sanctos ausus recludere fontis,
Ascraeumque cano Romana per oppida carmen.

Dann wird die verschiedene Beschaffenheit des Bodens erörtert, vor allem aber die Pflege des Weinstocks. Eine andere Episode preist den Frühling, wenn der Himmel mit der Erde das Brautfest feiert. Auch andere Gewächse werden besprochen, zum Schluss aber, wieder in einem Exkurse, das Landleben verherrlicht. Der Dichter preist Lucrez glücklich, der die Ursachen der Dinge hat ergründen wollen, aber auch den, der Pan, Silvanus und die Nymphen kennt; ihn regen weder äussere Kriege noch innere Wirren, weder Habgier noch Genusssucht auf, sein einfaches, friedliches Leben wird begeistert geschildert. Das 3. Buch ruft Pales, Apollo und Pan an, um noch einmal die Neigung des Dichters für das Landleben zu betonen; doch gedenkt er bereits des höheren Zieles, das ihm winkt. Zuerst werden Rinder und Pferde abgehandelt. Die Beschreibung einer Zuchtkuh ist aus Lessings Laokoon bekannt, der in dieser Aufzählung der Teile keinen Verstoss gegen das Grundgesetz der epischen Dichtkunst

---

In seinen Bergen und Gold in überquellendem Reichtum.
Dies hat ein hartes Geschlecht, die Marser und kräftgen Sabeller,
Ligurer, leidgewohnt, und speerbewaffnete Volsker,
Dies hat die Decier erzeugt, die Marier und grossen Camiller,
Kriegsgewaltge Scipionen und dich, du erhabener Cäsar,
Der du an Asiens Grenzen dein siegreiches Banner schon aufpflanzst
Und von Romas Palästen den kraftlosen Inder abwendest.
Heil dir, du grosse Mutter der Feldfrüchte, Land des Saturnus,
Grosse Mutter von Helden; denn was einst Ruhm war und Vorzug,
Nehm' ich zum Stoff mir; ich wag' es, den heiligen Quell zu erschliessen
Und ein ascräisches Lied sing' ich durch die römischen Lande.

sehen kann, da es sich ja gerade um die Feststellung der Einzelheiten handelt; ebenso wird der Hengst uns geschildert. Als Episode flicht der Dichter einen prachtvollen Stierkampf ein, sowie einen Überblick über ähnliche Vorkommnisse bei Menschen und Tieren. Darauf geht er zu den Schafen und Ziegen über, wobei er das Hirtenleben der Nomaden eingehend darstellt. Es folgen Belehrungen über Wolle und Milch, auch Mittel gegen Viehkrankheiten, von denen die norische Viehseuche wieder als Exkurs ausgeführt wird. Das 4. Buch ist den Bienen gewidmet; ihre Körbe, Schwärme und Eigenschaften werden uns überaus klar und anmutig dargestellt, dazwischen die Episode eines Mustergartens, den der Dichter bei Tarent einst selbst gesehen hat. Drollig ist der Vergleich der fleissigen Arbeitsbienen mit den Cyklopen, von denen es heisst:

Illi inter sese magna vi bracchia tollunt.*)

Die Geschäfte des Zeidlers und die Behandlung der Bienenkrankheiten kommen darauf an die Reihe, endlich ihre Erzeugung, in der Virgil einer alten Fabel folgt. Der Schluss, der Mythus von Aristäus, Orpheus und Eurydice, giebt uns ein Rätsel auf; er hängt mit dem Thema, der künstlichen Fortpflanzung der Bienen, nur lose zusammen und erinnert durch die Einschachtelung immer neuer Episoden an alexandrinische Epyllien. Man nimmt an, dass es ein nicht geglückter Ersatz war für das Lob des Gallus, das aus den vorhin berichteten Gründen fortfallen musste. Zuletzt nennt der Dichter sich und seinen Aufenthalt Parthenope, d. h. Neapel, und schliesst mit einem neckischen Citat, dem ersten Vers seiner Eclogen. Es ist unzweifelhaft ein liebenswürdiges Werk. Zwar entbehrt es der eigentlichen Seele eines epischen Gedichts, der einheitlichen Handlung; es giebt mehr Stimmungen und Empfindungen und nähert sich so dem Idyll. Die lehrhafte Tendenz fällt selbst dem Dichter lästig, so dass er je länger je mehr zu weit ausgesponnenen Episoden seine Zuflucht nimmt. Aber die Zartheit und Reinheit der Empfindung, der volle und doch liebliche Fluss des Hexameters, die schön gerundete, Würde und Anmut vereinigende Sprache sichern dem Gedicht eine her-

*) Und mit grosser Kraft erheben sie ihre Arme.

vorragende, wenn auch nicht die erste Stelle in der römischen Litteratur.

Sein letztes, nicht vollendetes Werk hat seinem Namen erst die Unsterblichkeit verliehen; es bleibt auch trotz vieler Schwächen sein Hauptwerk. Es ist bekannt, dass die ersten 6 Bücher der Äneis der homerischen Odyssee, die andern 6 der Ilias nachgedichtet sind, und keinem aufmerksamen Leser entgeht die Fülle der Beziehungen. Und doch ist der Unterschied gewaltig, eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, und darum das Verdienst des Dichters ein anderes, aber ein nicht geringeres. Eine knappe Inhaltsangabe mag voraufgehen. Ein kurzes Vorwort führt in medias res, nachdem es das Ziel des Gedichtes kurz angedeutet hat. Im siebenten Jahre seiner Irrfahrten wird Äneas dank der Feindschaft der Juno, die Troja hasst und für Karthago fürchtet, durch einen prachtvoll geschilderten Seesturm an die Küste Libyens geworfen. Nachdem wir durch die Nebenhandlung im Himmel über die Mission des Helden unterrichtet sind, treten wir mit Äneas, den seine Mutter Venus in der Verkleidung einer Jägerin vorbereitet hat, in Karthago ein, wo er gar bald mit den Seinen durch die Königin Dido gastfreundlich aufgenommen und glänzend bewirtet wird. Die Verwicklung wird durch eine Intrigue der göttlichen Mutter eingeleitet, die, um ihren Sohn zu schützen, die Königin mit Liebe zu dem Helden erfüllt. Nun schiebt Virgil nach Vorgang der Odyssee die früheren Erlebnisse des Äneas als Episode ein; das 2. Buch erzählt im Anschluss an die *Ἰλίου πέρσις* des Arctinus und die *Ἰλιὰς μικρά* des Lesches die Eroberung Trojas; es ist der Glanzpunkt des Epos. Die List des Sinon, das hölzerne Pferd, das furchtbare Unglück des Laocoon, dann der entsetzliche Umschwung aus jubelnder Freude in schreckliche Todesnot, das wird alles mit ergreifender Treue uns erzählt. Aber auch der Kampf um die Königsburg, der Fall des Priamus und die Rettung des Äneas sind wunderschön dargestellt, allerdings nicht mit der schlichten Natürlichkeit der homerischen Lieder, sondern in bewusster Einwirkung auf unser Gefühl, in voller Beherrschung aller Kunstmittel. Creusa, seine ihm entrissene Gattin, prophezeit dem Äneas seine Zukunft. Unzweifelhaft steht das 3. Buch an poetischem Wert zurück; es war ein gefährliches Wagestück, die mit über-

quellender Fabelfreudigkeit erzählten Irrfahrten des göttlichen Dulders nachbilden zu wollen. Äneas kommt nach Thracien, wo der Priamide Polydorus seinen Untergang gefunden hat, nach Delos, um ein Orakel des Apollo zu vernehmen, nach Creta und den Inseln der Harpyien, nach Epirus, wo er Helenus und Andromache antrifft, endlich nach Sicilien und Libyen. Um so höher steht das 4. Buch, das die glücklich-unglückliche Liebe der Dido zu Äneas in ihrem Entstehen, Blühen und Welken mit tiefer Empfindung schildert. Kein Römer hat vor Virgil, selbst Catull nicht ausgenommen, die Eigenart des weiblichen Seelenlebens so fein beobachtet und so hinreissend dargestellt. Mag auch Euripides oder Apollonius ihn angeregt haben, so verringert dies nicht im geringsten das Verdienst des Dichters. Es ist verständlich, warum Schiller grade das 2. und 4. Buch der Äneis nachgebildet hat, und zwar in der diesem romantischen Stoff so kongenialen Strophe der Ottave rime. Allerdings tritt Äneas, der nur ein Werkzeug der Himmlischen ist, sehr zurück, während Dido sich zur Höhe einer tragischen Heldin aufschwingt. Das 5. Buch fällt wieder ab; die zu Ehren des verstorbenen Anchises gefeierten Kampfspiele sind nur eine Kopie nach dem 23. Buche des Ilias. Äneas landet nach mancherlei Gefahren in Italien bei Cumä. Hier empfängt er von der Sibylle, wie das 6. Buch erzählt, Befehle und Ratschläge und tritt dann seinen Gang in die Unterwelt an. Aber trotz aller Erinnerungen an die *Νέκυια* der Odyssee ist Virgil hier durchaus selbständig und überaus glücklich in den Schöpfungen seiner Phantasie, die später seinem Nachahmer Dante Vorbild gewesen sind. Der Schluss des Buches und sein Höhepunkt, die Prophezeiung des Anchises, erhebt sich zu einem hohen Liede auf Roms Grösse. Wie muss den Zeitgenossen Virgils das Herz geschlagen haben bei den herrlichen Versen:

> Excudent alii spirantia mollius aera
> (Cedo equidem), vivos ducent de marmore vultus,
> Orabunt causas melius, caelique meatus *)

---

*) Andere mögen aus Erz wohl Bilder voll zarteren Lebens
Schaffen — gern geb' ich es zu — und dem Marmor lebendige Züge
Geben, mit schöneren Worten die Richter bestechen, des Himmels

Describent radio et surgentia sidera dicent:
Tu regere imperio populos, Romane, memento
(Hae tibi erunt artes) pacique imponere morem,
Parcere subiectis et debellare superbos.

An das Lob des Vaterlandes schliesst sich der Preis des Herrscherhauses. Hier flicht der Dichter ungezwungen das rührende Wort über den früh vollendeten Marcellus ein, bei dessen erstem Anhören die schwer geprüfte Octavia ohnmächtig zusammenbrach. Hier, in der Mitte des Gesamtwerkes, ist die Idee der Dichtung deutlich ausgeprägt, die Verherrlichung Roms und seines Herrscherhauses in der Zurückführung auf die sagenumwobenen Heldengestalten der Vorzeit. Haben wir in der ersten Hälfte die Mehrzahl der Bücher (1, 2, 4 und 6) mit Auszeichnung hervorheben dürfen, so ist es nicht zu leugnen, dass nur die Minderzahl der zweiten Hälfte das gleiche Lob verdient, wenn es auch ungerecht ist, über sie ein gleichmässiges Verdammungsurteil zu fällen. Ars non habet osorem nisi ignorantem. Das 7. Buch erzählt die Landung in Latium und die erste Begegnung mit dem Könige Latinus, die bald aus Freundschaft in Feindschaft umschlägt; seine von Juno durch die Furie Allecto aufgereizte Gattin Amata hetzt zum Kriege, da sie ihre Tochter Lavinia mit dem Rutulerkönige Turnus vermählen will, der nun als ein kräftiger Gegenspieler dem Helden Äneas entgegentritt. Das 8. Buch zeigt die Vorbereitungen zum Kampfe; Turnus sucht vergeblich bei dem in Apulien ansässigen Diomedes Hülfe, Äneas erfolgreich bei dem am Tiber herrschenden Arkader Euandrus, der seinen Sohn Pallas sendet. Den Schluss bildet die Schilderung des von Vulkan geschmiedeten Schildes, eine, wie Lessing im Laokoon richtig bemerkt, nicht geglückte Kopie Homers. Das 9. und 10. Buch stellen uns die Trojaner in der Defensive dar, oft hart bedrängt, das 11. und 12. in der Offensive, von Sieg gekrönt. Aus der Fülle der Schlachtenbilder heben sich einzelne Episoden heraus, die der höchsten Bewunderung würdig sind; so die berühmte

Bahnen abmessen und sicher der Sterne Aufgang bestimmen:
Du denke, Römer, die Völker nach deinem Willen zu lenken
— Das nur sei deine Kunst — und dem Frieden Gesetze zu geben,
Mild zu sein den Besiegten und niederzuwerfen die Frechen.

Partie des 9. Buches, die den Heldenmut und die Freundestreue des Nisus und Euryalus feiert, herrlich abgeschlossen durch die tief ergreifende Klage der verwaisten Mutter. Allerdings hat auch hier Homer in der *Δολώνεια* als Vorbild vorgelegen, aber Virgil ist über ihn hinausgegangen und hat den für unser Gefühl widerwärtigen Überfall zu einem Seelengemälde von unerreichbarer Zartheit vertieft. Überall, wo es sich um Ideen handelt, ist der sentimentalische Dichter dem naiven überlegen. Das 10. Buch setzt den Kampf im Himmel und auf Erden fort; Äneas bringt seinen bedrängten Landsleuten Hülfe, da sich ihm auch der Etrusker Tarchon angeschlossen hat. Auch dieses Buch hat wieder zwei schöne Episoden, den Zweikampf des Turnus mit dem jungen Pallas und den Sieg des Äneas über Lausus und seinen Vater Mezentius. Auch hier ist Virgil in seinem eigensten Gebiet und daher bewundernswert. Der Opfertod des Sohnes für den Vater und wiederum die Klage des Vaters um seinen Sohn sind Abschnitte, die auf ein unverbildetes Gemüt stets den grössten Eindruck machen werden. Erschütternd wirkt auch im Anfang des 11. Buches das ehrenvolle Begräbnis des Pallas und die Klage des alten Euandrus. Nach langer Beratung beginnen die Feinde von neuem den Kampf, in dem die Amazone Camilla für Turnus ficht, um nach kurzem Sieg den Heldentod zu finden. Der Dichter ist hier wieder einmal bei den Cyklikern zu Gaste gegangen, die von der Beteiligung der Amazonenkönigin Penthesilea am Kampfe erzählten, also eine Art der Kontamination, wie wir sie oft wahrgenommen haben. Das 12. Buch bringt endlich die Entscheidung. Die erste Herausforderung zum Zweikampf wird freilich durch den Bruch des Vertrages gehindert, und es kommt noch einmal zum Massenkampf, wobei wieder eine Göttin, die Nymphe Juturna, für ihren Bruder Turnus eingreift. Aber endlich ereilt diesen sein Geschick, wie den Hector vor Troja. Wie dort, so findet hier zuvor eine Götterberatung statt; wie dort, so flieht hier Turnus. Endlich steht er dem Gegner und fällt, nachdem er sterbend ihm Lavinia als Gattin zugestanden hat. Das Gedicht schliesst kurz mit einem Hinweis auf die Sühne für Pallas. Schwerlich hat es Virgil weiterführen wollen, da sich alles andere von selbst ergab. Dagegen ist im einzelnen

die letzte Hand nicht angelegt. Nicht nur die unvollendeten Verse, die schwerlich vom Dichter beabsichtigt sind, sondern auch manche Widersprüche und kleinere Mängel weisen darauf hin, dass der Tod den Dichter vor der Vollendung überraschte.

Die Äneis hat Virgils Ruhm nicht nur in seinem Volke, sondern das ganze Mittelalter hindurch bis in das vorige Jahrhundert hinein begründet. Dessen sind Zeugen die zahlreichen, alten Handschriften, von denen der durch die Subscriptio des Turcius Rufius Apronianus Asterius (Konsul 494 n. Chr.) ausgezeichnete codex Mediceus und der Vaticanus mit den berühmten Abbildungen, gleichfalls aus dem 5. Jahrhundert, hervorragen, beide in Kapitalbuchstaben. Ebenso sind Erklärungsschriften (Scholien) reichlich vorhanden, da Virgil bald Schulautor wurde, so von Servius Honoratus in zwei Fassungen, von Tiberius Claudius Donatus dem Rhetor, von M. Valerius Probus, dazu die Veroneser und Berner Scholien. Die Verehrung Virgils nahm mit der Zeit nur zu. Nicht allein Grammatik, Metrik, Rhetorik und Altertümer lehrte und lernte man aus ihm, sondern suchte auch in ihm eine tief verborgene Weisheit, die sich sogar durch Stichverse (die sog. sortes Vergilianae) bekunden sollte. Im Mittelalter wurde er geradezu der Typus einer allumfassenden Gelehrsamkeit, die selbst über geheimnisvolle Künste verfügte, ja ein Zauberer. Am höchsten schätzten ihn die ihm geistig näher verwandten Romanen, deren Epikern er ein unerreichtes Vorbild war. So wählt ihn Dante Alighieri in seiner tiefsinnigen Commedia divina zu seinem Führer durch Hölle und Fegefeuer, so ist er für Ariost und Tasso Muster gewesen, wie noch Goethe im Anfang seines herrlichen Dramas mit Recht betont. Aber selbst der skeptische Voltaire und der nüchterne Historiker Macaulay sind aufrichtige Bewunderer seiner Kunst gewesen. Um so grösser war der Rückschlag, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts namentlich deutsche Kunstrichter die Herrlichkeit der homerischen Dichtung empfanden und erklärten, so Lessing im Laokoon und Herder im 1. kritischen Wäldchen. Aber die berechtigte Reaktion ist, wie das regelmässig zu geschehen pflegt, über das Ziel hinausgeschossen und hat an die Werke des Reflexionsdichters einen falschen Massstab angelegt. Homer und

Virgil sind gar nicht mit einander zu vergleichen, wie uns Schiller in seiner noch heute nicht genügend gewürdigten Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“ deutlich gezeigt hat. Es gilt noch heute, was er vor 100 Jahren geschrieben hat: „Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worin Homer gross ist, irgend einen Neueren — auch Virgil ist ein Neuerer — ihm an die Seite stellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopstock — oder Virgil — mit dem Namen eines neueren Homer beehrt sieht. Ebensowenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigsten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch die Kunst der Begrenzung; dieser ist es durch die Kraft des Unendlichen.“ Nach diesem Gesichtspunkt haben wir die Werke Virgils zu beurteilen.

Unzweifelhaft stehen die Eclogen unter seinen Gedichten am tiefsten. Der Widerspruch zwischen dem äussern Gewande und dem innern Gefühlsleben der Hirten Virgils lässt uns nicht zu einem vollen Genuss kommen. Während Theocrit als naives Genie sich mit überraschendem Geschick in das Leben und Treiben einfacher Naturkinder versetzt, erblicken wir bei Virgil stets hinter den idealischen Masken die Vertreter einer übersättigten Kultur, die sich nach Einfachheit und Frieden sehnen. Das gilt schon für die idyllischen Gedichte, in denen der ländliche Charakter noch möglichst gewahrt ist, noch mehr natürlich für die elegischen Eclogen, die immer mehr sich zur Allegorie verflüchtigen. Wir haben denselben Eindruck, den uns der Pastor fido des Guarini und die einst so beliebten Idyllen Salomon Gessners erregen, eine gewaltsame Natürlichkeit, eine krankhafte Schwärmerei, ohne dass wir uns der Schönheit des zierlichen Ausdrucks, des wohllautenden Verses verschliessen. Erheblich höher steht das Gedicht vom Landbau, denn hier ist kein Widerspruch zwischen Form und Inhalt, keine Maskerade, hier ist das Idyll rein ausgeprägt, wenn auch natürlich in sentimentalischem, nicht in naivem Sinne. Die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit scheint ausgefüllt zu sein, nur selten wirft der Dichter einen

Blick auf die Stürme und Nöte der Zeit. Aber es fehlt an einer einheitlichen Handlung, an einem Mittelpunkt der ländlichen Geschäftigkeit. Der Dichter eilt von Schilderung zu Schilderung und ist froh, wenn er sein trockenes Lehramt durch eine kräftige Episode unterbrechen kann, in der Leben und Bewegung herrscht. Der praktische Römersinn konnte den Nützlichkeitsbegriff nicht aus der Dichtung verbannen, was übrigens auch heute noch nicht vollständig geschehen ist, konnte nicht begreifen, dass die Poesie sich selbst Zweck ist und nur den ihr innewohnenden Gesetzen zu folgen hat. Wie Lucrez, so vergriff sich auch Virgil im Stoff, aber er war doch nicht so unglücklich, wie jener, und machte durch seine saubere, feine Ausführung seinen Missgriff wieder gut. Ein sinniges Gemüt wird sich an den lieblichen Landschafts- und Stimmungsbildern der Georgica stets erfreuen. Aber das Hauptwerk Virgils bleibt trotz alledem die Äneis, die mit Recht von der so oft unbewusst das Richtige treffenden Pädagogik stets bevorzugt ist. Die Schwächen des Gedichts liegen auf der Hand; der Stoff ist nicht, wie in den homerischen Gedichten, organisch aus der frei schaffenden Volksphantasie erwachsen, sondern künstlich zurechtgemacht. Der Lyriker Stesichorus und der Historiker Timäus sind die Väter der Fabelgeschichte von Äneas' Rettung und Ansiedlung in Latium. Was griechische Phantasie erdichtet hatte, nahmen die römischen Chronisten für bare Thatsachen und ergänzten im schlimmsten Fall, was in das Gerüst der Chronologie sich nicht einpassen wollte. So wird aus Romulus, dem Enkel des Äneas, allmählich der Nachkomme des Amulius und der andern albanischen Schattenkönige. Das fand Virgil bei Cato und andren vor; hatten doch auch schon Nävius und Ennius die punischen Kriege auf Äneas' Untreue an Dido zurückgeführt. Er versenkte nun in den mannigfach veränderten Sagenstoff die Idee des nationalen Römertums und der jungen Monarchie, die er beide im Bilde der Ahnen feierte. Die pietas und die virtus, die Rom gross gemacht haben und seine Grösse allein gewährleisten, verherrlicht er in seinem Äneas, den er zugleich nach der Tradition als Ahnherrn des Herrscherhauses, der gens Iulia, feiert. Es ist der Götter Wille, der ihn leitet, der auch das Rom des Augustus schirmt. Es ist römische Tapferkeit, die den

Erdkreis unterworfen hat und beherrscht. Virgil hat damit seinem Volke ein Nationalgedicht gegeben, um das es alle Völker der Erde beneiden können. Hätte nur unser deutsches Volk etwas Ähnliches aufzuweisen! Er hat denn auch den Dank seiner Landsleute in vollem Masse erfahren und hat Anspruch auf die Achtung der Nachwelt:

Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

So besteht die Äneis mit Ehren vor dem Urteil, das den Dichter mit dem Massstab seiner Zeit und seines Volkes misst. Anders steht es mit der absoluten Wertschätzung nach ästhetischen Prinzipien. Die Mangelhaftigkeit des verarbeiteten Stoffs ist bereits erörtert, die römische Nationalitätsidee kann den Nachgeborenen nicht befriedigen. Und trotzdem bleibt noch genug, um die Äneis in hohem Grade lesenswert erscheinen zu lassen. Von den Charakteren spricht der des Hauptheldes aus nahe liegenden Gründen am wenigsten an, da er als Schützling der Götter mehr fremdem Willen als dem eigenen folgt. Um so glänzender tritt Dido in den Vordergrund, in der Virgil sein Meisterstück geleistet hat. Aber auch der milde Latinus, der trotzige Turnus, der frische Pallas, der wilde Mezentius sind gut charakterisiert. Überhaupt besticht mehr die Ausführung als der Plan, mehr das Detail als das Ganze. Gleich im 1. Buche sind der durch Götter erregte, durch Götter gedämpfte Seesturm, die Landung der Trojaner in der friedlichen Bucht, die Begegnung des Helden mit seiner Mutter trefflich geschildert, und so bietet auch jedes andere Buch des Schönen gar viel. Am wenigsten gefallen die himmlischen Scenen, wo wir nur allzu sehr die köstliche Naivetät, die Unbefangenheit der homerischen Götter vermissen. Überall, wo Virgil unmittelbar seinem Vorbild folgt, ist der Abstand bedeutend; seine Phantasie verdichtet sich nicht zu jener Plastik, die uns an den Fabelgestalten der Odyssee, an den Kampfscenen der Ilias entzückt. Aber wo er rein Menschliches, wo er insbesondere die Wandlungen der seelischen Empfindungen behandelt, da darf er neben die homerische Kunst sich stellen, zwar ein anderer, aber kein geringerer Künstler. Seine Menschen gleichen nicht den einfachen, grossen Gestalten

der homerischen Welt, aber es sind Menschen einer höheren Kultur, nicht unbefangen mehr und ihrer Eigenart unbewusst, sondern von mannigfachen Leidenschaften bewegt, voll Reflexion und durchweg, um noch einmal mit Schiller zu sprechen, sentimentalisch. Daher die echt römische Neigung zur Rhetorik, die mit äusseren Mitteln arbeitet, um Beifall oder Abscheu zu erwecken. Daher aber auch die offenbare Vorliebe der gleichgestimmten Romanen für diese Dichtung, während die mehr innerlichen Germanen die einfache Grossheit der homerischen Dichtungen bewundern. So verstehen wir es auch, dass Schiller, der mehr ein Römer als ein Grieche war, Virgil, sowie auch Horaz und Ovid hochschätzte, während Goethe, der Grieche unter den Germanen, Homer bevorzugte und von den Römern nur Properz und Martial liebte. Alles in allem verdient die Äneis nicht die Geringschätzung, die ihr heute von einseitigen Gräcisten bezeugt wird, zumal wenn man den Adel ihrer Sprache, den Wohlklang ihrer Verse ermisst. Das formelle Talent des gelehrten, fleissigen, feinsinnigen Dichters kann nicht hoch genug angeschlagen werden; man beachte nur die schöne Mitte, die er zwischen der rauhen Männlichkeit des Lucrez und der zerfliessenden Weichlichkeit des Ovid hält. Überhaupt kann der Kunstrichter nicht besonnen genug in der Beurteilung eines grossen Namens sein, wenn er bedenkt, wie man 100 Jahre vor ihm geurteilt hat und wie man vielleicht nach 100 Jahren urteilen wird. Ein musterhaftes Vorbild hat Ribbeck in seiner herrlichen Geschichte der römischen Dichtung gegeben, der liebevoll den Vorzügen der Dichter nachspürt und mit Milde ihre Schwächen berührt, ohne sie in unwissenschaftlicher Lobhudelei zu verschweigen. Grade er, der gelehrte Herausgeber seiner Werke, ist dem Genius des Virgil gerecht geworden, wie keiner vor ihm. Ausser ihm hat Wagner die Gedichte Virgils herausgegeben, für die Zwecke der Schule namentlich Ladewig-Schaper, den Kommentar des Servius Thilo. Eine interessante Nachbildung im Stil des höfischen Epikers ist die Eneit des Heinrich von Veldeke.

War Virgil der lateinische Lieblingsdichter des Mittelalters, so ist Horaz es für die Neuzeit geworden. Wir sind über sein Leben durch seine eigenen Mitteilungen gut unterrichtet, die

Suetons Vita in dankenswerter Weise vervollständigt. Q. Horatius Flaccus (65—8) ist zu Venusia, einem Landstädtchen Süditaliens, als Sohn eines Freigelassenen geboren. Von der Mutter und etwaigen Geschwistern hören wir nichts, wohl aber kennen wir den Vater, dem der dankbare Sohn ein Ehrendenkmal gesetzt hat. Er betrieb das Gewerbe eines Einnehmers (coactor), der das bei Versteigerungen durch den praeco einkommende Geld gegen eine Provision einzog. Hierdurch hatte er sich ein mässiges Vermögen erworben, da er ein Haus und ein Gütchen in Venusia besass. Der wackere Mann wünschte seinem Sohn die Bildung zu verschaffen, die er selbst gewiss schmerzlich vermisste, jedoch nicht aus äusseren Gründen, sondern damit jener einer harmonischen Ausbildung seiner Geistesgaben teilhaftig werde. Der Vater zog mit ihm nach Rom und brachte den Knaben zu berühmten Lehrern, unter denen Horaz den gelehrten L. Orbilius nennt. Dort las er die ehrwürdige Odyssee des Livius, dann die Ilias im Urtexte. Die Erziehung übernahm der Vater selbst, der ihn als Hofmeister begleitete und ihn rein und nüchtern bewahrte, indem er auf seinen Verstand einwirkte. Horaz bezeugt es selbst, dass er die hervorstechende Gabe, die Thorheiten der Menschen zu beobachten und zu verlachen, dem Vater verdanke. Im Alter von etwa zwanzig Jahren ging Horaz nach Athen, um philosophische Studien zu treiben, wie es bereits vielfach Sitte war. Da erschien im Herbst 44 der angebliche Tyrannenmörder M. Junius Brutus daselbst und rief die studierende Jugend zu den Waffen. Auch Horaz folgte kurzsichtig dem Rufe und wurde sogar zum Militärtribunen ernannt, in welcher Stellung er Kleinasien durchzog und bei Philippi 42 focht; das Selbstbekenntnis des verlorenen Schildes ist, wie auch das sinnige Märchen von dem wundersamen Erlebnis seiner Kindheit (od. 3, 4), symbolisch, nicht thatsächlich zu verstehen. Er machte von der Amnestie Gebrauch und kehrte in die Heimat zurück, wo inzwischen sein Vater gestorben und sein Vermögen zum grössten Teil eingezogen war. Mit dem Reste seiner Barschaft kaufte er sich die Stelle eines Finanzsekretärs (scriba quaestorius). Nicht um Geld zu verdienen, sondern um seiner zornigen Stimmung Ausdruck zu leihen, schrieb er die ersten Gedichte, die auf uns gekommen sind. In Athen hatte er

griechische Verse gemacht, war aber verständig bald zur Muttersprache übergegangen, ohne die griechischen Vorbilder aus den Augen zu lassen. Es zeugt von seinem guten Geschmack, dass er nicht die Alexandriner, wie der junge Catull, sondern den Jambographen Archilochus und später die Äolier Alcäus und Sappho, sowie den Ionier Anacreon, von den Landsleuten aber nur den C. Lucilius sich zu Vorbildern wählte. Den grössten Nachdruck legte er von vornherein auf die Form, wodurch er sich in scharfen Gegensatz zu den älteren Dichtern stellte. Was Catull erst nach manchen Irrungen erreicht hatte, das führt Horaz von Anfang an konsequent durch. Sein ältestes Gedicht, die 16. Epode, zeigt ihn bereits als Meister des Verses wie der Sprache. Die 17 Epoden oder richtiger Jamben sind zwischen 41 — 30 entstanden; die letzten zeigen bereits den Übergang zur reinen Lyrik. Gleichzeitig baute er eine zweite Gattung an, die Satire, in der er nicht, wie neuerdings einseitige Gräcisten anzunehmen geneigt sind, dem Cyniker Menippus oder Bion, sondern dem Lucilius folgte. Nur ging er noch einen Schritt weiter und beschränkte den Vers auf den daktylischen Hexameter, den spottenden Inhalt behielt er bei, doch legte er auf die Feile der Sprache und des Verses viel grösseres Gewicht, als der geniale, aber flüchtig arbeitende Lucilius. So entstanden die Satiren oder Sermonen, Plaudereien, die 10 Gedichte des 1. Buches zwischen 41—35, die 8 des 2. von 35—30. Inzwischen hatte er die Bekanntschaft Mäcens gemacht 38/37, mit dem ihn Virgil und Varius zusammenführten. Er begleitete den vornehmen Freund 37 auf einer wichtigen Sendung nach Brundisium und gehörte auch sonst zu seiner nächsten Umgebung; seine Sekretärstelle liess er durch einen Vertreter vermutlich verwalten. Ums Jahr 33 erhielt er von Mäcen ein Gütchen im Sabinerlande geschenkt, wohl als Dank für die Widmung des ersten Satirenbuches. Hier verweilte er mit Vorliebe, besonders während des ungesunden Spätsommers; auch Tibur und Tarent bevorzugte er. Das Jahr 30 bildet einen wichtigen Abschnitt in poetischer Hinsicht. Alle Epoden und Satiren sind, soweit wir urteilen können, vor diesem Jahre geschrieben, alle Oden und Episteln in und nach diesem Jahre. Auch in politischer Beziehung vollzog sich ein Umschwung; seit

dem Siege Octavians über Antonius und Cleopatra machte er seinen Frieden mit ihm und stellte je länger je eifriger seine Leier in den Dienst der Monarchie, ohne jemals zu würdeloser Schmeichelei herabzusinken. Im Gegenteil schlug er die Einladung des Herrschers, eine Stelle als Geheimsekretär in seinem Hofstaat anzunehmen, mit anerkennenswertem Freimut aus; auch dem Mäcen gegenüber bethätigte er mehr als einmal sein Unabhängigkeitsgefühl. Die ersten 3 Bücher der Oden oder Lieder sind in den Jahren 30—23 entstanden; sie feiern in anmutiger Abwechslung Natur und Wein, Liebe und Freundschaft, Vaterland und Gesang, sie geben den religiös-sittlichen Gedanken der Zeit vielseitigen Ausdruck. Der Erfolg entsprach allerdings zunächst nicht den hochgespannten Erwartungen des Dichters, weshalb sich dieser unwillig wiederum der Sermonendichtung zuwandte. Das 1. Buch der Briefe mit 20 Gedichten ist zwischen 23—20 entstanden; es zeigt uns die ausgereifte Kunst des Dichters und die milde Weisheit des Menschen. Der Grundzug seines Charakters ist von früher Zeit an ernst gewesen, da in fast allen Trink- und Freundschaftsliedern die Aussicht auf Tod und Grab den dunkeln Hintergrund bildet. Schon mit 40 Jahren entsagte er den Freuden der Jugend und wandte sich den Idealen praktischer Lebensweisheit zu, die er unter dem Beistand der griechischen Philosophie vertiefte. Aber er war kein Schulphilosoph; bald versenkt er sich voll aufrichtiger Hingebung in die Opferfreudigkeit des stoischen Weisen, bald gleitet er behaglich zur milden Praxis der weltmännischen Hedoniker zurück und schilt sich mit schalkhaftem Spott ein fettglänzendes Schweinchen aus der Herde Epicurs. Konsequent bleibt er sich nur in seiner Feindschaft gegen Ehrgeiz und Habsucht. Dennoch kehrte er nach längerer Pause zur Lyrik noch einmal zurück und schrieb 17 im Auftrag des Kaisers das carmen saeculare, die Festkantate zu dem Weihefeste, das den Abschluss des monarchischen Verfassungswerkes feiern sollte. Mit einem Schlage verstummten die schelsüchtigen Kritiker, und diesem Beifall der Zeitgenossen, sowie dem ermunternden Zureden des Augustus verdanken wir die 15 Lieder des 4. Odenbuches, die 17—13 gedichtet sind, zuerst die Oden, die den Sieg der Prinzen Drusus und Tiberius feiern. Aber der Kaiser war

noch nicht befriedigt; er verlangte vom Dichter ein poetisches Schreiben, wie er deren an andere gerichtet hatte. Diesem Wunsch entspricht der erste der 3 Litteraturbriefe, von denen die ersten beiden das 2. Buch der Episteln ausmachen und vermutlich in die Jahre 13—11 fallen; denn auch die an Florus gerichtete Epistel ist in eine spätere Zeit zu rücken, als gewöhnlich geschieht, wahrscheinlich ins Jahr 11. Das dritte Gedicht, auch ars poetica genannt, behandelt, wie die beiden vorigen, ästhetische Fragen, namentlich auf dramatischem Gebiete; es bietet wegen seiner sprunghaften Darstellung der Erklärung grosse Schwierigkeiten und ist daher als nicht ganz vollendet anzusehen, wenn es auch an Schönheiten im einzelnen reich ist. Von seinem äusseren Leben während der letzten Jahre wissen wir so gut wie nichts; er sah seinen Mäcen vor sich sterben, der ihm den Kaiser warm ans Herz legte, und wurde 8 selbst von einem raschen Tode dahingerafft, nachdem er Augustus mündlich zu seinem Erben eingesetzt hatte. Es wurden ihm Elegieen und ein Brief später untergeschoben, beides mit Unrecht; jene waren, wie Sueton hübsch bemerkt, gewöhnlich, dieser sogar dunkel, ein Fehler, an dem Horaz keineswegs litt. Wir betrachten nunmehr Horaz als Satiriker, dann als Lyriker.

Seine Satiren, die er selbst gar nicht zur Poesie rechnet, zeigen eine dreifache Entwicklung: im 1. Buche bemerken wir eine gewisse Schärfe des Urteils, eine Bitterkeit des Humors, die sich mehr und mehr zu einem gelassenen Lächeln über die Thorheiten der Menschen mildert; im 2. Buche tritt die dialogische, fast dramatische Form scharf hervor; im 1. Epistelbuche ist alle Bitterkeit entschwunden, der innere Frieden zeigt sich in einem behaglichen, nur gelegentlich neckenden Plauderton. In demselben Geiste sind auch die Gedichte des 2. Epistelbuches gehalten, nur mehr der Ästhetik als der Ethik zugewandt. Auch in der sprachlich-metrischen Form zeigt sich ein Fortschritt, da die Hexameter, die anfangs mehr dem Gesprächston angenähert sind, später weniger Härten aufweisen, zumal in Verschleifung langer Vokale; die Sprache zeugt immer mehr von jener urbanitas, auf die der feingebildete Römer so stolz war, wie der Franzose des 18. Jahrhunderts auf seinen esprit. Wir unterscheiden im 1. Satirenbuche Ge-

dichte, die sich auf des Dichters eigene Erlebnisse gründen, und andere allgemeinern Inhalts mit ethischer Zuspitzung. Unter der ersten Klasse erinnert die 7. Satire an Horazens Kriegsjahre, da sie einen drolligen Zank vor dem Richterstuhl des Prätors Brutus in Clazomenä erzählt. Die 8. setzt den Kampf gegen Canidia-Gratidia fort, von der bei den Epoden die Rede sein wird. Das iter Brundisinum (5) ist einer Satire des Lucilius nachgebildet, reich an behaglichem Humor. Im 6. Gedicht behandelt er sein Verhältnis zu Mäcen, das vielfach missdeutet wurde; er kommt dabei auf seine Jugend zu sprechen. Ein ähnliches Thema erörtert die 9. Satire, die Begegnung mit dem Schwätzer, in der er das rücksichtslose Strebertum in heiterster Laune geisselt. Die zweite Klasse umfasst gleichfalls fünf Gedichte, die bestimmte Laster und Fehler der Zeitgenossen verspotten. Die älteste Satire (2) verhöhnt in scharfer Derbheit das sittenlose Leben stadtbekannter Männer und Frauen; hier ist er seinem Vorbild Lucilius, der im persönlichen Spott seine Stärke hatte, am ähnlichsten. In dem folgenden Gedicht (3) wendet er sich grade umgekehrt gegen den sittlichen Rigorismus der Stoiker, deren paradoxe Übertreibungen er der Lächerlichkeit preisgiebt, indem er Milde in der Beurteilung menschlicher Schwächen empfiehlt. Das Widmungsgedicht (1) geht von der Unbeständigkeit der Menschen aus, die er auf die Habgier als das Grundübel seiner Zeit zurückführt. Er wird aber nie dabei zum trocknen Sittenprediger, sondern verkörpert seine Gedanken in Vergleichen, Bildern, Typen, Anekdoten. Grade die Ausführung macht den Hauptreiz dieser Gedichte aus, wenn sie auch die Gedankenentwicklung verschleiert, sodass der Leser aufmerksam den Faden aufsuchen muss. Die 4. und 12. Satire sind Verteidigungen in eigener Sache, insofern sie den Vorwurf der Nachlässigkeit auf der einen, der Gehässigkeit auf der andern Seite zurückweisen. Er kommt auf dasselbe Thema noch einmal zu sprechen, da man ihm die Herabsetzung des Lucilius vorgeworfen hat; er giebt diesem alle Ehre, die er verdient, behält sich aber das Recht des freien Urteils vor. Bei dieser Gelegenheit rechnet er mit seinen Kritikern ab, die ihm die Alten, Catull und Calvus, vorzogen. Schon hier sehen wir die ausgeprägte Persönlichkeit des Dichters, der ebenso entschieden ist in der Liebe wie im

Hass. Dasselbe Thema nimmt zum dritten Mal das 1. Gedicht des 2. Buches auf, die lustige Konsultation des Juristen Trebatius; der Dichter deutet auf ein erstes Lob des Kaisers bescheiden hin. Die Erbschleicherei verhöhnt die 5. Satire, das Gespräch des Ulixes mit Tiresias, zugleich eine drollige Parodie der homerischen *Νέκυια.* Gegen die Tafelschleckerei eifern nicht weniger als drei Gedichte; im 2. preist der Bauer Ofellus die Genügsamkeit, im 4. trägt ein Fanatiker der Kochkunst seine Küchenweisheit pathetisch vor, im 8. wird das Gastmahl eines reichen Protzen spöttisch beschrieben, ein Vorspiel des Petron. Ernsthafter sind die Gespräche, die eine ethische Zuspitzung aufweisen, so mit dem bankrotten Damasippus (3), der den stoischen Satz verficht, dass jeder Nichtweise rase, so auch der durch seinen neuen Besitz aufgeblasene Horaz, und mit dem Sklaven Davus (7), der seinem Herrn am Saturnalienfest einmal gründlich die Wahrheit sagt, indem er das *παράδοξον* der Stoa beweist, dass nur der Weise frei sei. Sich selbst hat der Dichter übertroffen in der Krone seiner Satiren (6), in der er dem Dank für das ihm geschenkte Landgut einen wunderherrlichen Ausdruck leiht. Den dialogischen Charakter wahrt die Erzählung des Nachbars Cervius, der die Fabel von der Stadt- und Landmaus vorträgt. Mit dieser Dichtung erreichte Horaz die Höhe der Vollendung. Erst nach sieben Jahren kehrte er zu dieser Gattung zurück, die er aber nicht mehr Satiren, sondern Episteln nennt, weil sie sich an einen bestimmten oder angenommenen Empfänger richten, vielleicht um dadurch die unmittelbare Lebhaftigkeit des Gesprächtons einhalten zu können. Zweimal nimmt er auf die kurz vorher veröffentlichten Oden Bezug, so wenn er den Überbringer der Rollen ermahnt, nicht übereifrig zu sein (13), oder wenn er in berechtigtem Selbstgefühl sich mit seinen Kritikern auseinandersetzt (19). Der eigentlichen Briefe, die einem Abwesenden Rede und Antwort stehen, haben wir eine ganze Zahl; sie zeichnen sich durch vollendete Anmut und Liebenswürdigkeit aus. Er erkundigt sich bei Florus (3) nach dem Treiben des hoffnungsvollen Stabes, der den Prinzen Tiberius 21 nach Armenien begleitete, beichtet dem Celsus (8) einen Anfall von hypochondrischer Verstimmung und empfiehlt dem prinzlichen Heerführer (9) mit unbeschreiblicher Feinheit einen jungen

Freund. Unermüdlich ist er in Beweisen treuer Freundschaft; er sucht den schwermütigen Tibull aus seinen Grübeleien aufzuscheuchen (4), lädt in sonniger Heiterkeit den vielbeschäftigten Anwalt Torquatus zum fröhlichen Gelage ein (5) und neckt den philosophischen Dilettanten Iccius (12). Die Krone dieser Briefe ist das umfangreiche Schreiben an Mäcenas (7), das in einer wichtigen Krisis des Freundschaftsverhältnisses die Entscheidung herbeiführte. Nirgends steht Horaz höher als Mensch, höher als Dichter. Er schlägt die unbequeme Einladung des Gönners rundweg ab und ist bereit, wenn jener die Entschuldigung nicht annimmt, alles zurückzugeben, was ihm Mäcen geschenkt hat; lieber arm als unfrei. Dass er es gethan hat, macht dem Menschen, wie er es gethan hat, dem Dichter Ehre; denn er umhüllt mit einer Fülle anmutiger Geschichten den bittern Kern. Dies Gedicht, das übrigens Mäcen überzeugte, ist sein Meisterstück. Eine zweite Klasse von Episteln verfolgt die ethische Richtung, die wir bereits in einigen Satiren beobachtet haben; Fragen der praktischen Lebensphilosophie werden in Briefform abgehandelt, ohne dass jemals das poetische Element ungebührlich zurückgedrängt wird. Wir lernen am besten seine Stimmung aus dem Widmungsgedicht an Mäcen (1) kennen. Er verabschiedet die holde Jugendthorheit, Lyrik und Liebe, er will denken und forschen, aber nicht nach der Weise pedantischer Schulphilosophen, sondern nach der bequemen Art des Lebenskünstlers. Seine gesamte Lebensanschauung ringt hier und in den folgenden Dichtungen nach einem angemessenen Ausdruck. Zu den frühesten Versuchen gehört der Brief (2), in dem er einem jüngern Freunde das philosophische Studium dringend ans Herz legt; das Gedicht ist reich an schönen Gedanken, entbehrt aber der höhern Einheit. Dasselbe gilt für die Epistel (6), die das nil admirari als Grundlage einer verständigen Lebensanschauung preist, aber dann in offenbare Ironie umschlägt. Zwei Sendschreiben (17, 18) geben jungen Männern Anweisung über den Verkehr mit Grossen, wofür die weltmännische Feinheit Aristipps empfehlenswerter ist, als der rechthaberische Trotz des Cynikers. Am liebsten widmet er sich der Selbstbetrachtung, getreu dem Vorbilde, das ihm einst der Vater gegeben hat. Dem Bullatius (11) legt er dar, dass der innere Friede nicht von dem

Wechsel des Aufenthalts abhängt. In einer scherzenden Selbstprüfung (15), die sich mit der Erkundigung nach einem Seebade verbindet, betont er seine Doppelnatur, die auch ein behagliches Wohlleben nicht verschmäht. Allmählich nähert sich der alternde Dichter der Stoa, die er einst so ingrimmig verspottet hatte. So beweist er seinem Herzensfreund Aristius (10), in derberem Tone seinem Verwalter (14) die Vorzüge des Landlebens vom philosophischen Standpunkt aus. Diese Gedanken finden ihre edelste und reinste Ausprägung in der herrlichen Epistel (16), in der er Legalität und Moralität einander gegenüberstellt. Es kommt nicht auf äussere Erfüllung der Gesetze und Religionsgebräuche an, sondern auf die Gesinnung, die allein sittliche Freiheit verbürgt. In fröhlichster Laune beschliesst er sein Buch (20), indem er sein geistiges Kind schilt, das unklug und schamlos an die Öffentlichkeit verlangt. Nach der Auffassung Dziatzkos haben wir in diesem Gedicht eine Vorrede zu der ersten buchhändlerischen Ausgabe der horazischen Werke zu erblicken; wird doch der Verlag der Sosii ausdrücklich genannt und auf die Verbreitung hingewiesen. Unmittelbar an das 1. Buch schliesst sich die 2. Epistel des 2. Buches, die den Abschied von der Dichtkunst in verstärktem Tone wiederholt und grade darum nach dem 4. Odenbuche gedichtet sein muss. Es ist genug des Scherzes und des Sanges; es ist Zeit von der Bühne der Öffentlichkeit abzutreten: „damit dich nicht die kecke Jugend austreibt,“ so ruft er sich mahnend zu. Einem begrenzten Gebiete gehören die andern beiden Episteln an, von denen die erstere den verkehrten Geschmack der Zeitgenossen, insbesondere das unverständige Bevorzugen der archaischen Dichter rügt, während die andere eine Fülle fruchtbarer Bemerkungen über die Dichtkunst im allgemeinen und die Dramatik im besonderen kaleidoskopisch durcheinander wirft. Wir sehen, wie treffend Schiller den Horaz als sentimentalischen oder besser als Reflexionsdichter bezeichnet hat; in vollem Bewusstsein schuf er seine Sermonen, nicht in dionysischer Begeisterung, des Gottes voll; so auch seine Lieder.

Gleichzeitig mit den ersten Satiren sind die ersten Epoden geschrieben, die nach der Verbindung eines längern und kürzern Verses benannt sind; deshalb nennt er sich mit Recht den ersten

Nachahmer des Archilochus, da zwar andere jambische Reihen bereits von Catull nachgebildet sind, diese aber noch von keinem früheren Dichter. In seinem ältesten Gedicht (16) hat er daktylische und jambische Masse kombiniert; er beherrschte schon damals in dem Grade die Form, dass er im Hexameter die Verschleifung mied, während er die Trimeter ganz rein hielt. Er rät in einem Anfall von Verzweiflung, den der erneute Ausbruch des Bürgerkrieges veranlasst hat, seinen Mitbürgern zur Flucht aus der verwünschten Heimat und zur Rettung auf die Inseln der Seligen, deren Frieden er, in Übereinstimmung mit Virgils 4. Ecloge, schildert. Denselben Gram atmet die 7. Epode, aber freudig schlägt sein Herz beim Siege über Antonius; er trägt sich dem Mäcen als Begleiter an (1) und jubelt über den Tag von Actium (9). Weniger gelungen sind die Spottgedichte auf einzelne Personen, in denen er es mit dem scharfen Witz eines Archilochus nicht aufnehmen kann. Die Neckerei gegen Mäcen (3) ist sehr harmlos, die Invektiven gegen einen gemeinen Emporkömmling (4), gegen einen feigen Verleumder (6), gegen den schlechten Dichter Mevius (10), sowie gegen hässliche alte Weiber (8, 12) sind zwar derb, aber ohne Witz. Zu dramatischer Lebhaftigkeit steigern sich die Gedichte (5, 17), die sich gegen die Hexenkünste der Canidia-Gratidia wenden. Uns wird nicht wohl bei den Ergüssen einer verbitterten Stimmung, die auch in seinen Liebes- und Trinkliedern (11, 14, 15 und 13), den Vorläufern der Odendichtung, nicht ganz fehlt. Ein schwüler Hauch liegt vielfach über den lyrischen Schöpfungen der ersten Periode, doch bricht hier und da das Feuer echter Poesie durch die Asche des Pessimismus. Am freiesten hat sich sein Genius in der köstlichen Epode (2) entfaltet, die dem Landleben ein tief empfundenes Loblied singt. Um so mehr ist es zu beklagen, dass der Dichter durch einen unerwarteten Schluss die poetische Stimmung selbst zerstört. Mit dem Jahre 30 verabschiedete er die Jamben und wandte sich höheren Aufgaben zu, indem er die sapphische Strophe nach Catulls Vorgang, die alcäische aber als erster Römer und dazu die Fülle der asklepiadeischen Systeme nachbildete. Horaz war kein Nachahmer im gewöhnlichen Sinne; nur wenig Gedichte sind als einfache Studien nach dem Griechischen anzusprechen.

Er wandelt in Form und Inhalt selbstgewählte Bahnen, ohne der griechischen Vorbilder je zu vergessen. Entweder ersetzte er die griechischen Lokalfarben durch römische oder vermählte einen neuen, sittlich vertieften Inhalt mit der alten Form. Aber auch die Rhythmen bildete er in weiser Berücksichtigung der würdevollen Sprache Roms feinsinnig weiter, bevorzugte an gewissen Stellen die langen Sylben und führte regelmässige Einschnitte ein. In sprachlicher Hinsicht ist er stets sauber, bestrebt, den nicht überreichen Ausdruck seiner Muttersprache zu bereichern, dabei massvoll im Gebrauch der rednerischen Figuren und nur selten in den Banden des Alexandrinismus, der doch den jungen Catull und nachmals Properz und Ovid so stark beeinflusste. Freilich ist er nicht ein Sänger, dem das Lied aus der Kehle dringt, wie dem Vogel, der in den Zweigen wohnt; er kann sich weder mit Catulls Leidenschaftlichkeit, noch mit des Alcäus Glut und Goethes Feuer vergleichen. Schiller nennt ihn treffend den wahren Stifter der sentimentalischen Dichtungsart und ihr unübertroffenes Muster. Immer drängt sich der Gedanke in seine Empfindung hinein, die er nicht unmittelbar, sondern nur reflektiert wiedergiebt. Es ist daher nicht das durstige Trinklied, das sehnsüchtige Liebeslied, die schwungvolle Ode seine Stärke, sondern das herzliche Freundschaftsgedicht, die Ausprägung einer milden, liebenswürdigen Lebensweisheit. Aber seinem feinsinnigen Streben, seinem auserlesenen Geschmack gelingt es mehr als einmal, die Grenzen seiner Begabung zu überfliegen und im eigentlichen Liede, ja selbst in der Ode höheren Stils Grosses zu leisten. Es sind die ersten 3 Bücher vom 4. zu unterscheiden, das 10 Jahre später herausgegeben ist; die Anordnung ist wohlberechnet. Nach dem Widmungsgedicht an Mäcen, dem der Schluss entspricht, folgt eine Sammlung auserwählter Gedichte (2—12), in wechselnden Massen, gewissermassen als specimen seiner Kunst; auch die Adressaten (Mäcen, Cäsar Octavianus, Virgil, Konsul Sestius, Agrippa, Plancus) sind mit Fleiss ausgewählt. Mit einem reizenden Liedchen schliesst das 1. Buch, während das 2. mit einigen Prachtstücken beginnt, die wiederum hervorragenden Männern gelten (Pollio, Sallust, Dellius). Fast regelmässig wechselt sapphisches und alcäisches Mass, den Schluss

bildet die Prophezeiung seines Ruhmes. Schön beginnt das 3. Buch mit den berühmten 6 Römeroden, auf deren politische Bedeutung in dem wichtigen Jahre 28/7 Mommsen treffend hingewiesen hat. Und nun wieder in angenehmer Abwechslung ernste und heitere Lieder, kurze und längere Gedichte, bis die Sammlung trefflich beschlossen wird. Das 4. Buch, seinen Liederherbst, hat Horaz auf äussere Veranlassung nachgeschickt, ohne dass eine wesentliche Abnahme seiner Dichterkraft bemerkbar wäre. Ja, es zeigt sich sogar eine gesteigerte Sorgfalt der metrischen Feile, wofür u. a. die neu auftretende weibliche Cäsur der sapphischen Strophe spricht. Das 1. Gedicht fingiert eine Veranlassung zur Wiederaufnahme der Lyrik, im übrigen überwiegt die Odenpoesie höheren Stils mit patriotischer Tendenz, die bereits das carmen saeculare eingeleitet hatte. Ein Preis des Herrschers schliesst das nicht umfangreiche Buch, das gleichwohl einige Perlen in sich schliesst, wie die beiden Frühlingsgedichte. Es ist nicht eben leicht, die Oden zu klassifizieren, da oft in demselben Gedicht die verschiedensten Motive behandelt werden. Wir haben in unserer Biographie (Horaz, sein Leben und seine Werke) 8 Klassen angenommen. Die Naturlieder sind in der Minderzahl, wenn auch in vielen Gedichten auf das Erwachen des Frühlings, die Glut des Sommers, den Regen des Herbstes, das Eis des Winters Bezug genommen wird, reichlich mit Reflexionen über menschliche Hinfälligkeit gemischt. Recht buntartig sind die Trinklieder, die oft an das Freundschaftsgedicht, aber auch an das Liebeslied streifen. Bald ernst als Diener des Bacchus, bald heiter im Genuss des Augenblicks, greift der Dichter gern zum Becher und fordert gern seine Freunde und Freundinnen zum Trinken, aber mit Massen auf. Sinnig und gedankenvoll weiss er die Wirkungen des Weines zu schildern. Im Liebeslied spielt er mehr, als er wirklich empfindet, er nennt seine Liebe mit Recht lässig, gemächlich. Nur in dem herrlichen carmen amoebaeum ist es ihm gelungen, dem naiven Dichter ebenbürtig an die Seite zu treten; die kurze Zusammendrängung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Mischung von Trotz und Sehnsucht, die wundervolle Steigerung, in der das Mädchen den Jüngling überbietet, ist ein Meisterstück. Als unübertroffen zeigt er sich

im Freundschaftsliede, wenn er Bekümmerte tröstet, Sorgenvolle aufheitert, Bekannte neckt, Höherstehende mahnt, stets würdig und massvoll, niemals schmeichelnd und unwahr; Bedenken erregt nur der Preis des Lollius (4, 9), der wohl mit einer Verkennung des wenig achtbaren Hofmannes zu erklären ist. Höher hinauf richtet er den Blick im Vaterlandsliede, das namentlich später gradezu dem Kaiser und seinem Hause huldigt. Es ist, wie er selbst erkannt hat, nicht das Gebiet, auf dem er heimisch war. Nicht Pindar, sondern Anacreon mit den Seinen stand ihm näher. Und dennoch hat er Grosses und Schönes geleistet, um dessentwillen man ihm manche frostige Stelle vergiebt. Die Römeroden sind nicht nur eine politische That, sondern wahrhaftige Poesie; denn die wuchtigen Gedanken gewinnen eine plastische Gestaltung, so wenn des Augustus Sieg über seine Gegner mit der *γιγαντομαχία* oder die Schmach von Carrhä mit der patriotischen Senatsrede des Regulus wiedergegeben wird. Sollte der Dichter des „Dulce et decorum est pro patria mori“ wirklich sich gar nicht auf das Lied im höheren Chor verstehen? Dafür legt auch der „Adler des Horaz“, die schwungvolle Ode auf Drusus, Zeugnis ab und die so herzlich einfache, fast rührende Verherrlichung des abwesenden Herrschers, den das Vaterland ersehnt, wie die Mutter den entfernten Sohn. Alle Citate griechischer Parallelstellen, in denen die neueren Erklärer sich nicht genugthun können, verringern das Verdienst des Dichters keineswegs; denn, um bei dem letzten Beispiel zu bleiben, grade der Vergleich der Liebe des Volkes zu seinem Herrscher mit der Sehnsucht einer Mutter ist dem Horaz als Eigentum zuzuweisen und bedingt die poetische Schönheit. Auch Gedichte religiösen Inhalts sind mehrfach vorhanden, wie denn die ganze Dichtung der Alten mit mythologischen Anspielungen durchwoben ist. Es spricht aus ihnen mehr der Kunstverstand des Dichters, als tiefes, eigenes Empfinden, das nur einmal schön durchbricht. Eine besondere Klasse bilden die Lieder, die Wesen und Wirkung des Gesanges preisen; sie bezeugen die verständige Einsicht Horazens in die seiner Begabung gesteckten Grenzen. Aber mit wahrer Bescheidenheit paart sich auch edles Selbstgefühl, besonders in dem herrlichen Liede, das dem Gotte den Dank ausspricht für den Erfolg des patriotischen

Festgedichts. Endlich ist noch der Gedichte zu gedenken, die abseits stehen als Versuche, das Gebiet der Lyrik zu erweitern; sie besingen epische Themen in lyrischen Massen und können nicht zu den gelungenen Leistungen zählen, erinnern auch zuweilen an die Epyllien der Alexandriner.

Es ist keine umfangreiche Leistung, die uns aus 30 Jahren dichterischer Thätigkeit vorliegt; die leidige Kunst des Vielschreibens kannten die Alten nicht, weil sie wussten, dass die Form, nicht der Inhalt den Wert des Kunstwerks bedinge. Erst die Formlosigkeit des modernen Epos, des Romans, hat die banausische Freudigkeit am Stoff erzeugt und damit den reinen Kunstgeschmack in der Wurzel getroffen. Horaz steht so deutlich vor uns, wie kaum ein römischer Dichter, eine abgeschlossene Persönlichkeit, ein liebenswürdiger Mensch und ein echter Dichter. In ihm vollzog sich, vielleicht in noch höherem Grade als in Virgil, die Vermählung römischer Tüchtigkeit und griechischen Schönheitssinns; zu den Vorzügen des Römers fügte er die σωφροσύνη des Griechen. Darum hat er, wie Cicero für die Prosa, so (mit Virgil) für die Poesie die mustergültige, klassische Kunstform gefunden; er hat das Höchste geleistet, dessen die römische Begabung überhaupt fähig war. Er war allerdings dem Plautus an komischer Kraft, dem Lucrez an tiefsinnigem Ernst, dem Catull an feuriger Leidenschaftlichkeit nicht gewachsen; aber Eins hatte er vor ihnen voraus, das Mass, das sich in Form und Inhalt seiner Dichtungen offenbarte. Mag Catull in dem einen oder andern Liedchen ihn übertroffen haben, was zuzugestehen ist, so ist doch Horaz ihm, wenn wir die Gesamtheit ihrer Werke vergleichen, entschieden überlegen. Catulls Leistungen sind sehr ungleich, oft minderwertig, sein Geschmack nicht ausgereift, seine Technik schwankend. Horaz ist von vornherein den besten Vorbildern, den Klassikern der Hellenen und einem der liebenswürdigsten Dichter Roms, gefolgt. Seine Meisterschaft in technischer Hinsicht ist von seinem ersten Gedicht an unbestritten, sein Fortschreiten zu höheren Zielen besonnen und meist glücklich. Die Epoden können mit wenigen Ausnahmen allerdings nicht als vollendete Kunstwerke angesprochen werden, aber die besseren Satiren und fast alle Episteln sind das Reifste, was wir in der

römischen Litteratur besitzen und dem wir in der griechischen nichts an die Seite setzen können. Und ebenso findet sich unter den Oden manch vollendet schönes Lied, wenn man vor allem die kleineren bevorzugt, so das Freundschaftsgedicht an Lamia (1, 26), die ernstliche Mahnung an Murena (2, 10), das Lob des Weines (3, 21), um nur einige aus der grossen Zahl herauszugreifen. Auch in den grösseren Oden findet sich des Schönen und Verehrungswürdigen genug und übergenug, sodass Horaz mit Recht der Liebling fast aller Zeiten gewesen ist.

Die Beziehungen römischer Schriftsteller zu Horaz hat Hertz mit grosser Sorgfalt gesammelt, von Virgil bis auf den Kirchenvater Hieronymus. Sehr bald wurde ihm zu teil, was er vorausgesagt hatte, ein Platz unter den Schulautoren. Namhafte Gelehrte gaben sich mit seiner Erklärung ab; wir besitzen noch die wertvollen Scholien des Pomponius Porphyrio (um 250 n. Chr.), während die unter dem Namen des Acro überlieferten gefälscht sind. Seine Beliebtheit beweist auch die grosse Zahl der Handschriften (ungefähr 250). Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften trat Horaz in den Vordergrund. Von den älteren Erklärern ist mit Auszeichnung der Franzose Dionysius Lambinus zu nennen, der seit 1561 im klassischen Latein die Horazlektüre durch umfassende Gelehrsamkeit förderte. Viel umstritten ist die Ausgabe des Belgiers J. Cruquius, der sich auf alte Handschriften (die Blandinii in Gent) beruft, die später verloren gegangen sind. Aber erst das kritische Genie des Engländers R. Bentley brachte seit 1711 sichere Grundlagen für eine zuverlässige Feststellung des Textes und geschmackvolle Erklärung. Sind auch seine geistvollen Vermutungen über die ursprüngliche Lesart (Konjekturen) oft allzukühn und nicht immer notwendig, so regen sie doch noch heute zu tieferer Erfassung der dichterischen Absicht an. Weniger fruchtbar sind die Forschungen des Holländers Hofmann Peerlkamp seit 1834 gewesen, der durch seine im Prinzip nicht unberechtigte (vgl. od. 4, 8, 16/17), in der Praxis masslos subjektive Annahme von Fälschungen des Textes (Interpolationen) viel Unheil gestiftet hat. Seitdem ist die Zahl der Ausgaben und Einzelschriften ins Unendliche gewachsen; sie beweist die Beliebtheit des Dichters, seinen unvergäng-

lichen Wert für die Heranbildung der studierenden Jugend. Es mögen unter der kaum übersehbaren Zahl der Schulausgaben die bewährte von Nauck-Krüger und die neuerdings erschienene von Kiessling genannt werden. Unter den Übersetzungen verdienen Em. Geibels klassisches Liederbuch und Bardts Übertragung einiger Satiren und Episteln ehrenvolle Erwähnung. Die Bedeutung des Dichters für die aus der „Gottsched-Gellert-Weisseschen Wasserflut" auftauchende vaterländische Litteratur ist gross, wie namentlich die Nachbildungen Hagedorns und Klopstocks, sowie die Abhandlungen Lessings und Schillers und die Übersetzungen Wielands beweisen.

Aber keine der poetischen Gattungen gewann eine so vollendete Ausbildung, wie die Elegie, als deren Meister uns nächst Cornelius Gallus die Dichter Tibull, Properz und Ovid genannt werden. Begründet von den Ioniern, unter denen Tyrtäus, der Sänger des Krieges, und Mimnermus, der Sänger der Liebe, hervorragen, bildete die Elegie mit ihrem vielseitigen Inhalt den Übergang von der Objektivität des Epos zur Subjektivität der Lyrik; ihr charakteristisches Merkmal ist die distichische Form, in der der weibliche Pentameter sich dem männlich kräftigen Hexameter schön anschmiegt. Sie wurde von den Alexandrinern wieder aufgenommen, die in ihrer Vorliebe für kunstvolle Ausführung die Begrenzung liebten und so auch das Epyllion dem Epos vorzogen. Ihr Meister war Callimachus, der leider auch für die prunkende Verwendung gelehrten Wissens den Ton angab. So hat sie Catull in die römische Poesie eingeführt, so Tibull weiter gepflegt.

Albius Tibullus (54—19), aus einer angesehenen und wohlhabenden, aber später verarmten Familie entsprossen, gehörte zu dem Sängerkreise, der sich um den gefeierten Feldherrn und Staatsmann M. Valerius Messalla Corvinus scharte. Er machte unter diesem den aquitanischen Feldzug 28 mit; von einem Zuge nach dem Orient musste er abstehen, da er in Corcyra erkrankt war. Auch behagte ihm nicht militärisches oder politisches Treiben, seine Sehnsucht galt dem Landleben und den Freuden der Liebe, deren liebenswürdigster Herold er geworden ist. Er lebte meist auf seinem Gütchen bei Pedum in angenehmen Verhältnissen, aber nicht selten von hypochondrischen Grillen, ja von bangen Todes-

gedanken geplagt. Daher finden wir zweimal seinen Freund Horaz bemüht, ihn zu trösten, das eine Mal in scherzender Weise über die Treulosigkeit der Glycera (od. 1, 33), das andere in ernster Mahnung (ep. 1, 4), zugleich mit einem Hinweis auf Tibulls ästhetische Bemühungen (nostrorum sermonum candide iudex). Unter dem Namen des frühverstorbenen Dichters sind uns 4 Bücher überliefert, die aber nur etwa zur Hälfte als sein sicheres Eigentum anzusprechen sind; die andere Hälfte umfasst Dichtungen von sehr verschiedenem Werte, die nur das mit einander gemein haben, dass sie dem um Messalla sich sammelnden Freundeskreise entstammt sind. Als seine vollendeten Gedichte sind nur die 10 Elegieen des 1. Buches anzusehen, die an eine Delia, welche Plania geheissen haben soll, zum Teil auch an einen Jüngling Marathus gerichtet sind. Dieses Buch hat Tibull sicherlich selbst herausgegeben; ob auch die 6 Elegieen des 2. Buches, in denen eine Nemesis gefeiert wird, die vielleicht mit jener Glycera identisch ist, steht dahin, da sich verschiedene Spuren mangelnder Feile zeigen. Wenn Ovid in seinem Nachruf (am. 3, 9) mit der Mutter und Schwester auch Nemesis an das Sterbelager des Dichters führt, wenn er dabei auch der Delia gedenkt, so ist es misslich, dergleichen poetische Fiktionen für bare Münze zu nehmen und die hübsche Symbolik zu vergröbern. Überhaupt ist es bedenklich, aus den Liebesliedern dieses wie andrer Dichter eine vollkommene Entwicklung der Liebesverhältnisse konstruieren zu wollen. Es sind doch nur wenige Lyriker wie Goethe Gelegenheitsdichter im schönen Sinne des Wortes, und auch ihnen ist nicht immer zu trauen. Um wie viel weniger den Römern, die mit vollem Bewusstsein den Spuren ihrer griechischen Vorgänger folgten und gewiss manche Situation erdichteten, um ihren Vorbildern ähnlicher zu werden! Tibulls Verdienst ist es zunächst, dass er glücklich war in der Wahl seiner Muster; nicht Callimachus, sondern Mimnermus war ihm Vorbild, Liebe und Landleben der einzige Stoff zu seinen Gesängen, von Gelehrsamkeit findet sich kaum eine Spur. Wir wollen einige Elegieen des 1. Buches (1; 3; 10) herausgreifen, um an ihrer Analyse die Eigenart seines Schaffens aufzuweisen.

Mit einer Ablehnung des Reichtums beginnt er (1), um das bescheidene, aber zufriedene Leben, wie er es führt, zu preisen. Fromm gegenüber den gütigen Göttern, verlangt er nicht nach dem grössern Besitz seiner Vorfahren, sondern begnügt sich, auf warmem Lager, die Geliebte im Arm, dem Rauschen des Regensturmes zu lauschen. Einem Messalla geziemt es, zu Wasser und zu Lande zu kriegen, er hütet die Schwelle seines geliebten Mädchens. Auf sie will er noch in der letzten Stunde schauen, sie wird ihm liebevoll die letzten Ehren erweisen. Bis dahin aber wollen sie der Liebe huldigen, da das Alter langsam heranschleicht. Noch ist es erlaubt, Thüren zu zerbrechen und Liebesstreit zu erregen. In einem solchen Kriege ist der Dichter Feldherr und Soldat; er verachtet von seinem sichern Heim aus den Reichtum wie den Hunger. Tief empfunden ist die Elegie (3), in der er seine Krankheit in dem Phäakenlande schildert. Das hat Delia nicht geahnt, als sie vor dem Scheiden des Liebsten die Götter befragte, aber Tibull hat es schon aus allerlei Vorzeichen vermutet. Er erfleht von der seiner Geliebten heiligen Isis Gesundheit und Rückkehr, vor allem aber verwünscht er das Reisen uud die Gewinnsucht und alle die andern leidigen Errungenschaften, die nach Saturnus' glücklichem Regiment auf Erden sich breit gemacht haben. Jetzt ist es anders; Juppiter möge ihn beschützen ob seiner Frömmigkeit. Wenn aber seine Zeit erfüllt ist, so sei dies sein Grabspruch:

Hic iacet inmiti consumptus morte Tibullus,
Messallam terra dum sequiturque mari.*)

Ihn selbst wird Venus in die elysischen Gefilde führen, wo Vögel lieblich singen und Lüfte köstlich hauchen, wo Jünglinge mit Mädchen scherzen; denn dahin kommen nur die Schützlinge Amors. Daneben aber liegt in tiefer Nacht der Sitz der Verdammten, des Ixion und Tityos, des Tantalus und der Danaiden. Inzwischen möge Delia unter Obhut ihrer würdigen Mutter sittsam zu Hause bleiben. Köstlich schliesst das schöne Gedicht:

---

*) Hier ruht Tibull, den grausam der unholde Tod überraschte,
Als er Messalla getreu folgte zu Land und zu Meer.

Haec tibi fabellas referat positaque lucerna
  Deducat plena stamina longa colo,
At circa gravibus pensis adfixa puella
  Paulatim somno fessa remittat opus.
Tum veniam subito, nec quisquam nuntiet ante,
  Sed videar caelo missus adesse tibi.
Tunc mihi, qualis eris, longos turbata capillos,
  Obvia nudato, Delia, curre pede.
Hoc precor, hunc illum nobis Aurora nitentem
  Luciferum roseis candida portet equis.*)

Weniger gefallen die dem Marathus gewidmeten Elegieen (4, 8), während der Preis Messallas (7) durchaus würdig und poetisch gehalten ist. Ungemein charakteristisch für Tibulls Kunst ist das Schlussgedicht (10), das den Krieg verwünscht und den Frieden verherrlicht. Verwünscht, wer die Schwerter erfunden hat, wenigstens der, der die Schwerter gegen Menschen zuerst gezückt. Früher war es ganz anders und besser; nun muss der Dichter in den Krieg ziehen und vertraut sein Heil darum den Göttern an. Er verspricht nach glücklicher Rückkehr ein reichliches Opfer, das er hübsch ausmalt. Lieber hört er vom Kriege erzählen, als dass er selbst dabei ist. Es ist ja auch zu thöricht, den Tod herbeizulocken, da es unten weder Saatfelder noch Weingärten giebt. Da ist ein gealterter Landmann doch besser daran, der friedlich mit den Seinen seinem friedlichen Berufe nachgeht. Wenn nur erst der Friede käme, der Bringer aller guten Gaben, wenn die Pflugschar glänzt und das Schwert vermodert, wenn der Bauer bezecht seine Familie vom Fest nach Hause führt. Freilich giebt es dann noch Kriege, aber nur Kriege der Liebe, die Amor anfacht. Aber auch hier ziemt es sich,

*) Die mag dir Märchen erzählen und mag beim Scheine der Lampe
  Von ihrem Rocken herab lange Fäden sich ziehn;
Aber das Mädchen lasse, vom schweren Tagwerk ermattet
  Und vom Schlaf übermannt, langsam die Arbeit nun ruhn:
Dann will plötzlich ich kommen und niemand melde mich vorher,
  Wie vom Himmel gesandt, will ich dann bei dir sein.
Dann lauf', wie du grad' bist, das lange Haar wirr entfaltet,
  Und mit entblösstem Fuss, Delia, in meinen Arm.
Das ist mein Flehn, mög' Aurora, die strahlende, uns einmal bringen
  Solch schönen Morgenstern auf ihrem rosgen Gespann.

Mass zu halten; wer es über sich gewinnt, sein Mädchen zu schlagen, der gehört in den Krieg. Komm, holder Friede, mit dem Ährenkranze, von Früchten erglänze dein Schoss! Ähnliche Themata erörtert das 2. Buch, nur nicht so einfach und sinnig. Das 1. Gedicht feiert das Fest der Ambarvalia, das 2. und 3. wünscht einem Cornutus reiches Eheglück. Die folgende Elegie gehört der Nemesis, die eine hauptstädtische Hetäre gewesen zu sein scheint, habgierig und launisch. Das 5. Gedicht feiert den Messalinus, den Sohn seines Gönners Messalla. Das Schlussgedicht strömt wieder über von Liebesklagen; die Thüre verschlossen, die Vermittlerin bestochen von reicheren Nebenbuhlern, der Dichter in Angst und Zorn. Unermüdlich ist er in der Ausmalung solcher Situationen, die aber weit mehr das Leid, als die Freude der Liebe betreffen.

So sehen wir, dass der Gedankenkreis Tibulls nur beschränkt, die Anzahl seiner Stoffe nur gering ist. Aber in der Beschränkung zeigt sich auch hier der Meister; es sind wirkliche Herzenstöne, die er seiner goldenen Leier entlockt, Empfindungen, nicht Gedanken. Daher dürfte Tibull eher den naiven, als den sentimentalischen Dichtern zuzurechnen sein. Was er hasst, ist Krieg und Kriegsgeschrei, alles öffentliche und aufgeregte Leben; was er liebt, ist Frieden und Ruhe, die Freude des Landlebens, der Liebe. Meisterhaft ist die Ausführung. Flüssig gleiten seine Verse dahin, doch ohne die fliessende Glätte Ovids, kristallklar ist die Sprache, sorgsam gefeilt und leicht verständlich; alles mythologische und antiquarische Beiwerk ist auf das Nötigste beschränkt, ohne Neigung zum gelehrten Exkurs. So steht der frühvollendete Dichter in seiner liebenswerten Individualität vor unserm geistigen Auge; er baute nur ein kleines Gebiet an, errang aber hier die höchsten Erfolge.

Scharf sondern sich von den ersten 2 Büchern die übrigen Gedichte ab, zunächst das 3. Buch, das bereits in den Handschriften einem Lygdamus zugeschrieben wird, unter dem ein anderer Name sich verbirgt. Die 6 Gedichte sind nach dem 1. Buche der Tristien Ovids geschrieben oder herausgegeben, da der Verfasser einen Vers seines Vorbildes wörtlich citiert (6, 18). Danach ist Lygdamus wie Ovid 43 geboren, kann aber mit ihm nimmermehr

identisch sein. Seine Elegieen gelten einer Neära, die er bald als coniux, bald als Geliebte anredet; sie sind glatter und oberflächlicher als die Lieder Tibulls, von dessen Innigkeit Lygdamus nichts hat. Noch tiefer steht 4, 1, der Panegyricus auf Messalla, dessen Geist und Ton den uns bekannten Gesinnungen Tibulls gradezu widerspricht. Hier lässt sich ein junger, strebsamer Anfänger hören, dessen Absichten deutlich erkennbar sind. Daher die geschmacklosen Übertreibungen, die gelehrten Exkurse, der bedientenhafte Sinn. Dagegen sind die übrigen Gedichte des 4. Buches ihrem Werte nach sehr hoch anzuschlagen, wenn auch ihre Verfasser nicht durchweg zu ermitteln sind. Es sind im ganzen 3 Bündel zusammengehöriger Elegieen: Gedicht 2—6 feiern die Liebe eines Cerinthus und einer Sulpicia, sie werden von einigen dem Tibull zugeschrieben; Gedicht 7—12 behandeln dasselbe Thema, aber aus der Feder des Mädchens selbst, die aus vornehmem Geschlecht, eine Enkelin des Juristen Serv. Sulpicius und eine Nichte Messallas war; Gedicht 13—14, sowie 2 Priapea (81 und 82) scheinen dem Tibull selbst anzugehören. Der erste Liederkranz beginnt mit einer Verherrlichung der Schönheit Sulpicias; keine ist des Chores der Musen würdiger als sie (2). Dann lässt der Dichter (Tibull?) das Mädchen selbst sprechen, das dem Geliebten gute Wünsche für die Jagd mitgiebt, Warnung vor wilden Tieren und Sehnsucht, teilzunehmen (3). Demnächst ruft er Apolls Hülfe für die Erkrankte an und tröstet den Jüngling, Apollo werde in einer Heilung zwei retten (4). Wiederum nimmt Sulpicia das Wort, um den Geburtstag des Cerinthus zu feiern und Liebesglück von der Venus zu erbitten (5). Das folgende Gedicht ist für den Geburtstag des Mädchens geschrieben, das kein anderes Glück kennt, als die Vereinigung mit dem Geliebten auf immer; mag auch die Mutter ihr Wünsche vorschreiben, sie betet, nunmehr zum Selbstbewusstsein erwacht, im Stillen um etwas anderes (6). Mit dem nächsten Gedichte beginnen wir den zweiten Liederkranz, der von Sulpicia selbst gedichtet ist; offenbar verrät er geringere Kunstübung, aber ein heisses Sehnen in kurzen, aufgeregten Billets. In jubelnder Freude verkündet sie, dass ihr Wunsch erhört, ihre Liebe beseligt ist (7):

Ihr tausend Blätter im Walde wisst,
Ich hab' schön Rothrauts Mund geküsst.

Wie dort bei unserm Mörike der Knabe, so jubelt hier, unbekümmert um Zucht und Sitte, die glückliche Geliebte:

Sed peccasse iuvat, vultus componere famae
Taedet: cum digno digna fuisse ferar.*)

Das ist echte Empfindung, die auch durch die folgenden Lieder stürmisch auf- und abwogt, himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Das Mädchen klagt, dass sie am Geburtstage des Liebsten dem Oheim Messalla aufs Land folgen muss (8). Aber das folgende Gedicht widerruft die Trauerkunde: Weisst du schon? Natali Romae iam licet esse suo**) (9). Zornig hält sie ihm vor, dass er ihr untreu geworden und eine Dirne der Tochter eines Servius vorgezogen habe (10). Dann wieder hören wir von einer Erkrankung, in der sie den Geliebten fragt, ob er sie auch schon vergessen habe (11). Endlich eine Zuschrift voll tiefer Reue und heisser Sehnsucht; sie ist ihm tags zuvor entflohen, um die Glut ihres Herzens zu verbergen (12). Dazu gesellen sich zwei andere Gedichte, in deren ersterem der Dichter (Tibull?) seine unwandelbare Liebe beteuert (13), während das andere das Gerücht von der Untreue des geliebten Mädchens schweigen heisst (14). Es gehören diese kleinen Elegieen zu dem Schönsten, was uns das Altertum hinterlassen hat. Die Verschiedenheit der Verfasser aber bezeugt das Schönheitsgefühl, das damals die Herzen der feingebildeten Kreise beseelte. Die ästhetische Erziehung der Römer war vollendet. — Die Handschriften, die Tibulls und seiner Zeitgenossen Gedichte enthalten, sind recht mässig, Ausgaben sind von Lachmann, Dissen, Hiller besorgt.

Ganz anders geartet ist die Muse des Properz. S. Propertius (um 49—15) stammte aus Umbrien, wahrscheinlich aus Asisium. Er verlor früh seine Eltern, aber auch einen Teil seines Besitzes, wie so mancher seiner dichterischen Zeitgenossen. Doch blieb ihm noch genug, um in Rom ohne Amt und Beruf in bequemer Junggesellenfreiheit seinem Genius zu leben. Es sind unter

*) So fehl' ich gern und nicht mag des Geredes wegen ich heucheln:
Kund sei's, die Würdige gab hin sich dem würdigen Mann.

**) Nunmehr darf in der Stadt sie den Geburtstag begehn.

seinem Namen 4 Bücher Elegieen überliefert, die man aber nach Lachmanns Vorgang (auf Grund von 3, 13, 25) in 5 Bücher zerlegt hat, indem man mit 2, 10 ein neues Buch beginnt. Von diesen ist das 1. Buch unter dem Namen Cynthia allein herausgegeben, benannt nach der Freigelassenen Hostia, die Properz nach bekanntem Brauch unter einem fremden Namen verehrte. Dieses Werk machte ihn berühmt und führte ihn auch dem Kreise des Mäcenas zu, der ihn lange vergeblich (2, 1) zu anderen Aufgaben zu bewegen suchte. Auch die folgenden Bücher huldigen in der Hauptsache der Liebe mit Ausnahme des 5., in dem der Dichter patriotische Stoffe besingt, wie es nachmals Ovid in seinen Fasten gethan hat. Diesem war er innig befreundet, wie auch dem Tullus, dem das 1. Buch gewidmet ist, während er Virgil als älteren Genossen verehrend feiert. Hingegen fehlt der Name des Horaz in seinen Dichtungen, wie auch dieser Properz nicht mit Namen nennt, wenn er auch deutlich auf den Nachahmer des Callimachus und Mimnermus stichelt (ep. 2, 2, 100). Vor allem waren die Alexandriner, ausser Callimachus Philetas von Cos, die vielbewunderten Muster des Properz, man darf sagen zu seinem Unglück. Denn wenn er auch die Geheimnisse der poetischen Technik ihnen ablauschte, so nahm er doch auch den Ballast mythologisch-antiquarischer Gelehrsamkeit herüber, vor dem sich Tibull stets, Horaz meistens gehütet hatten. Aber er war doch ein Dichter von Gottes Gnaden, wie nur einer, der es verstand, zu sagen, was er leide.

Properz ist ein Sänger der Liebe; nur wenige Dichter aller Völker haben es verstanden, die süssen Geheimnisse des Herzens zu empfinden und wiederzugeben wie er. Er fühlt leidenschaftlich und heiss, aber seine Sinnlichkeit ist gesund, ebenso entfernt von Tibulls Schwermut wie von Ovids frivoler Tändelei. Schade nur, dass immer die Gelehrsamkeit erkältend dazwischen tritt mit ihren traditionellen Beispielen, deren Verständnis durch Auswahl der entferntesten Attribute recht unnötig erschwert wird. Wir bekommen Respekt vor dem Wissen der römischen Damen, wenn wir die Fülle und Mannigfaltigkeit der von ihm angeführten Sagengeschichte mustern. Noch mehr verleidet dem modernen Leser dieses unnötige Detail die Lektüre. Ist man aber erst

durch den Wust der Vergleiche und Anspielungen hindurchgedrungen, so erschliesst sich ein Born echter Poesie. Zwar ist es nur eine Hetäre, die den Mittelpunkt der Mehrzahl der Elegieen in allen 5 Büchern bildet, nur im letzten tritt sie zurück; aber es muss diese Cynthia eine ungewöhnliche Erscheinung gewesen sein, feingebildet und dichterisch thätig, dabei voll Charakter und Temperament. Nur muss man nicht einen förmlichen Roman herausklügeln wollen aus dieser Mischung von Dichtung und Wahrheit. Genug, dass es der Dichter verstanden hat, uns die Liebe in allen Stadien nachempfinden zu lassen, in Erwartung und Erfüllung, Liebe und Hass, Freude und Leid, Eifersucht und Versöhnung. Denn es sind beides leidenschaftliche Menschen; bald folgt sie einem reichen Prätor oder einem andern vermögenden Manne aufs Land, ins Bad, bald tröstet sich der leichtgemute Dichter mit einem willigeren Liebchen. Friedfertig geht es nur selten zu, da selbst im Genuss Properz wildeste Aufregung liebt nach dem Grundsatz „rixae amantium amoris redintegratio". So wird die ganze Skala der Gefühle von der ersten Erwartung bis zur harten Trennung durchmessen; von dem 1. Buch kann es wirklich heissen:

Cynthia prima fuit, Cynthia finis erit.*)

Um eine lebhaftere Vorstellung von der Kunst des Dichters zu geben, der in der Behandlung der Sprache die Klarheit Horazens und in metrischer Hinsicht die Weichheit Tibulls vermissen lässt, so mag hier eine Probe folgen (1, 3)**):

Qualis Thesea iacuit cedente carina
  Languida desertis Gnosia litoribus,
Qualis et accubuit primo Cepheia somno
  Libera iam duris cotibus Andromede,
Nec minus adsiduis Edonis fessa choreis
  Qualis in herboso concidit Apidano,

---

*) Cynthia hiess es zuerst, Cynthia heisst's noch zuletzt.

**) Sowie ermattet die Kreterin lag am verlassenen Ufer,
  Während des Theseus Schiff langsam die Insel verliess;
Sowie Andromeda ruhte, da nach der Erlösung vom Felsen
  Wieder der erste Schlaf Cepheus' Tochter umfing;
Und wie vom endlosen Tanz nun ermüdet die thraksche Bacchantin,
  Hingesunken ins Gras, schläft am Apidanusfluss:

Talis visa mihi mollem spirare quietem
Cynthia non certis nixa caput manibus,
Ebria cum multo traherem vestigia Baccho
Et quaterent sera nocte facem pueri.
Hanc ego, nondum etiam sensus deperditus omnes,
Molliter inpresso conor adire toro.
Et quamvis duplici correptum ardore iuberent
Hac Amor hac Liber, durus uterque deus,
Subiecto leviter positam temptare lacerto
Osculaque admoto sumere ad ora manu,
Non tamen ausus eram dominae turbare quietem,
Expertae metuens iurgia saevitiae,
Sed sic intentis haerebam fixus ocellis,
Argus ut ignotis cornibus Inachidos.
Et modo solvebam nostra de fronte corollas
Ponebamque tuis, Cynthia, temporibus,
Et modo gaudebam lapsos formare capillos,
Nunc furtiva cavis poma dabam manibus,
Omniaque ingrato largibar munera somno,
Munera de prono saepe voluta sinu.
Et quotiens raro duxti suspiria motu,

So schien Cynthias Brust mir selige Ruhe zu atmen,
Während die unsichre Hand stützte das schlummernde Haupt,
Als ich den Schritt zu ihr lenkte, von reichlichem Weine berauschet,
Spät in der Nacht, von dem Schein flackernder Fackeln umhellt.
Doch hatt' auch zwiefacher Rausch mich ergriffen und sprachen zusammen
Liebe und Wein auf mich ein, jedes ein mächtiger Gott,
Leise ihr unterzuschieben den Arm und auf ihm sie zu halten,
Um zu ersehntem Kuss freizumachen die Hand,
Wagt' ich dennoch nicht den Schlaf meiner Herrin zu stören,
Fürchtend den scheltenden Zorn, den ich so oft schon erprobt,
Sondern mit starrem Blick hing ich regungslos an dem Bilde,
Wie an dem Hörnerschmuck Ios Argus dereinst.
Und bald löst' ich die Blumen, die meine Stirn mir umkränzten,
Schmückte, Cynthia, dir deine Schläfe damit;
Und bald freut' ich mich in den wallenden Haaren zu spielen,
Bald legt' ich heimlich dir Obst in die geöffnete Hand,
Und was zu geben ich hatte, das schenkt' ich dem unholden Schlafe,
Gaben, die von dem Schoss oft wieder rollten herab.
Und wenn du hier und da einmal atmetest tiefer und schwerer,
Schrak ich zusammen im Wahn, darin ein Zeichen zu sehn,
Traumbilder möchten mit Angst und mit Furcht die Seele dir füllen

Obstupui vano credulus auspicio,
Nequa tibi insolitos portarent visa timores,
Neve quis invitam cogeret esse suam:
Donec diversas percurrens luna fenestras,
Luna moraturis sedula luminibus,
Conpositos levibus radiis patefecit ocellos.
Sic ait, in molli fixa toro cubitum:
'Tandem te nostro referens iniuria lecto
Alteriüs clausis expulit e foribus?
Namque ubi longa meae consumpsti tempora noctis,
Languidus exactis, hei mihi, sideribus?
O utinam tales producas, inprobe, noctes,
Me miseram quales semper habere iubes!
Nam modo purpureo fallebam stamine somnum,
Rursus et Orpheae carmine, fessa, lyrae,
Interdum leviter mecum deserta querebar
Externo longas saepe in amore moras,
Dum me iucundis lapsam sopor inpulit alis.
Illa fuit lacrimis ultima cura meis.'

Sehr charakterisch ist der Eingang mit den drei Gleichnissen, wobei sechs Eigennamen eine Erklärung verlangen; um so schöner aber der Übergang zum wirklichen Leben, wie der Dichter mit weinschwerem Haupt unter Fackelbeleuchtung die Wohnung des Mädchens betritt und sie in tiefem, reizvollem Schlafe findet. Allmählich schwindet der Rausch, er kränzt ihre Schläfen, ordnet

---

Und wider Willen dich wer zwingen die Seine zu sein:
Bis dann endlich der Mond, der an den Fenstern entlang lief,
Bis dann der Mond, der zu schnell zögernden Sternen enteilt,
Mit seinen sanften Strahlen die schönen Augen geöffnet.
Also sprach sie, den Arm stützend auf schwellenden Pfühl:
Endlich treibt dein Gewissen zurück dich zu meinem Lager,
Da einer anderen Thür dich verschlossen verwies?
Denn wo warst du die Stunden der langen Nacht, die doch mein war,
Schlaff, wo der Sterne Glanz, weh mir! erloschen nun ist.
O, dass auch du, Treuloser, einmal solche Nächte erlebtest,
Wie ich Ärmste sie stets dulde, weil du es so willst.
Denn bald sucht' ich den Schlaf an dem Purpurgewebe zu bannen,
Bald mit dem Lied, das ich müd' sang zu der Laute Klang.
Oft auch klagt' ich leis, weil ich recht verlassen mich fühlte,
Dass du so lange verweiltst in einer anderen Arm,
Bis ich dann hinsank, gestreift von des Schlafes holdseligen Flügeln:
Da war gestillt mir der Schmerz, da war die Thräne versiegt.

ihr Haar und füllt die Hand vergeblich mit Äpfeln. Endlich erwacht sie vom Strahle des Mondes und hält ihm, sich aufrichtend, sein wüstes Leben und ihre Verlassenheit vor. Auch im raschen Abbrechen des einzig schönen Liedes zeigt sich der Meister, der unsern Goethe so tief ergriff, dass dieser sich zu den römischen Elegieen begeistert fühlte:

Also das wäre Verbrechen, dass einst Properz mich begeistert?

Im 2. Buche verteidigt sich der Dichter dem Mäcen gegenüber ob seiner Einseitigkeit; eine Fülle von möglichen Themen führt er auf, kann sich aber so wenig wie einst Callimachus zu derartigem Wagnis entschliessen:

Qua pote quisque, in ea conterat arte diem.*)

Und so folgt ein Liebesgedicht dem anderen. Einen neuen Aufschwung nimmt er im Eingang des 3. Buches (= 2, 10), wo er ein Lob des Augustus anstimmt, das aber bald ein Ende findet. Unmutig erklärt er, warum Amor Flügel und Pfeile trage (12), jubelndes Liebesglück (15) und grimme Eifersucht (16) auf das thörichte Vieh mit goldenem Vliesse folgen einander. Er schilt die Liebste, wenn sie sich schminkt (18 b), ist es aber zufrieden, dass sie nur aufs Land, nicht in eine Stadt geht (19). Bald sieht er sich im Geiste gescheitert auf der geplanten Reise (26), bald jammert er über die Krankheit der Geliebten (28). Eine Perle ist der Überfall des trunkenen Dichters durch eine Schar kleiner Amoren (29), die ihn im Auftrage der betrogenen Schönen aufgreifen und gebunden unter Scheltworten zu ihr führen. Herrlich tritt sie ihm entgegen, schön wie nie, aber nur zu bitteren Klagen über sein unbegründetes Misstrauen öffnet sie den Mund und entzieht sich ihm für lange Zeit. Dazwischen läuft die Verherrlichung eines Porticus, der soeben bei dem Tempel Apollos vollendet ist (31). Im letzten Gedichte gedenkt er der befreundeten Dichter, so des Virgil, dessen Äneis er rühmend ankündigt; er vergleicht seine Cynthia der Lesbia Catulls und anderen gefeierten Schönen (33). Das 4. Buch beginnt mit einem Preise seiner Vorbilder; seine Versuche, epische Stoffe zu besingen, wollen noch immer nicht

*) Was ein jeder versteht, damit nur füll' er den Tag.

gelingen. Als er daran geht, im Schatten des Helicon die Könige von Alba zu feiern, wie einst Ennius, da erscheint ihm Phöbus und verweist ihm seine Kühnheit. In eine Grotte sendet er ihn, wo die Musen seiner harren, von denen Calliope ihn ermahnt und mit einem Trunk aus der Quelle des Philetas begnadigt (3). Schon schlägt er zuweilen andere Saiten an, so in dem Trauergesang auf den früh durch Schiffbruch umgekommenen Pätus (4); aber die Aufforderung Mäcens lehnt er wiederum ab (9). Wunderlieblich ist die Klage der Galla um ihren in den Partherkrieg ziehenden Gatten Postumius (12), ein Vorläufer der Heroiden Ovids. Endlich folgt den auch in diesem Buch überwiegenden Liebesliedern der Scheidebrief (21), indem Properz seinen Entschluss kund thut, nach dem „gelehrten“ Athen zu reisen, um so dem unselig-seligen Verhältnis ein Ende zu bereiten; fünf Jahre hat er in den Ketten des launischen Mädchens geschmachtet. Fast möchte dieser Missklang verdriessen, wenn nicht der Dichter selbst im 5. Buche ein versöhnendes Nachwort der einst so Geliebten gewidmet hätte. Cynthia, die während seiner Abwesenheit verstorben war, erscheint dem Dichter im Traum, um rührenden Abschied zu nehmen. Sie erinnert ihn an das entschwundene Liebesglück, beklagt, dass er ihr nicht die letzte Ehre erwiesen, dass in ihrem Hause jetzt eine andere grausam schalte, und versichert ihm noch einmal, dass sie ihm treu geblieben sei. Mögen auch andere Frauen ihn nun besitzen, später wird sein Schatten ihr allein gehören (7). Dicht daneben steht die übermütige Erzählung eines tollen Liebesabenteuers (8), neben der düsteren Klage das blühende Leben. Er gedenkt des Tages, da er sich, um sich für ihre Treulosigkeit zu entschädigen, zwei muntere Dirnchen eingeladen hatte. Aber Wein und Würfel wollen ihm nicht behagen, da er Böses ahnt. Wirklich erscheint Cynthia unter den ertappten Sündern; wie eine Furie wütet sie gegen die fliehenden Mädchen, den erschreckten Schenken, den treulosen Geliebten, dem sie übel mitspielt. Aber nachdem ihr Zorn sich ausgetobt hat, kommt es zum Frieden, wenn auch unter harten Bedingungen. Er muss Besserung geloben, das entweihte Haus wird feierlich gesühnt. Im übrigen zeigt dies letzte Buch ein anderes Gesicht, insofern der Dichter die Stoffe,

die er früher schon gelegentlich behandelt hat, nun eifriger und nicht ohne Glück besingt, auch hier auf den Spuren der Alexandriner. Es sind die *Αἴτια* des Callimachus, die ihm als Vorbild dienen, die Erklärung vaterländischer Einrichtungen und Feste, nicht sklavisch nachgebildet, sondern frei auf heimische Verhältnisse übertragen. Allerdings tritt ihm, als er schon im besten Zuge ist, einen tiefen Griff in den Reichtum römischer Sagen zu thun, mahnend Horus entgegen: Aversis musis cantas: aversus Apollo (1).*) Aber trotzdem wagt er sich noch öfter an solche Themen, die der eigentlichen Domäne seiner Sangeskunst fern liegen. Er besingt den Gott Vertumnus, den verkörperten Wechsel, in anmutiger Schalkheit (2). Er dichtet einen Klagebrief der Arethusa, die ihrem Gatten nicht, wie einst die Amazone Hippolyta, in das Kriegslager gegen die Parther hat folgen dürfen (3). Die romantische Geschichte der Tarpeja, die um der Liebe willen Verrat geübt und verdienten Lohn davongetragen hat, ist seiner besondern Begabung sympathisch (4). Weniger erfreulich ist ein fast an Catulls Jamben erinnerndes Scheltgedicht auf eine Gelegenheitsmacherin (5). Patriotisch ist die Elegie, die den Tempel des palatinischen Apollo und die Siege des Augustus feiert, auf den befriedigt sein göttlicher Vater schaut (6). Aber ganz besonders reizvoll ist die lustige Mär von dem durstigen Hercules, der die ihm versagte Quelle gänzlich leer trinkt und zur Strafe der Weigerung die Frauen von seiner Verehrung ausschliesst (9). Es folgen die Verherrlichung des Juppiter Feretrius (10) und endlich der ergreifende Abschied der früh vollendeten Cornelia von Mann und Kindern (11), ein Gedicht, das man etwas überschwenglich die Königin der Elegieen genannt hat. Wir besitzen Inschriften ähnlichen Inhalts in nicht geringer Anzahl auf römischen Grabmälern; die oft ausgesprochenen Empfindungen hat hier ein beredter Dichtermund schön zusammengefasst und abgerundet. Denn grade der kräftige Ausdruck, die vollendete Behandlung der distichischen Form machen einen Hauptreiz der Elegieen des Properz aus. Niemals ist die Eigenart dieses Metrums glücklicher charakterisiert worden, als in dem herrlichen Epigramm Schillers:

*) Ohne der Musen Gunst singst du; dir ist hold nicht Apollo.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Es ist der grösste Vorzug der dichtenden und bildenden Künste bei den Alten, dass sie immer und immer wieder dieselben Stoffe, dieselben Formen behandelten und so jene hohe Vollendung erreichten, deren unsere moderne Zeit in ihrer hastigen Unruhe, in ihrer Sucht nach neuen Reizmitteln entbehrt und entbehren muss. — Die wichtigste Handschrift der Elegieen des Properz ist eine Neapolitaner, jetzt in Wolfenbüttel; die grundlegende Ausgabe rührt von Lachmann her, dem Haupt gefolgt ist, eine andere von Hertzberg.

Von den „Triumvirn der Liebe" steht Ovid am tiefsten, wenn er auch die dichterische Technik bis zur Virtuosität ausgebildet hat; aber es fehlt ihm rechte Leidenschaft und sittlicher Ernst. P. Ovidius Naso (43 v. — 17 n. Chr.) hat uns selbst sein Leben erzählt (trist. 4, 10 und 1, 3). Geboren zu Sulmo im Pelignerlande im wohlhabenden Bürgerstande, wurde er mit seinem Bruder in Rom erzogen. Schon früh trat seine glänzende Begabung an den Tag, der er umsonst sich widersetzte: Et quod tentabam dicere, versus erat.*) Von seinen Studien hat uns der ältere Seneca (controv. 2, 10) berichtet, dass seine Rede nichts anderes gewesen sei, als ein aufgelöstes Gedicht, während strenge Beweisführung ihm nicht behagt habe. Nach allgemeinem Brauch unternahm er zum Abschluss seiner Studien eine Reise, die ihn nach Griechenland und Kleinasien, sowie nach Sicilien führte, wo er ein Jahr verweilte; im ganzen mag er in Begleitung seines Freundes Macer drei Jahre unterwegs gewesen sein. Der Bruder starb ihm früh, er selbst aber begann sich der öffentlichen Thätigkeit durch Übernahme untergeordneter Ämter zu widmen; so war er triumvir und centumvir, auch decemvir stlitibus iudicandis. Aber Neigung und Begabung wiesen ihn auf ein anderes Gebiet, und so entsagte er früh allen Plänen des Ehrgeizes, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Er stand in innigen Beziehungen zu den zeitgenössischen Dichtern; so rühmt er Properz, Macer und andere als seine Freunde und zählt sich als vierten

*) Und was zu sagen ich auch suchte, war immer ein Vers.

der elegischen Dichter. Schon früh trat er als Dichter auf und machte sich durch seine Corinna-Lieder einen gefeierten Namen, aber er schrieb nicht unbedacht und flüchtig. Und wenn auch seine Gedichte leichtsinnig waren, so war doch sein Leben ohne Vorwurf. Dreimal war er vermählt, doch war nur die letzte Ehe von Dauer, aus der ihm eine Tochter geboren ist, die ihn zweimal, aber nicht von demselben Mann zum Grossvater machte. Er führte ein behagliches Dasein, besass ein Haus in der Nähe des Kapitols und erfreute sich der Gunst des Hofes. Da traf ihn ein furchtbarer Schlag: im Jahre 8 n. Chr. verwies ihn der Kaiser aus unbekannten Gründen nach Tomi am schwarzen Meer, dem heutigen Köstendsche in der Dobrutscha. Es war keine förmliche Verbannung, da er sein Vermögen behielt, sondern, wie man es noch in Russland kennt, eine administrative Verschickung. Zum Vorwand wurde die ars amatoria genommen, die doch schon lange bekannt war; der eigentliche Grund bestand in der Mitwissenschaft des Dichters um ein ärgerliches Ereignis im kaiserlichen Hause, das den sittenlosen Lebenswandel der Julia, der Enkelin des Kaisers, betraf. In Tomi verbrachte Ovid neun leidvolle Jahre, ohne seinen Kummer durch männliche Fassung zu mildern. Vielmehr brach er unaufhörlich in Klagen und Bitten aus und entwürdigte sich zu kriechender Unterwürfigkeit. Allerdings war das Los des feingebildeten, verzärtelten Mannes unverdient und schrecklich; das Klima war rauh, die Bevölkerung barbarisch, die Bequemlichkeit gering. Dem lebhaft empfindenden Südländer, dem Bewohner der Welthauptstadt, dem Dichter der feinen Welt ist Nachsicht zuzubilligen; alles verstehen heisst viel verzeihen. Vergeblich waren seine Hoffnungen auf Begnadigung, zu der sich weder der alternde Augustus noch der strenge Tiberius entschliessen konnten; er starb 17 in der Verbannung.

Seine umfangreiche Hinterlassenschaft ist unter Ausscheidung der untergeschobenen Werke in drei Kategorieen zu zerlegen: die Liebesgedichte seiner Jugend, die Sagengedichte seines reiferen Alters, die Klagegedichte aus der Verbannung.

An der Spitze seiner Jugendgedichte stehen 3 Bücher **Amores**, Elegieen fast durchweg verliebten Inhaltes, die eine Corinna

feiern, von der wir uns keine Vorstellung machen können. Wir haben es hier mit einer Bearbeitung der Themen zu thun, die Tibull und Properz behandelt hatten, aber mit welchem Unterschied! Während wir bei jenen beiden die echte Empfindung, bald schwermütig bald leidenschaftlich, beobachteten, während uns dort das blühende Leben kraftvoll vor Augen trat, ist bei Ovid die Liebe nur ein Spiel, um müssige Stunden auszufüllen, ein Sport des Witzes, der tändelnden Phantasie. Vom Standpunkte der Sittlichkeit würden auch Tibull und Properz keine Gnade finden, wenn es erlaubt wäre, diesen Massstab bei der Beurteilung von Gedichten anzulegen; der Kunstrichter hat es nur mit dem Gebiete der Empfindungen zu thun; ihm adelt die künstlerische Behandlung auch die jede Schranke durchbrechende Leidenschaft. Aber eben diese fehlt bei Ovid ganz und gar, er spielt mit der Liebe, statt sich von ihr unterjochen zu lassen. Tibull und Properz (und Goethe) sind sinnlich, oft derb, aber echte Dichter, Ovid (wie Wieland) ist frivol, ja lüstern, weil nicht ein grosses Gefühl ihn fortreisst, sondern man stets die Absicht merkt, zu reizen. Wo jene entschleiern, da verschleiert dieser, wenn er nicht etwa zu schmutziger Vertraulichkeit herabsinkt. Im einzelnen ist manche Ausführung ganz hübsch, wenn auch oft eintönig. Es ist immer wieder derselbe Ton, den er anschlägt, endloses Klagen, seltenes Jubeln, dabei ein Hang, das Kleine und Kleinliche heranzuziehen und so die gewaltigste Leidenschaft, die den Menschen beherrscht, herabzudrücken. Die Liebe ist ihm wie den anderen ein Krieg, aber ein Krieg ohne Kraft und Nachdruck. Selten läuft ein Gedicht andern Inhalts unter, wie die schöne Elegie auf Tibulls Tod (9). Denselben Charakter haben die 21 Heroides oder Epistulae, Briefe berühmter Frauen aus der Heldenzeit, zum Teil auch ihrer Liebhaber. Die Gattung war mit der Arethusa des Properz schön begründet, aber Ovid hat hier teils seiner mythologischen Gelehrsamkeit, teils seiner rhetorischen Spitzfindigkeit zu sehr nachgegeben. Unter sehr unwahrscheinlichen, ja naiven Voraussetzungen schreibt Penelope ihrem Odysseus, Briseis dem Achill, Phädra dem Hippolyt, andere anderen. Erinnerungen an genossenes Liebesglück, Klagen über Untreue, Bitten und Hoffnungen wechseln bunt miteinander; eine Ver-

tiefung der psychologischen Analyse wird selten versucht. Doch fand der Dichter bei seinen überfeinerten Landsleuten reichen Beifall und sogar Nachahmer, woher es denn gekommen ist, dass sich manche unechte Bestandteile eingeschlichen haben. Lachmann behauptete zuerst, dass nur die von Ovid selbst (am. 2, 18) angeführten Briefe echt, die andern, zumal die Briefe der Männer, untergeschoben seien. Nun hat es sich allerdings herausgestellt, dass Ovid an der angeführten Stelle nicht alle Heroides citiert oder citieren will, da mindestens der Brief der Sappho noch von ihm stammt; es ist aber höchst wahrscheinlich, dass die letzten 6 Briefe, die zur Hälfte Antworten sind, dem Ovid abgesprochen werden müssen. Dieser nennt seinen Freund Sabinus selbst als den Dichter der Antworten. Höher stehen die drei Bücher der Ars amatoria, wenigstens an poetischem Wert, wenngleich sie in sittlicher Hinsicht eine unglaubliche Frivolität offenbaren. In graziöser Sprache, in flüssigen Versen entwickelt der Liebling der feinen Welt die Mittelchen, durch die Jünglinge und Mädchen ihre Eroberungen im Reiche der Venus am zweckmässigsten erreichen und ihre Errungenschaften behaupten. Es ist nur flüchtiger Sinnengenuss, um den es sich handelt, nur die Gunst der Libertinen, nach der gestrebt wird; aber im einzelnen läuft manche hübsche Bemerkung unter, die den feinen Seelenkenner verrät, Bemerkungen, die weibliche Koketterie und männliche Galanterie treffend bezeichnen. So, wenn er von dem Theaterbesuch der römischen Damen sagt:

Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae.

Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
Und spielen ohne Gage mit. (Goethe im Vorspiel zum Faust.)

Auch manche Sentenz, die ganz ernsthaft klingt, entstammt dem verrufenen Buche:

Venturae memores iam nunc estote senectae.*)

Stösst auch die aller echten Empfindung bare Leichtfertigkeit ab, so ist doch die elegante Glätte, der schimmernde Witz anzuerkennen, der an Voltaire und andere Franzosen erinnert. Weniger Wirkung erzielen die Remedia amoris, die gewisser-

*) Denket nur jetzt schon immer ans Alter, das später mal nahn wird.

massen in Ergänzung des vorigen Werkes Anleitung geben, leidenschaftliche Liebe zu dämpfen. Niemals ist echtes Gefühl schlimmer verspottet worden, sodass stellenweise der Dichter tief unter das Niveau des Anstandes und guten Geschmacks sinkt. Von einem älteren Werke De medicamine faciei, einer Sammlung von Schönheitsmittelchen, haben wir nur einige Verse.

Nachdem er das ihm so wohl bekannte Gebiet nach allen Richtungen durchgeackert hatte, wandte sich seine immerhin schöne Begabung anderen, würdigeren Aufgaben zu. Er wählte sich nach dem Geschmack seiner Zeit den gelehrt-zierlichen Callimachus zum Vorbild, dessen *Αἴτια* bereits Properz mit Glück in seinem 5. Buche nachgebildet hatte. Das schwere Rüstzeug mythologisch-antiquarischer Gelehrsamkeit, das so recht dem überbildeten Epigonentum gefällt, wie es ja auch heute wieder seine Liebhaber findet, trug Ovid mit der ihm eigenen Anmut, indem er den schwer verdaulichen Stoff durch patriotische Tendenz geniessbarer machte. Es sind die 6 Bücher Fasti, ein poetischer Festkalender, der, ursprünglich dem Augustus zugedacht, später dem Kronprinzen Germanicus, dem Übersetzer des Aratus, gewidmet wurde. Das Werk, das auf 12 Bücher angelegt war, widmet jedem Monat 1 Buch; es giebt die nötigste astronomische Belehrung, allerdings recht oberflächlich und oft unrichtig, meist nach griechischen Quellen. Hauptsächlich aber greift Ovid zu nationalen Stoffen; die Personen des römischen Götterhimmels, die Gestalten der Sagengeschichte, die Heldenthaten der Vorzeit werden im wechselnden Tone, bald ernst und feierlich, bald heiter und anmutig, erzählt, angepasst den Festen der römischen Staatsreligion. So berichtet er unter dem 24. Februar, einem dies nefastus, dem Tage des Regifugium, von der Vertreibung der Tarquinier und der Einsetzung des Freistaates. Klar und flüssig, wie es seine Gewohnheit ist, erzählt er von der keuschen Lucretia, der Perle reiner Weiblichkeit, von der unheimlichen Liebesglut des S. Tarquinius und seinem schändlichen Überfall, dann von dem freiwilligen Tode der unglücklichen Frau und der Strafe der schweren That. Freilich wahrt er nicht immer den Ton des epischen Stoffes, die rhetorischen Figuren drängen sich nur zu oft in die ernsten Situationen, die derartige Künsteleien nicht

erfordern. Erst allmählich und nicht ohne Rückfall arbeitete er sich aus seiner leichten und oft seichten Erzählungsweise heraus. Unter dem 3. April, dem Festtage der Magna mater, berichtet er von der Einsetzung des Cybelekultus, wobei er Gelegenheit nimmt, seine geographischen Kenntnisse an den Leser zu bringen; eine reine Frau allein ist imstande, das festgefahrene Schiff den Tiber hinauf zu führen. Seine Meisterschaft bezeugt er, wo er seinem Genius frei nachgeben kann, so unter dem 15. März bei der Schilderung des Festes der Anna Perenna. Die Beschreibung des Volksfestes entzückt uns durch liebenswürdigen Humor; wir sehen, wie sich seine Frivolität zur gesunden Heiterkeit abklärt. Dann giebt er mehrere Erklärungen der den Späteren schwer verständlichen Gottheit; es ist nach seiner Ansicht entweder die Schwester der unglücklichen Dido, die mit Äneas noch einmal auf italischem Boden zusammentrifft und Lavinias Eifersucht erregt, oder eine wackere Alte, die der ausgewanderten Plebs Kuchen buk. Den Schluss bildet eine neckische Liebesgeschichte, bei der dem verliebten Mars die bejahrte Anna statt der jungfräulichen Minerva sich darstellte. Immerhin war es ein bedenkliches Unternehmen, so viele Einzelheiten an einander zu reihen, ohne doch von einer höheren Einheit ausgehen zu können. Vielleicht war dies ein Grund, warum das Werk nicht vollendet wurde.

Das grösste und bedeutendste Gedicht Ovids sind die 15 Bücher Metarmophosen, das einzige, das im heroischen Verse geschrieben ist, während alle anderen Werke im elegischen Distichon gedichtet sind. Es ist eine Fabelsammlung von gewaltigem Umfang, die den grössten Einfluss auf die dichtende, vor allem aber auf die bildende Kunst der späteren Zeit gewonnen hat. Auch hier waren die Griechen vorangegangen, von denen Antigonus von Carystus, Nicander von Colophon und Parthenius, der Freund Virgils, *Ἑτεροιούμενα* oder *Μεταμορφώσεις* geschrieben haben. Also auch der leitende Gedanke, alle Fabeln auf eine Verwandlung hinauszuführen, ist griechisch, wie ja schon die *Καταστερισμοί* der Alexandriner auf eine Verwandlung hinzielten. Aber eigentümlich ist dem Ovid der Plan seines Werkes, das mit der Schöpfung der Erde beginnt und mit der Apotheose

Cäsars schliesst, eigentümlich auch die bewundernswerte Leichtigkeit und Anmut, mit der er von einer Fabel zur andern übergeht, der Fluss der niemals stillstehenden Erzählung, die Fülle der eingestreuten Schilderungen; es ist seine beste Leistung. Es wird genügen, auf einige hervorragende Stellen hinzuweisen, um das Werk im ganzen wie im einzelnen zu kennzeichnen. Nach der Schöpfung folgt die Beschreibung der vier Weltalter, der allmählichen Verschlechterung des Menschengeschlechts, die mit der grossen Flut und der Erhaltung von Deucalion und Pyrrha endigt. Ungemein bezeichnend, wenn auch nicht sympathisch, ist die durch geographische Weisheit stark belastete Geschichte von Phaethons Sonnenreise und seinem kläglichen Ende. Trefflich ist die Gründung Thebens durch Cadmus mit Hülfe der Drachenmänner erzählt. Ein Prachtstück ist die Reihe der Triumphe des Bacchus über Pentheus und die Töchter des Minyas, der Juno über Ino und Athamas, dazwischen das traurig-süsse Idyll von Pyramus und Thisbe. Ausführlicher wird der Dichter bei Perseus' Wunderthaten, wobei durch das Haupt der Gorgo gar viel verwandelt wird. Von allerlei antiquarisch-mythologischen Einzelheiten wimmelt die Erzählung vom Raub der Proserpina, aber zu tragischer Wirkung erhebt sich der Bericht von Niobes Hochmut und Fall. Jason und Medea, Dädalus und Icarus sind einfacher erzählt, um zahlreiche Fabeln geringerer Bedeutung zu übergehen. Hingegen thut sich der Dichter etwas zu gute bei der calydonischen Jagd, wo er Gelegenheit zu einer Analyse seelischer Affekte nach Art des Euripides findet. Rührend wirkt das sentimentalische Idyll von Philemon und Baucis, das an die Hecale des Callimachus erinnert, während bei andern Sagen Werke der bildenden Kunst dem Dichter vorzuschweben scheinen (vgl. Robert, Bild und Lied). Dann werden wieder Erlebnisse des Hercules zum Besten gegeben und vor allem des sangeskundigen Orpheus, dem eine Reihe von Verwandlungen schöner Knaben in den Mund gelegt ist, auch das Märlein von Venus und Adonis. Endlich wird sein grauser Tod erzählt und daran des Gegensatzes wegen die lustige Geschichte vom König Midas, seinem Golde und seinen langen Ohren gereiht. So geht es unaufhörlich weiter, einem brausenden Strome vergleichbar; nicht einmal das Ende der einzelnen Bücher

stellt eine Pause dar. Endlich ist Ovid beim trojanischen Kriege angelangt, an den sich ein grosser Kreis von Erzählungen knüpft. Zuvor die wunderhübsche Geschichte von Ceyx und Alcyone, das hohe Lied von der Gattentreue, ausgezeichnet durch prachtvolle Schilderungen. Ein umfangreiches Kapitel beansprucht der Lapithen- und Centaurenkampf, der episodisch eingeschaltet wird, überreich an Namen und wechselnden Scenen. Dann wieder der Streit um Achills Waffen, wobei in den Reden des Ajax und Odysseus die alten rhetorischen Neigungen des Dichters wieder erwachen; es geht wie bei einer regelrechten declamatio zu, wie er sie einst bei Porcius Latro kennen gelernt hatte. Und nun geht Troja unter, und Äneas entkommt, wobei allmählich das griechische Kolorit dem nationalen weicht. Zwar erinnern die Abenteuer noch stark an Odysseus, aber die Kämpfe um Lavinia, die Gründung Roms weisen auf den von Ennius und Virgil angebauten Boden hin. Dicht vor dem Schluss wird in ausführlicher Weise das System des Pythagoras, die Lehre von der Seelenwanderung, gewissermassen als Kern und Stern der ganzen Fabelsammlung entwickelt. Es folgen einige römische Geschichten, endlich die Versetzung Cäsars unter die Götter und Prophezeiung desselben Loses für Augustus. Befriedigt schliesst der Dichter:

Iamque opus exegi, quod nec Jovis ira nec ignis
Nec poterit ferrum nec edax abolere vetustas.*)

Und man muss gestehen, er hat Erstaunliches geleistet, im ganzen, wie im einzelnen. Tritt auch seine Neigung, zu spielen und zu tändeln, noch immer hervor, so reisst ihn doch oft sein Stoff mit sich fort, sodass er die richtigen Töne anschlägt. Er ist ein Meister des flüssigen, klaren, geschmackvollen Erzählens, er versteht sich aber auch auf die Geheimnisse menschlicher Seelenregungen und weiss sie nicht selten fein und ergreifend vorzuführen. Obgleich die Verweisung ihn überraschte, ehe er die letzte Hand an sein Werk legte, ist die Sprache doch durchweg gefeilt, leicht verständlich und voll Anmut, der Vers flüssig, aber allerdings weichlich und allzu geschliffen.

*) Nunmehr ist fertig ein Werk, das Jupiters Zürnen, das Feuer, Eisen und selbst der Zahn der Zeit nicht können zerstören.

Aus seiner Trauerzeit stammen auch nur Trauergedichte, die wegen ihrer ermüdenden Einseitigkeit einen ähnlichen Eindruck auf uns üben, wie die Liebesgedichte der ersten Periode; niemand kann ohne völlige Abspannung eine grössere Anzahl hinter einander lesen. Nur in den Tristien gelingt es ihm ab und zu, das Höchste zu leisten, dessen er fähig war; allmählich erliegt seine schwächliche Natur dem Druck der Umstände, ja sie entartet zu unmännlichem Winseln und unwürdigem Betteln. Wir greifen einige Elegieen heraus, die uns den Charakter des Ganzen veranschaulichen sollen. Schon zu Schiffe begann er seine Empfindungen in Verse umzusetzen, die er, kaum angelangt, als 1. Buch nach Rom schickte. Rührend wirkt die Anrede an sein Büchlein, das mit dem Zeichen der Trauer ankommen und sich ja vor den übel berüchtigten Liebesliedern seines Verfassers hüten soll; Bitten und Klagen wechseln mit einander, aber der Dichter hofft noch (1). Herrlich ist der Abschied von Rom (3), wo echte Empfindung einen ungekünstelten Ausdruck sucht und findet:

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Qua mihi supremum tempus in urbe fuit,
Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui,
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.*)

Hier, wo der Ernst des Lebens an ihn herangetreten ist, zeigt sich der tändelnde Dichter des Leichtsinns als Gelegenheitsdichter im schönsten Sinne des Wortes, weil er einfach nur das wiedergiebt, was er wirklich tief empfindet. Es ist bekannt, dass sich unser Goethe von dieser Elegie bei seinem Abschied von Rom tief ergriffen fühlte, ja, dass er daran verzweifelte, etwas Ebenbürtiges zu schaffen. Andere Gedichte sind während der Seefahrt geschrieben, andere an seine Frau und seine Freunde. Das ganze 2. Buch besteht aus einer grossen Elegie, die vom Kaiser Gnade und Erlaubnis zur Rückkehr vergeblich erbittet. Schön ist der Brief (3, 3), den der erkrankte Dichter durch einen andern der

*) Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab.
(Goethe.)

Gattin sendet; die Schrecknisse seines Aufenthalts, die Einsamkeit seines Krankenlagers, seine tiefe Sehnsucht nach Heimat und Familie führt er uns wahr und packend vor Augen. Bald wird der scythische Winter mit Eis und Schnee uns geschildert, bald der sprossende Frühling, der auch in der Fremde erfreut und schmeichelnde Hoffnungen weckt. Bald wird ein Feind verwünscht, bald ein Freund verehrt oder eine ihm nahe stehende Dichterin (Perilla, aber nicht seine Tochter) angeredet. Seine Selbstbiographie ist uns bereits bekannt (4, 10). Im ganzen ist der Inhalt dieser 5 Bücher recht einförmig, aber er wird noch trübseliger in den 4 Büchern Epistulae ex Ponto, die bereits die Verzweiflung des Dichters an einer Besserung seiner Lage und ein ständiges Sinken seines Selbstgefühls bekunden. Sie unterscheiden sich von den früheren Elegieen dadurch, dass sie bestimmte Adressaten haben. Ermüdet wenden wir uns ab von den endlosen Klagen, den würdelosen Bitten; nur die dem Tuticanus geschriebenen Briefe verraten einen Rest guter Laune, wenn er darüber scherzt, dass er den Namen seines Freundes nicht gut in den Vers pressen könne. Ebendahin gehört das Schmähgedicht Ibis, das er, in Nachahmung des Callimachus, einem ungenannten Feinde gewidmet hat. Es wimmelt von gelehrtem Kram und von unholden Wünschen, sodass die Lektüre nicht nur für den so herzlich Gehassten eine Strafe ist. Verloren gegangen sind uns ausser einigen Kleinigkeiten vor allem eine Tragödie Medea, die Quintilian sehr lobt, und ein Lobgedicht in getischer Sprache auf Augustus. Überhaupt stand sich Ovid mit seinen barbarischen Mitbürgern gar nicht schlecht, da sie ihm mannigfache Ehren erwiesen. Andere Gedichte, wie Nux u. a., sind ihm untergeschoben; auch die erhaltenen Verse der Halieutica.

Am treffendsten haben über Ovid der Rhetor Seneca geurteilt (contr. 2, 10): Ovidius nescit, quod bene cessit, relinquere, und Quintilian (10, 1): Nimium amator ingenii sui, laudandus tamen in partibus. Ein reichbegabter Meister der Form, hat er nur selten die Höhe der Vollendung erreicht, weil er mit der Poesie wie mit der Liebe nur spielte; er war eben keine Persönlichkeit, nur ein verzogener Liebling der feinen Welt, der haltlos zusammenbrach, als ihm die Sonne des äussern Glücks nicht mehr lachte.

Trotzdem ist in seinen zwei Hauptwerken gar manches der Bewunderung würdig und auch stets eifrig gelesen, nicht nur im Altertum, sondern auch im Mittelalter von den Minnesängern und höfischen Epikern der Franzosen und ihren deutschen Nachahmern. Albrecht von Halberstadt bildete ihn 1210 nach. In neuerer Zeit schätzte ihn besonders Schiller, der namentlich die von ihm reichlich verwendete Mythologie dem Ovid verdankt; Goethen wurde er in Strassburg durch Herder verleidet. In richtiger Auswahl bietet der gewandte Erzähler noch heute der Jugend vortreffliche Lektüre. Mit ihm ist die Poesie der augusteischen Zeit am Ende ihrer Entwicklung angelangt. Von Virgil und Horaz bis zu Tibull und Properz und von diesen weiter bis zu Ovid, welche Reihe! Die Glätte der sprachlich-metrischen Form war nicht mehr zu überbieten; die Dichter der Folgezeit mussten andere Wege einschlagen, wenn sie gefallen wollten. — Die beste Ausgabe ist die von Merkel-Ehwald, die Metamorphosen sind von Haupt-Müller-Korn, sowie in Auswahl von Siebelis-Polle herausgegeben, die Fasten von Peter.

Aber neben den Werken der grossen Dichter der goldenen Zeit besitzen wir eine stattliche Reihe namenloser Gedichte, die allerdings meist dem Virgil, zum Teil dem Ovid untergeschoben werden, die in der That aber herrenlos sind. Sie sind von Ribbeck als Appendix Vergiliana, von Bährens als Poetae Latini minores herausgegeben worden. Wir lassen sie an uns vorüberziehen. Recht geringwertig ist der einem Octavius gewidmete Culex, die Mücke. Es wird uns im Geschmack der alexandrinischen Kleinmalerei, aber in unerfreulicher Breite und mit überflüssiger Gelehrsamkeit erzählt, wie eine Mücke, die einen schlafenden Hirten vor dem Biss einer Schlange bewahrt hat, ein frühzeitiges, unverdientes Ende findet. Sie erscheint ihrem arglosen Mörder und veranlasst diesen durch eine langatmige, schwülstige Anrede, ihr ein ehrenvolles Grabmal zu errichten. Etwas höher steht Ciris, ein Gedicht, das uns, in offenbarer Anlehnung an die grossen Meister, die verbrecherische Liebe der Scylla zu Minos, dem Feinde ihres Vaters, ihren Verrat und ihre Strafe berichtet; zum Schluss wird sie in einen Meeresvogel verwandelt. Während jene beiden in Hexametern geschrieben sind, ist die prächtige

Copa im elegischen Versmass abgefasst, ein lebensprühendes, wahrhaft poetisches Stück, in dem eine syrische Schenkin zum Eintritt in die Kneipe, zum Trinken und Lieben auffordert:

Pereat, qui crastina curat!
Mors aurem vellens „vivite“ ait, „venio“.*)

Mit Recht hat es Geibel in sein „Klassisches Liederbuch“ aufgenommen. Auch das Moretum ist nicht übel. In Hexametern erzählt es, wie der Bauer Simylus mit Hülfe seiner Magd Scybale seinen Morgenimbiss bereitet, einen kräftigen Kräuterkloss, dessen Bestandteile er in einem Mörser zerrieben hat, ein Kleinod der Genremalerei, den Bildern eines Steen und Ostade vergleichbar, auch in der Form wohl gelungen. Die Gedichte Dirae und Lydia, einst als ein Stück gelesen, jetzt getrennt und meistens dem Valerius Cato, dem Freunde Catulls, zugeschrieben, enthalten einmal Verwünschungen gegen einen Veteranen Lycurgus, der dem Dichter sein Gut und seine Lydia geraubt hat, dann einen rührenden Abschiedsgruss des Vertriebenen an die Geliebte, die auf dem Lande verblieben ist. Umfangreicher und gelehrter ist das Gedicht Aetna, in dem die Natur der feuerspeienden Berge im Anschluss an die Naturales quaestiones des Philosophen Seneca erklärt wird; hübsch ist die Schlusserzählung von den Brüdern, die nur ihre greisen Eltern retten wollten und so dem Ausbruch des Ätna glücklich entgingen. Eine Anzahl von Epigrammen und Jamben ist uns unter dem Titel Catalepta (κατὰ λεπτά, Schnitzel), woraus Catalecta vielfach gemacht ist, überliefert worden, von mannigfachem Inhalt, zum Teil dem Virgil mit Recht zugeschrieben. Einige erinnern stark an die später zu erwähnenden Priapea. Des Abschieds von der Rhetorschule ist schon bei dem Leben Virgils gedacht worden. Recht hübsch ist eine lustige Parodie auf das berühmte Gedicht Catulls Phaselus ille, in der einem Maultiertreiber, der als Cäsars Generalpostmeister zu hohen Ehren gekommen war, eine ironische Huldigung dargebracht wird. Unbedeutend sind die Gedichte Rosetum, Est et non, Vir bonus, sowie die Elegieen auf Mäcenas; sie werden als Schülerarbeiten einer späteren Zeit zugewiesen. Unter dem

*) Zum Henker geh, wer um das Morgen sich kümmert!
Sagt doch der Tod, uns am Ohr zupfend: „Lebt nur, ich komm'!“

Namen Ovids geht die Elegie Nux, die Klage eines Nussbaums über die schlechte Behandlung, die ihm von den Vorübergehenden zu teil wird, und die Consolatio ad Liviam, ein Trostgedicht auf den Tod des Drusus, beides spätere Arbeiten von Nachahmern Ovids und ohne erheblichen Wert. Endlich ist hier der Sammlung der 80 Priapea zu gedenken, die, von mehreren Verfassern gedichtet, ein beschämendes Zeugnis der grenzenlosen Unsittlichkeit darstellen, der die höheren Kreise Roms anheimgefallen waren; aller Witz und Geist kann doch mit dem schmutzigen Inhalt nicht versöhnen. Dies die *ἀδέσποτα,* die uns einen Einblick in die weitverbreitete Teilnahme an poetischen Versuchen verstatten.

Wir wenden uns nun von den Gedichten ohne Dichter zu den Dichtern ohne Gedichte, deren Werke uns gar nicht oder nur in geringen Überresten erhalten sind. Ein Zeitgenosse und Freund Virgils war L. Varius Rufus, der seine Äneis mit Plotius Tucca herausgab und auch dem Horaz nahe stand. Er führte den jungen Dichter bei Mäcen ein und nahm am iter Brundisinum teil. Er schrieb sowohl Epen als auch Dramen. Aus seinem Panegyricus auf Augustus citiert Horaz einige schöne Verse (ep. 1, 16, 27 f.); auch rühmt dieser seine 29 aufgeführte Tragödie Thyestes (od. 1, 6), die ihm vom Kaiser mit 1 Million Sestertien gelohnt wurde. Ein älterer Freund Ovids war Ämilius Macer aus Verona, der sich im Lehrgedicht versuchte; es werden eine Ornithogonia, Theriaca und ein botanisches Werk genannt. Er ist von einem jüngeren Macer zu unterscheiden, der Ovid auf seiner Studienreise begleitete und Antehomerica, d. h. die Ereignisse vor dem trojanischen Kriege, besang. Öfter ist bereits des Cornelius Gallus gedacht, der als Präfekt Ägyptens übermütig wurde und sich dann aus Gram über die Ungnade des Kaisers 27 entleibte. Virgil tröstet ihn über die Untreue seiner Lycoris (ecl. 10) und erweist ihm auch sonst aus Dankbarkeit innige Verehrung; wir haben bereits erwähnt, dass er später den Schluss der Georgica umbilden musste. Ovid rühmt ihn (trist. 4, 10) als Begründer der erotischen Elegie, deren Mittelpunkt die vielgefeierte Schauspielerin Cytheris unter dem Namen Lycoris darstellte. Auch soll er Gedichte des Euphorion, des Vorbilds der jüngern Dichterschule, übersetzt haben. C. Valgius

Rufus schrieb Trauerlieder auf den Tod seines geliebten Mystes, wie wir bei Horaz (od. 2, 9) lesen; auch verfasste er allerlei gelehrte Werke. Von Domitius Marsus kennen wir einige pikante Epigramme; auf sein umfangreiches Epos Amazonis soll sich eine nicht leicht zu erklärende Stelle der Drusus-Ode (od. 4, 4, 19) bei Horaz beziehen. Eine ansehnlichere Zahl von Versen ist uns aus den Cynegetica des Grattius erhalten, von dessen Leben wir nichts wissen; das Fragment behandelt allerlei für die Jagd erforderliche Dinge, Netze, Schlingen und vor allem die Zucht der Hunde und Pferde. Ein dichterischer Wert ist dem nüchternen Machwerk nicht beizumessen. Der Epiker Albinovanus Pedo, dem Ovid befreundet, ist wahrscheinlich mit dem von Tacitus erwähnten Reiterobersten Pedo (ann. 1, 60) identisch. Seine Schilderung der Feldzüge des Germanicus, die man in dem Bruchstück bei Seneca (suas. 1, 15) erkennen will, scheint der genannte Historiker benutzt zu haben. Rabirius besang den ägyptischen Krieg Octavians, Cornelius Severus einen unbekannten epischen Stoff unter dem Titel Res Romanae, aus dem eine Darstellung des Todes Ciceros citiert wird. Eine förmliche Dichterschar führt uns Ovid auf (ep. 4, 16), 23 an Zahl, die aber uns nichts als Namen sind.

Wir sehen, welche reiche Ernte die erste Friedenszeit, die Regierung des Augustus, auf dem Felde der Poesie trug. In der Elegie und Satire wurde Grosses, in der Epik und Lyrik Erfreuliches geleistet; auch das Lehrgedicht und Idyll, sowie das Epigramm entwickelten sich kräftig, nur das Drama blieb zurück. Wir wenden uns der Prosa der augusteischen Zeit zu und betrachten der Reihe nach die Geschichtsschreibung, die Beredsamkeit, die gelehrte Schriftstellerei.

Ein Denkmal römischer Grösse wie kein anderer hat der Geschichtsschreiber Livius seinem Vaterlande gesetzt. T. Livius (59 v.—17 n. Chr.), geboren zu Patavium in Oberitalien, hat meist in Rom gelebt, ohne durch Amt oder Beruf gefesselt zu sein. Es werden uns philosophische Dialoge und rhetorische Schriften von ihm genannt; so soll er in einem Briefe seinem Sohne die Lektüre des Demosthenes und Cicero und der diesen ähnlichen Redner ans Herz gelegt haben. Dem

Augustus war er befreundet, ohne sein selbständiges Urteil dadurch binden zu lassen, weshalb ihn jener scherzhaft einen Pompejaner genannt haben soll. Der grösste Teil seines Lebens und Wirkens war seinem grossen Geschichtswerk gewidmet, an dem er 40 Jahre lang gearbeitet hat. Nach seinen eigenen Andeutungen muss er es 25 v. Chr. begonnen haben; über seine Motive hat er sich in der berühmten Praefatio deutlich ausgesprochen. Er beginnt mit dem bescheidenen Zugeständnis, dass er es nicht zu beurteilen wage, ob sein Unternehmen ihm glücken werde „in tanta scriptorum turba“. Die Schwierigkeit des Wagnisses ist ihm klar, schreckt ihn aber nicht zurück, da er sich grade aus dem Elend der Gegenwart zu der Herrlichkeit der grossen Vergangenheit flüchten will, unbekümmert um alles, was sonst eines Schriftstellers Herz bewegen könnte. Die Unsicherheit der ältesten Überlieferungen kennt er, aber er meint in stolzem Nationalgefühl, dass es einem solchen Staate, wie dem seinen, wohl anstehe, seinen Ursprung auf die Götter zurückzuführen. Das Wichtigste ist ihm die Darstellung der Sitten, des Lebens, der hervorragenden Männer, durch die das Reich begründet und vergrössert sei. Aber auch den Verfall des Staates und seine Ursachen will er gewissenhaft feststellen; denn es sei heilsam, in den Spiegel der Geschichte zu schauen und ihre Lehren sich zu merken. Hoch schlägt ihm sein Herz, wenn er die Grösse seines Vaterlandes bedenkt und bewundert, das so lange vor Habsucht und Schwelgerei bewahrt geblieben sei. Nun sei es anders geworden, aber er will nicht klagen, sondern mit Gebet und frommen Wünschen beginnen. Nichts charakterisiert den würdigen Mann so gut, wie diese Vorrede. Der Patriotismus drückt ihm die Feder in die Hand, die Sittlichkeit giebt ihm den Massstab der Beurteilung; die Darstellung selbst ist mehr ethisch, als pragmatisch. Der Titel lautete: Ab urbe condita libri, und zwar sind 142 Bücher im ganzen vollendet worden, die er natürlich in Abteilungen herausgab, wahrscheinlich je 5 oder 10 Bücher auf einmal. Ob er das Werk nach Wunsch vollendet hat, wissen wir nicht; vielleicht hat ihn der Tod überrascht, der den betagten Greis in seiner Heimat abrief.

Erhalten sind uns 35 Bücher und einige Bruchstücke, nämlich Buch 1—10, von der Landung der Trojaner bis zum 3. Samniterkrieg 293, und 21—45, vom Beginn des 2. punischen Krieges bis zum Triumph des Ämilius Paulus 167, also die 1., 3., 4. und die Hälfte der 5. Dekade; denn diese Einteilung scheint massgebend gewesen zu sein. Einen dürftigen Ersatz bieten die mageren Auszüge aus den verlorenen Büchern, Periochae oder Epitomae; die Fragmente sind nur für das 91. Buch etwas reichlicher. Das 1. Buch enthält nach der Überlieferung die Sagengeschichte bis zur Vertreibung der Könige, überaus anmutig erzählt. Im 2. wird die Einsetzung der libera respublica berichtet nebst den Kämpfen gegen Porsena, weiter die Auswanderung der Plebs und die damit zusammenhängenden Ereignisse. Das 3. Buch enthält zahlreiche Kämpfe mit den umwohnenden Nachbarn, die auch in den übrigen Büchern der 1. Dekade eine grosse Rolle spielen, und die Dezemviratsgesetzgebung. Im 4. setzen sich die inneren Zwistigkeiten und die äusseren Fehden fort. Eine hervorrageude Bedeutung hat das 5. Buch, das die Eroberung Vejis und die Zerstörung Roms durch die Gallier berichtet; es schliesst bedeutsam mit der gewaltigen Rede des Camillus. Das 6. Buch beginnt mit einer neuen Praefatio und erzählt die Beendigung des Ständekampfs durch Einräumung des Konsulats an die Plebs. Im 7. Buch wird die Reihe der Samniterkriege, die nur durch den Latinerkrieg unterbrochen wird, eingeleitet; sie umfassen im ganzen 4 Bücher bis zum Schluss der 1. Dekade, während die Vorgänge im Innern Jahr für Jahr eingeschaltet werden. Die 2. Dekade, der Pyrrhuskrieg und der 1. punische, sind uns in der Hauptsache verloren gegangen. Aber dafür haben wir die Darstellung des hannibalischen Krieges in seiner ganzen Pracht. Buch 21 setzt mit einer kräftigen Praefatio ein und erzählt vom Geschlecht der Barciden, von Sagunt und den Alpen, Ticinus und Trebia. Das 22. giebt die grossen Niederlagen der Römer wieder, das 23. ihre ersten Erfolge. Immer ausführlicher wird der Historiker, je weiter er vorschreitet. Buch 24/5 berichten Abfall und Eroberung von Syrakus nebst den wechselvollen Ereignissen in Spanien, 26 die Einnahme Capuas und das Auftreten des jungen Scipio,

27 die Schlacht am Metaurus, 28 die Landung in Afrika, 29/30 den Abschluss des gewaltigen Krieges, auch hier wieder am Ende einer Dekade. Dann wird in den Büchern 31—34 der Krieg gegen Philipp von Macedonien, 35—37 gegen Antiochus von Syrien und die Ätoler erzählt. Buch 38/39 enthalten italische Angelegenheiten, zum Schluss das Ableben der drei grossen Feldherren, Scipio, Hannibal und Philopömen. Im 40. Buch tritt Perseus von Macedonien hervor, mit dessen Besiegung das 45. schliesst. Das Gesamtwerk schloss mit dem Tode des Drusus 9 v. Chr.

Die Arbeitsweise des Livius liegt klar zu Tage. Er war kein kritischer Geist und verschmähte es sogar, wichtige Urkunden in seiner Nähe persönlich zu prüfen. Noch weniger dachte er daran, die Zuverlässigkeit seiner Quellen methodisch festzustellen und danach sich zu richten, sondern er nahm, was ihm grade zur Hand war, und urteilte nach Gutdünken, nicht nach wissenschaftlichen Kriterien. Es ist natürlich für uns überaus schwierig festzustellen, welchen Schriftstellern er gefolgt ist, da wir insbesondere die Annalisten nur in dürftigen Trümmern noch besitzen. Dennoch ist es dem Scharfsinn deutscher Gelehrten, namentlich Nissens, gelungen, wenigstens für die 4. und 5. Dekade, wo uns eine vortreffliche Kontrolle durch den Griechen Polybius ermöglicht wird, sichere Ergebnisse zu gewinnen. In der griechischen Geschichte folgt er frei dem grossen griechischen Historiker, in der römischen schliesst er sich in der Regel an einen Annalisten an, um dann am Schluss eines Abschnitts die abweichenden Meldungen anderer nachträglich anzumerken. Oft ist er recht unglücklich in der Wahl seiner Quellen; so wenn er mit Vorliebe dem Valerius Antias folgt, dessen unglaubliche Verlogenheit er schliesslich selbst erkannt hat. Am schlimmsten ist es, wenn er zwei widersprechende Überlieferungen durcheinander wirrt, so bei dem Alpenübergang Hannibals, den er in demselben Kapitel erst an der Isère, dann an der Durance entlang ziehen lässt. In geographischen Dingen ist er nicht zuverlässig, ausser wo es sich um seine Heimat Oberitalien handelt, aber noch schlimmer steht es um sein militärisches Urteil. Seine Schlachtenerzählungen sind sämtlich über denselben Leisten geschlagen; sie beweisen, dass der fleissige Stubengelehrte von dem blühenden Leben keine aus-

reichende Vorstellung hatte. Wie ganz anders steht der Staatsmann Polybius seiner Aufgabe gegenüber! Denn auch in der Politik, namentlich der inneren, ist Livius nicht selten ein Opfer der Missverständnisse, insofern er alte und neue Zeit beständig verwechselt. Und trotz alledem besitzt er einen Vorzug, der alle Schwächen glänzend überstrahlt, die Wahrheitsliebe. Zwar schreibt er nicht sine ira et studio, was überhaupt für einen Sterblichen nur mit Einschränkungen möglich ist, aber er will bei allem Patriotismus, bei aller Frömmigkeit und Sittlichkeit, die ihn auszeichnen, streng die Wahrheit sagen und ist darum zuverlässiger, als mancher grössere Historiker trotz seines kritischen Scharfsinns. Er liebt sein Volk und sein Vaterland, er verehrt gläubig die Götter und unterwirft sich demütig ihren Schickungen, dem Schicksal, er schwärmt für die gute, alte Zeit, wo Sparsamkeit und Armut eine Ehre, Schwelgerei und Habgier unbekannt waren. Er ist ein aufrichtiger Freund des Freistaates und ein Anhänger der Optimatenpartei, aber dabei allen Übertreibungen abhold und auch gegen Andersdenkende billig gesinnt. Mit einem Wort, er ist redlich bestrebt, der Wahrheit zu dienen, wenn es ihm auch nicht immer bei seinem Mangel an kritischer Beanlagung gelungen ist, das Wahre herauszufinden. Überhaupt liegt sein Verdienst nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern der Kunst, er war weniger Geschichtsforscher als Geschichtsschreiber. Als solcher teilt er in hervorragender Weise die Eigenart seines Volkes, die Neigung zur Rhetorik. Ausgebildet in den Rhetorschulen, gebot er über alle Kunstmittel der Rede und hat davon einen ausgiebigen, aber selten übertriebenen Gebrauch gemacht. Sein Endzweck ist nicht, die Thatsachen aufzufinden und schmucklos wiederzugeben, auch nicht ihren inneren Zusammenhang dem Verstande zu erklären, er wendet sich nicht an den Kopf, sondern an das Fühlen und Wollen seiner Zeitgenossen. Er schreibt für eine unsichtbare Hörerschaft, die er rühren und erschüttern, zu Zorn und Bewunderung fortreissen will. Liebe zum Vaterlande, Hass gegen das Schlechte will er erwecken, den Vorsatz, der grossen Vorfahren würdig zu leben. Niemand hat ihn besser verstanden als der ihm geistesverwandte Franzose Taine, der in seinem Essai sur Tite Live den rhetorischen Charakter seiner

Erzählungsweise treffend gewürdigt hat. Er ist schon von Quintilian mit Recht dem Herodot verglichen, soweit sich die bewusste Kunst dem naiven Genie vergleichen kann. Hingegen dürfte ihm keiner unter den neueren Historikern schroffer gegenüberstehen, als L. v. Ranke, der in demselben Grade nur Forscher und Gelehrter war, wie Livius nur Künstler und Rhetor. Seine Meisterschaft in der Darstellung der Völker und der Helden rühmt der feine Kunstrichter Quintilian ganz der Wahrheit gemäss: er bewundert die Anmut und strahlende Klarheit sowohl in seinen Erzählungen als auch in seinen Reden, die Angemessenheit seiner Schilderungen, vor allem die Gabe, seelische Affekte zu analysieren, zumal die sanfteren. Er setzt der Kürze des Sallust die nahrhafte Fülle (lactea ubertas) des Livius entgegen und preist endlich seine reine, vornehme Gesinnung, die ihn ganz besonders der Jugend empfehlen. Livius hat ein weiches, für alles Hohe und Edle empfängliches Gemüt; daher der sympathische Ton seiner Darstellung, die Wärme, die von Herzen kommt und zum Herzen des empfindenden Lesers dringt. Alles Rohe und Gemeine ist ihm verhasst; wir befinden uns stets auf einer gewissen Höhe der Weltanschauung, in einer höheren, reineren Sphäre. Livius ist Idealist im Gegensatz zum realistischen Sallust. Natürlich wechselt die Darstellung nach der Bedeutung des Inhalts, wenn auch oft noch mehr hätte abgewechselt werden können, um eine gewisse Einförmigkeit des Pathos zu vermeiden. Überaus glücklich ist die Erzählung der Sagenzeit, wo der naiv gläubige Sinn den richtigen Ausdruck findet. Weiterhin stört die fortwährende Wiederholung der unaufhörlichen Kriege mit den Grenznachbarn, die wohl hätten zusammengezogen werden können, wie auch die annalistische Aufzählung, Jahr für Jahr, überaus unbeholfen und schwerfällig ist. Auch in der Darstellung der Verfassungskämpfe ist Livius nicht immer glücklich, weil ihm die klare Einsicht in das Wesen der politischen Begriffe gebricht; immer sieht er in der Plebs, der Neubürgerschaft, nur den Pöbel seiner verkommenen Zeit. Aber mit dem 5. Buche beginnt er seinem eigentlichen Gebiete sich zu nähern. Die Eroberung Vejis auf der einen und Roms auf der andern Seite sind hinreissend erzählt, zugleich mit Betonung des rein menschlichen, sittlichen Interesses und des

Nationalgefühls. Nicht minder Grosses leistet er im 7. und 8. Buche, obgleich wir grade hier den Boden der Thatsachen unter den Füssen verlieren. Wenn auch keine der Schlachten aus dem 1. Samniter- und Latinerkriege vor der Prüfung nüchterner Forschung standhält, so hat doch der Erzähler den Geist des Römertums prachtvoll getroffen, den Geist, aus dem die grossen Erfolge der Geschichte zu erklären sind. Die Gestalten des M. Valerius Corvus, des T. Manlius Torquatus, des P. Decius Mus vertreten in vorbildlicher Weise die römische Nation in ihren Thaten wie in ihren Reden. Ohne individuelle Züge, aber alle gleich tapfer, streng und aufopferungsfähig, geben sie uns ein besseres Bild vom Wesen ihres Volkes, als es einige zuverlässige Schlachtberichte vermöchten. Der Glanzpunkt seiner Darstellung sind die Reden, die, alle frei komponiert, denselben Zweck erfüllen, wie die Monologe im Drama. Wie diese, so führen uns jene in das Seelenleben der Helden ein, entwickeln uns die Motive ihrer Handlungen, erläutern und vertiefen den nüchternen Bericht des Erzählers. Es gewinnt durch dies Kunstmittel, dessen sich alle alten Historiker von Herodot bis Tacitus bedient haben, selbst der nüchterne Cäsar, die Darstellung an innerem Leben, die Charaktere an Plastik. Grade darum sind die Alten den Neueren, die doch über so viel reicheres Quellenmaterial verfügen, so unendlich überlegen; sie schleppen vielleicht nicht sorgfältig genug die Steine zusammen, aber der Bau, den sie errichten, ist aus einem Gusse und ein wirkliches Haus, nicht ein Konglomerat von Steinen. Einen besonderen Aufschwung nimmt Livius beim 2. punischen Kriege; das 21. und 22. Buch sind vielleicht die schönsten des ganzen Werkes, die Belagerung Sagunts, der Alpenübergang, die Reden der Feldherren; dann die Schlachten an der Trebia, am Trasimenus, bei Cannae. Wunderbar versteht er es, die Wirkung der Niederlagen auf die Gemüter zu veranschaulichen; so wenn nach der Vernichtung eines ganzen Heeres der Prätor dem ängstlich harrenden Volke einfach mitteilt: Wir sind in einer grossen Schlacht besiegt worden, Bürger. Wenn im Fortgang des Werkes sich einige Ermüdung einstellt, so wird man bei dem Umfang des Werkes und bei dem zunehmenden Alter des Verfassers Billigkeit walten lassen. Da ihm nicht die Fülle

des Stoffs, sondern die Kunst der Form Hauptsache ist (ganz wie seinem Biographen Taine S. 288), so erfordert sein Stil unsere besondere Aufmerksamkeit. Dieser steht mitten inne zwischen dem massvollen Klassizismus Ciceros und dem Individualismus der sog. silbernen Latinität. In zwei Punkten ist er über Cicero hinausgegangen, im Periodenbau, der verwickelter und kunstvoller ist, wie bei jenem, und im Wortschatz, der durch seltene, poetische Worte und Wendungen bereichert ist. Livius liest sich nicht immer so glatt, wie Cicero, weil seine Perioden oft eine sorgfältige Analyse verlangen. Hin und wieder ist er etwas redselig und breit, wie auch Quintilian seine *μακρολογία* mild tadelt. Aber im ganzen hält er sich auf der Höhe, die Cicero erreicht hat, und ist dieses seines Vorbildes würdig. Zuweilen zeigt er im Stil Anklänge an Virgil. Wenn aber ein galliger Kritiker wie Asinius Pollio ihm seine patavinitas, den Dialekt seiner Heimat, vorhält, so sind wir mindestens nicht imstande, den Vorwurf zu prüfen; viel Wahrscheinlichkeit hat er nicht für sich. Alles in allem hat sich Livius wohl um sein Volk und um die Nachwelt verdient gemacht; kaum ist ein Verlust uns so schmerzlich, als der seines Gesamtwerks, von dem doch nur ein Viertel auf uns gekommen ist.

Gross war sein Ruhm schon bei Lebzeiten. Ein Gaditaner reiste ausdrücklich nach Rom, nur um den berühmten Mann zu sehen, und kehrte sofort wieder in die Heimat zurück. Die beiden Seneca und Tacitus loben ihn nicht weniger, als der bereits angeführte Quintilian. Die Dichter und Historiker der folgenden Zeit schöpften ihn um die Wette aus, zogen ihn aber, schon in Martials Zeiten, immer enger zusammen, sodass schliesslich das Originalwerk zurücktrat, wozu auch die fanatische Feindschaft des Kaisers Gajus beigetragen haben mag. Mit der Renaissance taucht auch Livius aus der Vergessenheit wieder empor, schon Dante hat ihn ehrenvoll erwähnt. Man fand leider nur einen Teil des Werks wieder auf, dessen 1. Dekade den grossen Historiker und Staatsmann Macchiavelli zu seinen berühmten Discorsi veranlasste. Die Handschriften der 1. Dekade zeigen verschiedene Subscriptionen, nämlich die Namen Victorianus, Nicomachus Flavianus, Nicomachus Dexter, die auf eine kritische

Durchsicht hindeuten. Ihr wichtigster Vertreter ist ein Mediceus, daneben ein Palimpsest in Verona. Für die 3. Dekade ist ein Parisinus massgebend, für die 4. ein Bambergensis, für die 5. ein Vindobonensis. Die erste wissenschaftliche Ausgabe besorgte der Holländer J. F. Gronov, nach ihm Drakenborch, später der Däne Madvig (berühmt seine Emendationes Livianae), die Deutschen Alschefski, Weissenborn-H. J. Müller u. a.

In Bezug auf Kühnheit des Planes, Grossartigkeit der Anlage geht noch über Livius der uns nach seinen äusseren Verhältnissen fast ganz unbekannte Pompejus Trogus hinaus, der erste Universalhistoriker der Römer. Allerdings besitzen wir sein umfangreiches Werk, die Historiae Philippicae in 44 Büchern, nur in dem mageren Auszuge des Justinus, der uns einiges über ihn mitteilt. Trogus stammte von den gallischen Vocontiern ab; sein Grossvater hatte, wie auch sein Oheim, unter Pompejus gedient, von dem er Bürgerrecht und Namen erhielt, sein Vater unter Cäsar. Er schrieb über Zoologie und Botanik. Doch erscheinen uns seine naturwissenschaftlichen Schriften, die freilich verloren gegangen sind, minder wichtig, als dem älteren Plinius, der ihn mit Auszeichnung nennt; die erhaltenen Stellen stimmen wörtlich mit der Tiergeschichte des Aristoteles überein. Diese Unselbständigkeit wirft auch auf seine historische Schriftstellerei ein übles Licht. Sein Epitomator berichtet darüber in der Einleitung: Nach dem Vorgang der angesehensten Männer habe Trogus, vir priscae eloquentiae, sich entschlossen, die griechische und überhaupt die Weltgeschichte lateinisch zu erzählen. Justin vergleicht den Trogus mit Hercules, da er es gewagt habe, die Geschichte aller Zeiten, Könige und Völker in einem Werke zusammenzufassen, während die Griechen doch nur einzelne Teile herausgegriffen hätten. Die Ökonomie des Ganzen beweist eine nicht gewöhnliche Umsicht. Buch 1—6 erzählten die orientalische und griechische Geschichte, von Ninus bis auf Epaminondas, Buch 7 bis 10 handelten von den Macedoniern, insbesondere von Philipp, nach dem ja das Gesamtwerk benannt ist, Buch 11—12 von Alexander dem Grossen. Dann folgte die Darstellung der Diadochenkriege (Buch 13—17) und die Geschichte des Pyrrhus, in dessen Person sich der Osten mit dem Westen zum ersten Mal berührte.

Die sizilische und karthagische Geschichte war eingeschaltet (Buch 18—23). Darauf wurde die Entwicklung der drei aus Alexanders Weltmonarchie entstandenen Reiche bis zu ihrer Einverleibung in das imperium Romanum erzählt (Buch 24—40). Buch 41—42 berichteten von den Parthern, „penes quos velut divisione orbis cum Romanis facta nunc orientis imperium est“, Buch 43 gab auffallend kurz eine Übersicht über die römische Geschichte von „König Saturnus“ an, der Mitteilungen über Ligurien und Gallien beigefügt waren, Buch 44 enthielt spanische Geschichte bis zur Unterwerfung durch Augustus. Zu allen diesen Büchern haben wir Prologi, ganz kurze Inhaltsangaben, und den schon erwähnten Auszug des Justinus.

Wäre der Plan des Werkes Eigentum des Trogus, so würden wir in ihm einen hervorragenden Geschichtsschreiber zu begrüssen haben. Dem ist aber nicht so. Die Unselbständigkeit seiner naturwissenschaftlichen Werke, die geringe Berücksichtigung der römischen Geschichte, vor allem aber die allerorts hervorbrechende Abneigung gegen das Römertum machen es zur Gewissheit, dass Trogus ein griechisches Werk ausgeschrieben hat. Als solches wird nach v. Gutschmids scharfsinniger Vermutung das verloren gegangene Geschichtswerk des Alexandriners Timagenes, eines älteren Zeitgenossen des Augustus, angesehen, dessen scharfes Urteil u. a. Horaz (ep. 1, 19, 15) bestätigt. Der Verfasser des griechischen Originals muss gründliche und umfangreiche Studien der einschlägigen Geschichte und Geographie getrieben haben, ehe er an seine Arbeit ging. Namentlich scheint Theopomp, von dem später Trogus den Titel entnahm, die Quelle der ersten Bücher gewesen zu sein. Von den eigenen Zuthaten des römischen Bearbeiters dürfen wir nicht zu hoch denken. Justin berichtet (38, 3), jener habe nur abhängige Reden seinem Werke einverleibt und Livius sowie Sallust getadelt, weil sie durch Einfügung direkter Reden der geschichtlichen Wahrheit Eintrag gethan hätten, eine Auffassung, die uns die Urteilsfähigkeit des Trogus nicht grade schätzen heisst. Immerhin war das Werk reich an thatsächlichen Mitteilungen und fern von jener rhetorischen Darstellungsweise, die der grösste Vorzug des Livius ist. Der Epitomator war dem Schriftsteller, den er auszog, kongenial, ein nüchterner, zuver-

lässiger Mann. Auch von ihm kennen wir weder genau den Namen (M. Junianius Justinus?) noch die Lebenszeit. Er berichtet von seinem Werke, dass er in seiner zu Rom verlebten Musse das Wissenswürdigste der 44 Bücher unter Fortfall alles dessen, was weder angenehm noch nützlich sei, als eine Blütenlese zusammengestellt habe, zu Nutz und Frommen der Leser. Mit dem alten Cato glaube auch er dem Freunde, dem er das Buch schickt, über seine Musse Rechenschaft ablegen zu müssen. Sein Beifall genüge ihm und bei der Nachwelt das Zeugnis des Fleisses. Der Auszug ist sorgfältig angefertigt, die Sprache durchweg rein und angemessen, nur etwas nüchtern. Aber an einigen Stellen macht er eine Ausnahme, wahrscheinlich dort, wo ihn die Darstellung des Trogus besonders ergriff. So in der Schilderung von Xerxes' kläglichem Rückzug (2, 13), in dem Bericht über den Eindruck der Schreckensbotschaft von Ägospotami (5, 7), in den Reden des Eumenes (14, 4) und Mithridates (38, 4—6); an der zuletzt genannten Stelle folgt er genau seiner Vorlage. Wir sehen also, dass es an stilistischer Gewandtheit und psychologischer Vertiefung dem Werke des Trogus nicht fehlte. Auf sein den Parthern günstiges Urteil bezieht sich offenbar der Tadel des Livius gegen die levissimi ex Graecis (9, 18), also gegen Timagenes. — Die beste Ausgabe des Justin, der im Mittelalter viel gelesen war, hat Rühl besorgt.

Von den Historikern, deren Werke verloren gegangen sind, sei nur Fenestella (52 v. — 19 n. Chr.) genannt, der öfter von dem älteren Plinius als Quelle angegeben wird. Er war ein fleissiger Forscher nach Art des gelehrten Varro, schrieb Annalen und mehrere antiquarische Werke.

Erreichte die Geschichtsschreibung in Livius und zum Teil auch in Trogus ein höheres Ziel, als es den Historikern des Zeitalters Ciceros möglich war, so sank dagegen die Beredsamkeit im Zeitalter des Augustus tief von der kurz zuvor erklommenen Höhe zu einer eitlen Sophistik, zu einem öden Phrasentum herab. Nur zu wahr bemerkt der ältere Seneca (controv. 1, praef. 6): Quidquid Romana facundia habet, quod insolenti Graeciae aut opponat aut praeferat, circa Ciceronem effloruit. — In deterius deinde cotidie data res est — perpetuaque in rebus omnibus lex

est, ut ad summum perducta rursus ad infimum, velocius quidem quam ascenderant, relabantur.*) Der Rückgang, wie er in der sog. silbernen Latinität demnächst zu Tage trat, wurde auf dem Gebiete der Beredsamkeit vorbereitet. Es war dies nicht zu verwundern. Die Einrichtung der absoluten Monarchie, die sich immer mehr aus dem Prinzipat des Augustus entwickelte, hob die Freiheit des Wortes fast gänzlich auf. Dem genus judiciale wie dem genus deliberativum, d. h. der gerichtlichen wie der politischen Rede, wurde mit dem Ausschluss der Öffentlichkeit der innerste Lebensnerv durchschnitten; nur das genus demonstrativum erhielt sich, sank aber auch dahin, da es ihm an würdigen Stoffen gebrach. Während Isocrates auch diese Gattung der Redekunst auf eine hohe Stufe der Vollendung erhob, verkümmerte die Prunkrede der Römer in den engen Räumen der Redeschulen. Was Cicero warnend in seinen rhetorischen Schriften betonte, das trat nun in die Erscheinung. Zwar waren die Redeübungen an und für sich nicht zu tadeln; auch Cicero hat dergleichen mit seinen Freunden getrieben, aber gehaltvoller und würdiger, als die kleinen Nachfahren des grossen Sprachmeisters. Er übersetzte die grossen Dichter und Schriftsteller der Griechen in sein geliebtes Latein, die Zeitgenossen des Seneca versuchten ihre formellen Künste an nichtigen, dem Leben entfremdeten Aufgaben. Dieser gesteht es selbst ein, dass die declamationes, die schulmässigen Übungen, erst eine neuere Erfindung seien, die Cicero nicht gekannt habe. Es ist uns nur eine rhetorische Schrift erhalten: Oratorum et rhetorum sententiae divisiones colores von Annäus Seneca, dem Vater des Philosophen Lucius, dem Oheim des Epikers Lucanus. Wir kennen weder den Vornamen noch die Lebensumstände des wackeren Mannes und wissen nur, dass er im spanischen Corduba geboren ist und in Rom gelebt hat. In hohem Alter schrieb er auf Bitten seiner Söhne Novatus, Seneca und Mela Erinnerungen an seine rhetorischen

*) Alles, was die römische Beredsamkeit dem anmassenden Griechenland entgegenzusetzen oder noch höher zu stellen hat, blühte im Zeitalter Ciceros. Dann sank die Kunst von Tag zu Tag; denn es ist ein ständiges Gesetz in allen Dingen, dass sie auf ihrem Höhepunkt einmal angelangt, schneller als sie emporgestiegen waren, wieder zur untersten Stufe herabsinken.

Studien nieder, gestützt auf ein fabelhaftes Gedächtnis. Das Werk enthielt 10 Bücher Controversiae, Rechtsfragen, und 1 Buch Suasoriae, Ratschläge; jene umfassten die schwierigeren Fälle, dieses leichtere Übungen. In jenen werden die aufgestellten Themen nach drei Seiten regelmässig durchgesprochen, nach ihrer Auffassung (sententiae), Anordnung (divisio) und Behandlung (colores); die Suasoriae sind einfacher. Dort wurden im ganzen 74 Themen, hier werden 7 erörtert. Die Suasoriae sind uns mit Ausnahme des Anfangs ganz erhalten, von den Controversiae die Bücher 1, 2, 7, 9 und 10 (35 Themen) einschliesslich ihrer für die Geschichte der Beredsamkeit wichtigen Einleitungen, die übrigen Bücher in einem mageren Auszuge. Der Inhalt ist durchweg unbedeutend, rein akademisch, ohne Beziehung auf das wirkliche Leben. So erörtert die 2. Suasoria: 300 Lakonier, die gegen Xerxes geschickt sind, erwägen, nachdem die aus dem übrigen Griechenland gesandten 300 geflohen sind, ob auch sie fliehen sollen. Aus dem Gedächtnis berichtet nun Seneca, was Arellius Fuscus, Triarius, Porcius Latro u. a. über diese „Doktorfrage“, wie wir sagen würden, vorgetragen haben, um ihre rhetorische Geschicklichkeit zu beweisen. Wertvoll ist das 6. Stück, wo die Frage beantwortet wird, ob Cicero den Antonius um Gnade anflehen solle; es werden eine Reihe interessanter Urteile über den grossen Redner abgegeben, darunter von Asinius Pollio und T. Livius. Schwieriger, aber auch spitzfindiger und unnatürlicher sind die Controversiae, die stellenweise zur gewöhnlichen Klopffechterei herabsinken. Die lesenswerten Vorreden, die noch das Beste sind, weil sich in ihnen die tüchtige Natur des Verfassers unmittelbar ausspricht, enthalten Lebens- und Charakterbilder der hervorragenden Rhetoren, so die 1. die Charakteristik des Porcius Latro, des besten Freundes des Verfassers, der als ein bis zum Übermass thätiger Mann geschildert wird. Aber unglaublich leer sind die Deklamationen, schon um der nichtigen Themata willen. So wird z. B. lang und breit geredet über die These: Wer dreimal tapfer gekämpft hat, soll vom Kriegsdienst frei sein. Einen solchen hält der Vater, als er zum vierten Mal in den Krieg ziehen will, zurück; als er sich widersetzt, verstösst jener den Sohn. Was soll bei derartigen Aufgaben herauskommen? Worte, nichts als Worte.

Aber es kommt noch schlimmer, so wenn die These aufgestellt wird: Kinder sollen ihre Eltern ernähren oder ins Gefängnis geworfen werden. Einer, der Frau und Kind hatte, ging über Land. Von Seeräubern gefangen, schrieb er wegen des Lösegelds an Frau und Sohn. Die Frau verliert durch übermässiges Weinen die Augen; vom Sohne, der zur Auslösung des Vaters aufbrechen will, fordert sie Unterhalt; da er nicht bleibt, will sie ihn gerichtlich dazu zwingen lassen. Schliesslich wird es dem alten Seneca selbst zu arg: Fatebor vobis, schreibt er den Söhnen in der letzten Vorrede, iam res taedio est — me iam pudet tanquam diu non seriam rem agam.*) Wir stimmen ihm aus voller Überzeugung bei, zumal da er ehrlich bekennt, dass die vielbelobten Meister der Rede, wenn sie eine ernsthafte Probe ihrer Kunst ablegen sollten, übel bestanden. Der Stil des ältern Seneca hält sich noch leidlich an das Vorbild Ciceros, aber in seinen Berichten über die Deklamationen zeigen sich schon die Vorboten eines sinkenden Geschmacks. Die zerhackte, ganz auf Antithesen gerichtete, manierierte Schreibweise der silbernen Latinität liegt hier bereits im Keime vor. Über diese Art der Beredsamkeit hat niemand treffender geurteilt als Cicero selbst, besonders im 3. Buche de oratore (69, 125, 142): Malim equidem indisertam prudentiam quam stultitiam loquacem. — Die litterar- und kulturhistorisch interessante Schrift Senecas, aus der Einzelheiten sogar in die Anekdotensammlungen des Mittelalters übergingen, ist von Bursian und Kiessling herausgegeben worden.

Es erübrigt noch, ein Wort über die zahlreichen Rhetoren zu sagen, deren zum Teil auch Tacitus im Dialogus de oratoribus gedenkt. Durch politischen Freimut zeichneten sich T. Labienus und Cassius Severus aus, die daher Verfolgungen erlitten. Der bedeutendste war M. Porcius Latro, der aber nicht einmal eine Gerichtsrede auf dem Markte halten konnte. Ein halber Schauspieler war C. Albucius Silus, der vor seinem freiwilligen Ende seine Mitbürger zuvor über die Gründe seines Selbstmords aufklärte. Q. Haterius hatte eine so unaufhaltsame Redegabe, dass

*) Ich will euch nur gestehen, die Sache wird mir nun über; ich schäme mich beinahe, so lange keine ernste Sache zu behandeln.

ihm Augustus einen Hemmschuh angelegt wissen wollte. Es lohnt nicht, bei diesen dürftigen Geistern zu verweilen.

Um so fröhlicher blühten die Gelehrsamkeit und die gelehrte Schriftstellerei empor. Zwar auf philosophischem Gebiete herrschte noch die griechische Sprache vielfach vor, in der z. B. die Sextier ihre Schriften abfassten. Vor allem zog die Altertumswissenschaft nach Art des Varro höher gerichtete Naturen an. Unter den Philologen (grammatici) war der vornehmste M. Verrius Flaccus, dessen hervorragende Lehrgabe Sueton rühmt. Er veranstaltete Wettkämpfe unter seinen Schülern und setzte schöne, alte Bücher als Preise aus. Darum übertrug ihm Augustus die Erziehung seiner Enkel Gajus und Lucius, der Söhne Agrippas, und erlaubte ihm, seine Schule in den Palast zu verlegen; er erhielt als Gehalt 100 000 Sesterzen jährlich. Unter Tiberius gestorben, wurde er durch eine Bildsäule auf dem Markt in Präneste geehrt; diese stand neben dem z. T. noch erhaltenen, in Stein gehauenen Kalender (fasti Praenestini), der wahrscheinlich die Vorlage für Ovids Fasten gewesen ist. Von seiner umfangreichen Schriftstellerei, die teils grammatisch, teils antiquarisch war, ist nichts erhalten. Nur von seinem erst im höheren Alter geschriebenen Lexikon de verborum significatu, das die Ausdrücke älterer Schriftsteller sprachlich und sachlich zu erklären suchte, sind uns dürftige Auszüge in trümmerhaftem Zustande erhalten, die uns die Schwere unseres Verlustes ermessen lassen. Zunächst zog Pompejus Festus in unbekannter Zeit das gelehrte Werk aus. Aber noch immer bedrückte die schwere Rüstung die Gelehrten des Mittelalters, sodass auch Festus noch einmal verkürzt wurde, und zwar von Paulus Diakonus, dem Geschichtsschreiber der Langobarden, der den kümmerlichen Extrakt des reichhaltigen Werkes Karl dem Grossen widmete. Dieser Auszug, der nur noch das Knochengerüste des Originals bietet, ist uns erhalten, das Werk des Festus erst vom Buchstaben M ab, und auch dies mit bedauerlichen Lücken. Aber auch in diesen dürftigen Resten finden sich eigentümliche Schwierigkeiten, die der Herausgeber K. O. Müller des im codex Farnesinus zu Neapel erhaltenen Werkes folgendermassen erläutert: Ein jeder Buchstabe des Lexikons hat zwei Teile, von denen der eine ausser dem ersten Buchstaben des Wortes

auch den zweiten, zuweilen sogar den dritten und mehr beachtet, während in dem anderen nur auf den ersten Buchstaben Rücksicht genommen wird, sonst auf den sachlichen Zusammenhang. Man nimmt an, dass diese zweite Schicht entweder Zusätze des Festus enthält oder aber Materialsammlungen, die Verrius bei seinem Tode unverarbeitet zurückliess. Auch so enthält der Überrest des Belehrenden genug.

Gleichfalls im Dienste des Kaisers Augustus stand C. Julius Hyginus, sein Freigelassener, entweder aus Spanien oder aus Alexandria gebürtig, ein Verehrer des Polyhistors Cornelius Alexander. Er war Bibliothekar der Palatina, daneben ein beliebter Lehrer, dennoch lebte er in bescheidenen Verhältnissen und starb in Armut; er war dem Dichter Ovid befreundet. Die ihm mit Sicherheit zugeschriebenen Bücher de agri cultura, exempla, de familiis Troianis, seine Kommentare zu Virgil und anderen sind uns verloren; die unter seinem Namen erhaltenen Schriften können ihm nicht mit Sicherheit zugesprochen werden. Es hat sich nämlich ein mythographisches und ein astronomisches Handbuch eines Hyginus erhalten. Das erste, das von seinem ersten Herausgeber Fabulae benannt ist, enthält wiederum sehr verschiedenartige Teile, zu Anfang eine trockene, aus lauter Namen bestehende Genealogie, dann 261 Geschichten aus der griechischen Mythologie und Heldengeschichte, unbeholfen erzählt, endlich eine Reihe von Registern: qui formosissimi fuerunt, quis quid invenerit, rerum inventores primi u. ä. Der Inhalt ist aus guten griechischen Quellen genommen, aber ohne viel Verstand verarbeitet. Dazu ist der überlieferte Text mehrfach durch Verschiebungen entstellt worden, so dass z. B. die wichtige Erzählung von Merope (Fabel 137) plötzlich abbricht und erst unter Pentheus et Agaue (Fabel 184) wieder aufgenommen wird. Alles in allem haben wir eine ausgezeichnete Sammlung tragischer Stoffe vor uns (auf die z. B. auch Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie sich bezieht), aber in ungeschickter Fassung, die es sehr unwahrscheinlich macht, dass der gelehrte Bibliothekar der Palatina ihr Verfasser ist. Auf derselben Höhe steht das trotz des Titels prosaische Buch Poetica Astronomica, das von demselben Verfasser herrührt, wie die Fabeln, aber nicht

von dem Bibliothekar. Die Vorrede widmet das Werk einem uns unbekannten M. Fabius und entwickelt den Plan des Verfassers, der in 4 Büchern die Himmelskörper, ihre Stellung zu einander, aber auch die ihren Namen zu Grunde liegenden Fabeln ziemlich unbeholfen erörtert; der Schluss fehlt. Auch hier sind die Quellen anerkennenswert, besonders die *Καταστερισμοί* des Eratosthenes, von denen bei Catull bereits die Rede war, Aratus u. a. Herausgegeben sind beide Schriften in den Mythographi von van Staveren.

Von anderen Grammatikern, die Sueton erwähnt, sei Q. Cäcilius Epirota, der Freigelassene des Atticus, genannt, der zuerst in seiner Schule den Virgil und andere neuere Dichter erklärte, und L. Crassicius, dessen gelehrter Kommentar zu der schwer verständlichen Smyrna seinen Ruhm begründete, aber auch manches boshafte Epigramm veranlasste.

Auch die Jurisprudenz wurde eifrig gepflegt, und zwar zeigte sich auch in dieser Wissenschaft dieselbe Verschiedenheit der Auffassung, die in der Grammatik und Rhetorik zwei Parteien scharf einander gegenüberstellte, der Gegensatz der Analogie und Anomalie. Die einen betonten die Regel, den Zwang der Gesetze, die andern die Ausnahme, die Freiheit des Individuums. Der Vertreter der erstern Auffassung war der durch seinen Freimut berühmte M. Antistius Labeo, der an 400 Bücher hinterlassen haben soll, da er auch andere Wissensgebiete anbaute; die andern leitete C. Atejus Capito, den Tacitus (ann. 3, 75) und Sueton als Höfling bezeichnen. Der Gegensatz der Schulhäupter setzte sich in ihren Nachfolgern fort, nach denen die beiden Richtungen später benannt sind. Die Schüler des Labeo hiessen Proculianer, die des Capito Sabinianer.

Zum Schluss ist des ersten römischen Technikers zu gedenken, der uns ein vielgelesenes wichtiges Buch über die Baukunst geschenkt hat. Vitruvius Pollio, ein Kriegsbaumeister des Augustus, der schon unter Cäsar gedient hatte, widmete in hohem Alter seine 10 Bücher de architectura seinem Kaiser, die er aus Liebe zu seiner Wissenschaft in anerkennenswerter Begeisterung, aber ohne stilistische Gewandtheit und auch ohne tiefere Bildung geschrieben hat. Davon legen namentlich die umfangreichen Vorreden

Zeugnis ab, in denen er z. B. Eucrates (Crates?), Chionides, Aristophanes und Alexis als Dichter der alten Komödie aufführt. Das 1. Buch behandelt das Wesen der Baukunst und ihre Vorbedingungen im allgemeinen, das 2. die sakralen Bauten, das 4. die Säulenarten. Im 5. Buche werden öffentliche Gebäude, im 6. die privaten abgehandelt, im 7. die Ausschmückung der Häuser mit Marmor und Farben. Das 8. Buch umfasst den Wasserbau, das 9. die Uhren, das 10. die Maschinenkunde. Die Quellen sind griechische Schriftsteller, die zahlreich angeführt werden. Die Einleitungen kramen eine Menge Wissen aus, das nicht in den Zusammenhang passt, die Ausführung selbst ist knapp bis zur Dunkelheit, der Stil trocken und wenig gefällig. Das Werk interessiert Fachmänner mehr als Litteraturfreunde. Goethe hat es, wie er in seiner Italienischen Reise erzählt, durch Palladios Schriften angeregt, vielfach zur Hand genommen. Eine Übersetzung hat der Kunsthistoriker v. Reber herausgegeben, den Text Rose und Müller-Strübing. —

Wir stehen am Schlusse des zweiten klassischen Zeitraums und blicken auf das durchmessene Gebiet zurück. Der Fortschritt, den die römische Prosa und Poesie seit Ciceros Auftreten gemacht haben, ist gewaltig. Alle Kräfte der edlen, klangreichen Sprache sind entbunden, alle Gattungen, soweit sie dem Römer erreichbar waren, sind angebaut, die Technik des Verses bis zur Virtuosität verfeinert. In der Geschichtsschreibung bezeichnet Livius' grossartiges Werk die Höhe, die erreicht ist, in der Beredsamkeit, in der wissenschaftlichen Abhandlung und im Briefstil Cicero, der auch für die zweite Hälfte der klassischen Zeit Muster und Vorbild ist, wie es Seneca richtig erkannt hat: Omnia ingenia, quae lucem studiis nostris attulerunt, tunc — circa Ciceronem — nata sunt. Im Epos hat Virgil das Höchste geleistet, dessen die Reflexionspoesie fähig war, in der Lyrik Horaz, Grösseres noch in der Satire und der dieser verwandten Epistel. Minder glücklich war man im Idyll, während die Elegie und auch das Epigramm in unerreichbarer Vortrefflichkeit bearbeitet wurden; wir nennen nur die Namen Tibull, Properz und Ovid. Ganz fiel allein das Drama aus, das durch das Ballett (Pantomimus) mit seiner reichen Ausstattung verdrängt wurde. Endlich fanden auch die Gelehrsam-

keit, die Philologie und Jurisprudenz, nicht minder die andern Fachwissenschaften, achtbare Vertreter. Allein die Rhetorik verkümmerte schon am Ausgang dieser Epoche in ungesunder Abschliessung vom öffentlichen Leben. Es war seltsam, dass grade auf dem Gebiet, auf dem der erste grosse Erfolg gemäss der Beanlagung des Römervolkes errungen war, der Anfang des Rückgangs zu Tage trat. Alles in allem eine stattliche Leistung, zwar griechischen Vorbildern in den meisten Fällen nachgebildet, aber doch selbständig, mit dem Herzblut des eigenen Volkes getränkt. Es war eine Renaissance im edelsten Sinne des Wortes, nicht eine kleinliche, peinliche Nachbildung der griechischen Meister, sondern ein Schaffen in ihrem Sinne, im Geiste des schönen Masses, unter energischer Betonung der angeborenen kraftvollen Würde.

Dritter Abschnitt.

Die nachklassische Zeit.

Die silberne Latinität.

Die Blüte der römischen Litteratur war nicht von Dauer. Wie dem Aufschwung der Prosa unter Ciceros Führung gar bald die Hohlheit der Deklamationen auf dem Fusse folgte, die wir in Senecas Controversien beobachtet haben, so fanden Virgil, Horaz und die Elegiker keine würdige Nachfolge, und auch die Geschichtsschreibung, die durch Livius so herrlich aufgeblüht war, verkümmerte gar bald. Es ist nicht leicht, die Ursachen dieses raschen Verfalls aufzufinden. Man begnügt sich meistens damit, auf die Entartung der Monarchie unter den Nachfolgern des Augustus hinzuweisen, und in der That ist die Beredsamkeit wie die Geschichtsschreibung durch das despotische Regiment der julisch-claudischen Dynastie schwer geschädigt worden. Aber den Verfall der Poesie dürfte diese Thatsache allein nicht begründen, wenn man bedenkt, dass sie grade unter der Regierung des Nero, sowie unter der noch schlimmeren Schreckensherrschaft des letzten Flaviers einen erneuten Aufschwung nahm, wie ja auch die Philosophie in dem jüngern Seneca einen achtbaren

Vertreter fand. Schon der geistvolle Ästhetiker Longinus wirft unter der flavischen Dynastie in seiner Schrift *περὶ ὕψους* die Frage auf, woher es komme, dass keine *μεγάλαι φύσεις* aufkämen. Liege es daran, so fährt er vorsichtig fragend fort, dass nur die Demokratie die Amme der grossen Geister sei, dass die Tyrannis verkleinernd wirke? Sollte es mit der geistigen Entwicklung sich so verhalten, wie mit den Menschen, die man in Futterale einzwängte, um sie zu Zwergen zu formen? Verderbe der Friede der Welt die grossen Naturen? Ohne Zweifel liegt etwas Wahres in den Ausführungen des feinsinnigen Griechen. Der dauernde Friede, dessen Wohlthaten die Zeit des Augustus aufatmend mit grenzenloser Dankbarkeit empfunden hatte, machte sich allmählich in seinen schädlichen Wirkungen geltend. So klagt Juvenal:

Nunc patimur longae pacis mala; saevior armis
Luxuria incubuit victumque ulciscitur orbem.*)

Nach aussen herrschte Friede, nur unterbrochen durch Grenzkämpfe, besonders gegen Germanen und Parther, die für den Italiker nicht mehr bedeuteten, als Krieg und Kriegsgeschrei,

Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander schlagen.

Im Innern die Ruhe des Kirchhofs, kein öffentliches Leben, weder vor Gericht noch in der Volksversammlung. Dabei ein fortwährender Widerstreit zwischen den klug erhaltenen Formen des Freistaates und den sehr fühlbaren Eingriffen absoluter Souveränität. Es war, um ein Wort des Pericles anzuwenden, dem Scheine nach eine Aristokratie, der Wirklichkeit nach eine Autokratie, die weder durch die Tradition verehrungsvoller Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, noch durch kluge Mässigung der Regenten gemildert wurde. Es wollte nicht gelingen, den Prinzipat des Augustus in eine Erbmonarchie umzuwandeln; sind doch grade die einzigen Herrscher, die ihren Vätern auf dem Throne folgten, Domitian, Commodus und Caracalla, wahre Ungeheuer gewesen. Und um die Weisheit der Kaiser aus der ersten Dynastie war es übel bestellt, mag man auch den Be-

*) Jetzt bedrückt uns das Leid eines langen Friedens; und schwerer
Lastet auf uns der Reichtum als Waffen und rächt die Besiegten.

richten des Tacitus und Sueton nicht vollen Glauben schenken. Der finstere Argwohn des Tiberius, dessen Regententugenden leider für uns im Dämmerlicht liegen, der Wahnsinn des Gajus, die wunderliche Pedanterie des Claudius, die freche Eitelkeit des Nero, das waren alles keine Faktoren, die eine ruhige, organische Entwicklung der Einrichtungen des Augustus, eine Beruhigung der Gemüter, eine liebevolle Pflege der schönen Künste befördern konnten. Aber allein reichen diese ungünstigen Verhältnisse nicht aus, um den Verfall der Litteratur zu bedingen. Denn auch als bessere Zeiten kommen, als nach dem greuelvollen Dreikaiserjahre die flavische Dynastie den Thron besteigt, geht der Prozess der Zersetzung unaufhaltsam weiter, der auch durch das weise Regiment des Nerva und Trajan nicht aufgehalten wird. Die Ursache lag tiefer. Der römische Nationalgeist war erschöpft. Nachdem er sich zu den höchsten Leistungen, deren er fähig war, in Prosa und Poesie emporgeschwungen hatte, sank er in greisenhafter Schwäche zusammen; die Zeit war, wie es in der heiligen Schrift so treffend heisst, erfüllt. Der Römer, von Hause aus dem thätigen Leben zugewandt, bewies wieder einmal die Wahrheit des heraclitischen Wortes, dass der Streit der Vater aller Dinge sei; der Friede gedieh ihm nicht. Allerdings vollzog sich der Verfall der Nation wie der Litteratur nicht mit Blitzesschnelle, wie denn die Geschichte keine Sprünge kennt. Die mächtigen Einwirkungen der augusteischen Dichter fanden immerhin hie und da einen achtbaren Nachhall, auf keinem Gebiete mehr, als auf dem der Satire, wo der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit den letzten Funken der Energie zur hellen Flamme anfachte. Satirisch ist auch die Geschichtsschreibung des letzten grossen Schriftstellers, des Tacitus. Aber der Charakter der Litteratur wandelt sich mit dem der Nation, zunächst in Bezug auf die Schriftsteller selbst. An Stelle der eingeborenen Italiker traten die frischeren Provinzialen; wie mit Trajan Spanien den Kaiserthron besteigt, so drängen sich spanische Dichter und Schriftsteller hervor, die Familie der Seneca, Quintilian, Martial. Wir werden später sehen, wie in der Litteratur die Spanier von den Afrikanern, die Afrikaner von den Galliern abgelöst werden. Sodann wird die Art zu denken und zu schreiben eine andere.

Der Römer hört auf, ein *ζῷον πολιτικόν* zu sein; denn die aristokratische Opposition, die sich eigensinnig und eitel zum Tode drängt, ist eine Velleität. Die bessern Elemente geben sich der Wollust des Denkens hin, für das frühere Geschlechter weder Zeit noch Sinn hatten. Ein Privatmenschentum, um einen treffenden Ausdruck von Jakob Bernays zu gebrauchen, tritt in die Erscheinung, im Denken wie im Schreiben. Der Typus dieser Schriftsteller ist der jüngere Seneca, der als Dichter und Philosoph dem Subjektivismus seiner Zeit den treffendsten Ausdruck giebt. Verschwunden ist das Interesse am politischen Leben, an allgemeinen Fragen, verschwunden aber auch die Unterordnung unter das Stilgesetz, der Sinn für die „edle Einfalt und stille Grösse" der klassischen Zeit. Wie in der archaischen, so kommt jetzt in der nachklassischen Zeit das Individuum im Schreiben und Denken wieder zur Geltung. Der Mensch greift grübelnd in seine Brust, aber es ist etwas Absonderliches um sein Denken wie um sein Schreiben. Die grossen Muster genügen nicht mehr, alles soll neu, originell, pikant sein um jeden Preis. So werden denn die grossen Errungenschaften der ciceronisch-augusteischen Zeit leichtsinnig aufgegeben, da die spärlichen Verteidiger, wie Quintilian, ohnmächtig dem Zeitgeschmack gegenüberstehen. Selbst ein Tacitus, der das Bessere wohl erkannt hat, gerät auf die abschüssige Ebene des Aparten; von dem Dialog bis zu den Annalen, welch eine Entwicklung! Der von Cicero feinsinnig gesäuberte Wortvorrat wird nicht immer mit Geschmack bereichert, teils durch Wiederbelebung veralteter Worte, teils durch Neubildungen oft verwegener Art. Der Rhythmus seiner Perioden weicht einer zerhackten, oft bis zur Dunkelheit zusammengedrängten Ausdrucksweise. Die Neigung zu poetischen Wendungen führt zur Vermischung der Stilarten, so dass sogar die Unform der menippeischen Satire ihre Auferstehung feiert. Gewaltig ist die Revolution in der Syntax der Kasus, in dem Gebrauch der Modi. An Stelle der Regel, der Übereinstimmung, der Sammlung treten die Ausnahmen, die Abwechslung, die Zerstreuung. Die Gefahr, in Manierismus zu verfallen, liegt allzu nah; dahinter lauert bereits die beginnende Barbarei des Ungeschmacks, bedrohlich gefördert durch

die fremden Elemente, die sich in die römische Litteratur eindrängen.

Wir unterscheiden zwei Stufen in der Entwicklung dieser nachklassischen Periode; im ersten Abschnitt, bis zum Tode Trajans, hält die starke Individualität hervorragender Schriftsteller dem hereinbrechendem Verderben ein genügendes Gegengewicht, so dass viel Gutes und Schönes noch entsteht, allerdings mehr in der Prosa als in der Poesie. Man nennt diesen Abschnitt die silberne Latinität, im Anschluss an den bekannten Mythus von den vier Weltaltern. Mit Hadrian beginnt die Zeit des raschen Verfalls, zunächst in der künstlichen Wiederbelebung des archaischen Geschmacks, in der sog. archaisierenden Periode, die immerhin noch einiges Interesse erweckt. Von Commodus ab hört die schöne Litteratur fast ganz auf; nur die Gelehrsamkeit hält die Litteratur noch aufrecht und vor allem die Schriftstellerei der Kirchenväter, Wissensgebiete, die nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung fallen.

Wir geben zunächst einen Überblick über die litterarischen Beziehungen der Kaiser des ersten Zeitraums. Dann überschauen wir die Poesie nach ihren Gattungen, das Epos mit Einschluss des didaktischen Gedichts, die vereinzelten Leistungen der Lyrik, die Satire, das Drama. Den Übergang zur Poesie vermittelt Seneca, der Satiriker, Dramatiker und Philosoph in einer Person war. Es werden dann die Geschichtsschreibung, die Beredsamkeit und endlich die gelehrte Schriftstellerei gewürdigt werden.

Ohne Bedeutung für die Litteratur war der Kaiser Tiberius (14—37), obgleich seine unheimliche Persönlichkeit der Geschichtsschreibung reichlich Stoff geliefert hat. Er war ein nüchterner, strenger Regent, dessen Andenken die Provinzen priesen, während die vornehmen Kreise der Hauptstadt seiner Grausamkeit fluchten. Ein vollwichtiges Zeugnis für seine Tüchtigkeit, das mit dem von Tacitus und Sueton gezeichneten Charakterbild schlecht übereinstimmt, ist eine Schrift des Juden Philo an den Kaiser Gajus Seiner in spätere Jahre fallenden Umwandlung in den Tyrannen von Capri mögen die Treulosigkeit seiner berüchtigten Gattin Julia, das Misstrauen seines Stiefvaters, vor allem aber der Verrat seines scheinbar besten Freundes Sejan, wenn nicht zur Entschuldigung,

so doch zur Erklärung dienen. Sein litterarischer Geschmack war nicht ausgebildet, da er die Künsteleien der Alexandriner bewunderte. Den Schriftstellern wurde sein Argwohn später gefährlich, so dem Historiker Cremutius Cordus, dessen Leben und Werke er zu vernichten suchte. Indessen müssen wir uns hüten, die affektvolle Rede des Angeklagten, die uns Tacitus (ann. 4, 34—35) überliefert hat, allzu tragisch zu nehmen. Die Epigonen der alten Optimatenpartei suchten etwas darin, den Mächtigen zu reizen, und der Tod hatte für dieses blasierte, neuerungssüchtige Geschlecht eher Reiz als Schrecken. Noch weniger hatte die Litteratur von Gajus (37—41) zu erwarten, der seltsam noch heute nach seinem Spitznamen Caligula (Stiefelchen) genannt wird. Er war offenbar verrückt, dabei roh und brutal, aber im Affekt nicht unberedt. Bekannt ist sein Witzwort über den Modephilosophen Seneca: sein Stil sei Sand ohne Kalk. Hingegen bethätigte Claudius (41—54) ein ungewöhnliches Interesse für Gelehrsamkeit und litterarische Thätigkeit, das leider durch angeborene Geistesschwäche beeinträchtigt wurde. Immerhin kann er nicht so blödsinnig gewesen sein, wie ihn Seneca in seinem infamen Pasquill darstellt. Nicht nur werden historische Schriften und grammatische Neuerungen von ihm genannt, sondern es ist uns auch eine Rede von ihm erhalten, die er im Jahre 48 bei der Aufnahme der Äduer in das römische Bürgerrecht gehalten hat; sie ist sowohl in der Lyoner Erztafel als auch bei Tacitus (ann. 11, 24) zu lesen. Der Kaiser erörtert hier die Gewohnheit der Römer, durch Neuaufnahmen dem Staate neues Blut zuzuführen; allerdings ist die Gelehrsamkeit etwas reichlich aufgetragen, der Stil schwerfällig. Er verfasste auf Anraten des Livius eine römische Geschichte vom Tode Cäsars an, eine Selbstbiographie, eine Verteidigung Ciceros, ferner in griechischer Sprache eine tyrrhenische und eine karthagische Geschichte. Endlich suchte er das Alphabet durch drei neue Zeichen zu bereichern, die für die Zeit seiner Regierung auch Geltung gewannen, eins für das konsonantische V, ein zweites für Bs und Ps, ein drittes für den zwischen U und I liegenden Laut. Das Urteil Mommsens über seine „souveräne Verachtung der Stilgesetze und des gesunden Menschenverstandes“ ist zu hart. Trotz seiner sorgfältigen Erziehung

durch Seneca hat Nero (54—68) nach seiner eitlen Launenhaftigkeit nichts Nennenswertes geleistet. Er warf sich schliesslich auf die Poesie und schrieb ein Epos Troica, das er selbst öffentlich vortrug, wie es denn sein höchster Wunsch war, für einen Künstler zu gelten. Qualis artifex pereo! waren die letzten Worte des eitlen Virtuosen. Mit ihm erlosch das julisch-claudische Haus, dem nach einem von blutigen Greueln erfüllten Jahre die flavische Dynastie folgte. Vespasianus (69—79) war ein zu nüchterner Geschäftsmann, als dass er sich viel der Litteratur hätte widmen können. Indessen hat er doch in seinem einfachen Sinne mehr gethan, als viele geistvollere Herrscher; er gab trotz seiner Sparsamkeit reichlich Geld für Bildungszwecke aus. Als erster besoldete er lateinische und griechische Rhetoren aus Staatsmitteln und ist somit als der Begründer des öffentlichen Lehramts zu betrachten; auch beschenkte er hervorragende Dichter und Künstler. Bemerkenswert ist, dass auch dieser milde Herrscher gegen die Philosophen, insbesondere gegen den Stoiker Helvidius Priscus, strafend vorging. Aber selbst Sueton, der sonst kein gutes Haar an den Cäsaren lassen möchte, billigt ihm die Frechheit des persönlichen Angriffs als Entschuldigung zu, wonach die Anerkennung, die Tacitus grade diesem Märtyrer der Freiheit spendet, billigerweise angezweifelt werden muss. Entbehrte doch selbst der vielgefeierte Selbstmord der Arria und des Pätus nicht eines theatralischen Beigeschmacks! Von Titus (79—81) wissen wir wenig, um so mehr von Domitian (81—96), dessen grausamer Herrschaft Tacitus im Anfang des Agricola ein Schanddenkmal errichtet hat. Gleichwohl erlebte die Poesie grade unter diesem bösartigsten aller Kaiser einen gewissen Aufschwung. Er selbst entbehrte aller höheren Bildung, aber auch jedes Interesses; seine Reden und Briefe liess er sich von anderen anfertigen. Von Nerva (96—98) preist selbst der republikanische Tacitus, dass er es verstanden habe, die einst unversöhnlichen Dinge, principatus und libertas, d. h. Ordnung und Freiheit, mit einander zu vereinigen. Aber er wie sein Adoptivsohn Trajan (98—117) waren zu sehr mit Staatsgeschäften, der letztere auch mit kriegerischen Unternehmungen, überhäuft, als dass sie der Litteratur hätten Aufmerksamkeit widmen können. Von Trajan besitzen

wir noch die Antworten auf die Briefe des jüngeren Plinius, die den klaren Geschäftsmann und gütigen Fürsten erkennen lassen. Sein Werk über den dacischen Krieg ist verloren gegangen. Für die Ausbildung der höheren Jugend zeigte er Interesse.

Zur epischen Gattung dürften die beiden astronomischen Gedichte zu rechnen sein, deren erstes Claudius Cäsar Germanicus, der Sohn des Drusus (15 v.—19 n. Chr.) verfasst hat, dessen Heldenhaftigkeit, Familienglück und frühzeitiges Ende vielfach an das Geschick unseres Kaisers Friedrich III. erinnert. Der feingebildete Prinz versuchte sich in mehreren Gattungen, in Komödien, Epigrammen, Reden. Nach dem Vorgang Ciceros bearbeitete er die Phänomena des Aratus mit mehr Glück als der grosse Redner; er verzichtete auf genaue Wiedergabe, verbesserte das Original und bewies feinen Geschmack und Geschick. Das uns erhaltene Werk, das dem Tiberius gewidmet ist, beschreibt die Sternbilder unter Einflechtung von allerlei Mythen. Einige Bruchstücke fasst man unter dem Titel Prognostica zusammen, Einwirkung der Sterne auf das Wetter; sie sind von Arat unabhängig. Die mehrfach behauptete Urheberschaft des Domitian ist unhaltbar. Zahlreiche Scholien beweisen die Beliebtheit des Gedichts, das man in den Poetae Latini minores von Bährens findet.

Weniger der Astronomie als der Astrologie sind die 5 Bücher Astronomica eines Dichters gewidmet, der gewöhnlich M. Manilius genannt wird, wiewohl sein Name sich nicht sicher feststellen lässt. Ebensowenig kennen wir seine Heimat und Lebenszeit, doch können wir aus seinem Werke schliessen, dass er unter der Regierung des Tiberius geschrieben hat. Das am Schluss unvollständige Gedicht, das wahrscheinlich 6 Bücher umfasste, gleicht in mehr als einer Hinsicht dem Lehrgedicht des Lucrez. Ebenso unglücklich in der Wahl seines Stoffes, hat es der Verfasser verstanden, die Trockenheit des Inhalts durch lebhafte Abschweifungen, vor allem durch kunstvolle Einleitungen vergessen zu machen. Er weiss es selbst:

Ornari res ipsa negat, contenta doceri.*)

*) Schmuck verbietet die Sache von selbst; zu belehren genügt ihr.



Dennoch läuft hin und wieder ein treffender Gedanke, ein glücklich gewähltes Bild, eine anschauliche Schilderung unter, so z. B. die Geschichte von der Rettung der Andromeda im 5. Buche, wie denn der Dichter im Fortschreiten seiner Arbeit immer mehr Herr der Sprache und des Verses wird. Berühmt durch Goethes Nachbildung sind die Verse geworden:

Quis caelum possit nisi caeli munere nosse
Et reperire deum, nisi qui pars ipse deorum est?

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken.
Lebt nicht in uns des Gottes Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Offenbar ein auf pantheistischer Weltanschauung beruhender Ausspruch. Im 1. Buche wird die astronomische Grundlage gelegt, im 2. und folgenden beginnt dann die Ausdeutung der Himmelsgestirne für die Begründung menschlicher Charaktereigenschaften, die meist recht wunderlich, jedenfalls ganz unwissenschaftlich ist. Aber der Dichter thut sich auf seine Originalität etwas zu gute. Nachdem alle Stoffe seit Homer bereits verbraucht seien, sei es ihm gelungen, etwas ganz Neues zu verarbeiten. Seiner Grundanschauung gemäss ist er Fatalist; der Mensch, der unter der Gewalt der Sterne steht, entbehrt der Willensfreiheit. Im allgemeinen ist die Lektüre nicht erspriesslich, da sich nur wenig Weizen unter der Spreu findet. Nach Bentley hat Jakob das Werk herausgegeben.

Zur didaktisch-epischen Poesie gehört auch die Fabel, die unter den Römern zuerst **Phädrus** bearbeitet hat. Zwar erzählt schon Menenius Agrippa bei Livius die Fabel vom Magen und den Gliedern, Horaz die von der Stadt- und Landmaus, aber die erste Sammlung hat der oben genannte Freigelassene des Augustus veranstaltet. Von seinem äussern Leben wissen wir nicht viel. Er ist in Thracien oder Macedonien (Pieria) geboren, kam früh, vielleicht als Kriegsgefangener, nach Rom, wo er in bescheidenen Verhältnissen lebte. Nach Veröffentlichung seiner beiden ersten Bücher, die er dem Äsop nachbildete, wurde er von Sejan, dem mächtigen Günstlinge des Tiberius, wegen bösartiger Anspielungen vor Gericht gezogen und bestraft. Dennoch veröffentlichte er

weitere 3 Bücher, die er verschiedenen Gönnern widmete, so dem Eutychus, wahrscheinlich dem bekannten Circuskutscher des Kaisers Gajus, dem Particulo und Philetas. Der Dichter besass ein starkes Selbstgefühl, sodass er es immer mehr wagte, sich von seinem Vorbilde loszusagen und eigene Wege zu gehen, nicht zu seinem Glück, wie unser Lessing in seiner berühmten Abhandlung über die Fabel nachgewiesen hat. Phädrus besass nur ein bescheidenes Talent, das sich mehr in formeller Nachbildung als in origineller Erfindung mit Erfolg bethätigte. Sein Vortrag ist meist, wie Lessing lobend anerkennt, kurz und schmucklos, seine Sprache im wesentlichen rein, seine jambischen Senare fliessend. Aber wo er von dem griechischen Vorbild abweicht, verrät er Mangel an Schärfe und auch an Geschmack. Die meisten seiner 92 Fabeln sind uns durch die Bearbeitung deutscher Dichter seit früher Jugend bekannt, so die Erzählung vom Lamm, das dem Wolf das Wasser getrübt hat, von den Fröschen, die einen König haben wollten, von dem Fuchs und dem Raben u. a. Sind doch diese Schöpfungen jugendlicher Volksphantasie ein Gemeingut aus indogermanischer Urzeit, sodass sie sich von Indien bis nach dem fernen Westen, vom grauen Altertum bis in die Neuzeit verfolgen lassen. Menschliches Leben und Treiben im Spiegel der Tierwelt aufzufangen, war stets ein Lieblingsspiel der Indogermanen, das seine schönste Verklärung in Goethes satirischem Epos Reineke Fuchs fand. Die Fabeln des Phädrus sind meist vollständig auf uns gekommen. Französische Gelehrte haben allerlei Bruchstücke aufgefunden, aus denen die Lücken der Überlieferung ergänzt sind. Der Nachruhm des Dichters ist bescheiden gewesen. Nachdem noch Seneca, ohne ihn zu kennen, die Fabel als ein intactum Romanis opus bezeichnet hatte, würde er von Martial genannt und von Avianus nachgebildet. Der Ausgaben, zumal für den Schulgebrauch, giebt es eine grosse Anzahl, so von Siebelis, Raschig u. a.

Das eigentliche Epos ist von M. Annäus Lucanus (39—65), einem Enkel des Rhetors Seneca und Neffen des Philosophen, in den 10 Büchern seiner Pharsalia angebaut worden; ein echter und rechter Vertreter der silbernen Latinität stellt sich in ihm dar. Von seinen Lebensverhältnissen wissen wir aus zwei Viten ziemlich

viel. In Corduba geboren, wurde er in Rom sorgfältig erzogen und zeichnete sich durch Frühreife aus. Von Athen berief ihn der Kaiser Nero, dem er sich durch ein Lobgedicht empfohlen hatte, in seine nächste Umgebung und machte ihn zum Quästor. Aber die Gunst war nicht von Dauer. Zwar widmete Lucan dem Kaiser, nachdem er mancherlei anderes veröffentlicht hatte, die ersten drei Gesänge seines grossen Epos, das vermutlich die Bürgerkriege ganz umfassen sollte, mit einer panegyrischen Einleitung. Doch scheint die persönliche Eitelkeit Neros, der für seinen Dichterruhm fürchtete, den Bruch herbeigeführt zu haben. Der verletzte Dichter rächte sich durch Spottverse und liess sich gar zur Teilnahme an der Verschwörung des Piso verleiten, deren signifer er genannt wird. Nach ihrer Entdeckung benahm er sich nicht männlich, musste aber doch seine Vergangenheit büssen und liess sich die Adern öffnen. In seinem Nachlasse fanden sich noch 7 Bücher, von denen das letzte nicht ganz vollendet ist. Die übrigen Werke (Iliaca, Saturnalia, Silvae u. a.) sind verloren. Seine Pharsalia setzt im 1. Buche mit dem Übergang Cäsars über den Rubico ein, wobei ein Katalog seines Heeres gegeben wird. Das 2. malt den Schrecken in Rom und Pompejus' Flucht, das 3. die Belagerung Massilias. Im 4. werden die Kämpfe bei Ilerda und Curios Untergang erzählt, im 5. der Übergang Cäsars nach Dyrrhachium. Buch 6 enthält die ersten Kämpfe und die Prophezeiungen der Zauberin Erichtho, 7 die Schlacht bei Pharsalus. Im 8. Buche findet Pompejus seinen Tod, während im 9. Cato in den Vordergrund tritt. Das 10. schliesst eben da, wo Cäsars Denkwürdigkeiten aufgehört hatten. Der Held ist Pompejus, während Cäsars That stets als Verbrechen angesehen und im Verlaufe des Gedichts immer schärfer verurteilt wird. Der Dichter hat sich übel vergriffen in der Wahl sowohl seines Stoffs, als auch seines Helden; aber auch in der Ausführung bleibt er weit hinter Virgil zurück, obgleich er sich in jugendlichem Selbstgefühl die Unsterblichkeit zubilligt. Es war überaus misslich, einen historischen Stoff der jüngsten Vergangenheit zu wählen, weil der Dichter der Gefahr ausgesetzt war, eine versificierte Geschichte, nicht ein Gedicht zu liefern. Dieser Gefahr ist er vollständig erlegen, da er offenbar seine Hauptquelle Livius

meist nur in Verse umschreibt; stellenweise hat er auch Geographen (Posidonius?) und Naturforscher (seinen Oheim Seneca) benutzt. Sein Missgriff wird noch verschlimmert durch seine politische Überzeugung, die ihn, den eingefleischten Optimaten, den Pompejus statt des Cäsar verherrlichen heisst. Nun hat es aber nie einen unpoetischeren Menschen und Helden gegeben, als den Besiegten von Pharsalus, von dem der parteiische Dichter selbst eingestehen muss: In bellum fugitur. Dazu kommt die rhetorische Ausführung, die nach starken Gegensätzen, glänzenden Wortspielen, schneidender Kürze strebt, ohne die Anforderungen der Phantasie und des Gemüts zu beachten. Zwar wenn er den Götterapparat Virgils kurzerhand beseitigt, so ist er schwerlich zu tadeln. Dafür bringt er aber Träume, Prophezeiungen, thessalisches Zauberwesen, Dinge, an denen er mit gläubiger Gesinnung hängt. So läuft denn manch treffender, ja geistreicher Ausspruch unter, aber im ganzen ist die Darstellung öde und kalt, die Schilderung manieriert. Man erkennt den Zögling der Rhetorenschule in der liebevollen Ausmalung grässlicher Scenen, in der Häufung der Beispiele, im Auskramen gelehrten Wissens. Es wird dem Leser nicht wohl diesem jugendlich unreifen Machwerk gegenüber, das von Tugendworten trieft, aber jeder schönen Menschlichkeit bar ist. Die Sprache ist wie der Vers korrekt, aber weit entfernt von dem wundervollen Wohlklang Virgils oder der leichten Anmut Ovids. Ein Beispiel mag folgen, die Charakteristik der beiden Gegner, die mit dem berühmten Preise Catos beginnt:

Quis iustius induit arma,
Scire nefas: magno se iudice quisque tuetur;
Victrix causa deis placuit, sed victa Catoni.
Nec coiere pares: alter vergentibus annis
In senium longoque togae tranquillior usu
Dedidicit iam pace ducem famaeque petitor*)

---

*) Wer gerechter die Waffen ergriffen,
Stehe dahin: es schützet ein trefflicher Richter sie beide:
Götter die Sache des Siegers, doch die des Besiegten schützt Cato.
Ungleich massen sie sich: der eine, dem seine Jahre
Schon sich zum Greisentum neigten, dem langes Wirken im Staate
Grössere Ruhe verliehn, hat im Frieden verlernt schon den Feldherrn,

Multa dare in vulgus, totus popularibus auris
Impelli plausuque sui gaudere theatri
Nec reparare novas vires multumque priori
Credere fortunae. Stat magni nominis umbra.
— — Sed non in Caesare tantum
Nomen erat nec fama ducis; sed nescia virtus
Stare loco solusque pudor non vincere bello.
Acer et indomitus, quo spes quoque ira vocasset,
Ferre manum et numquam temerando parcere ferro,
Successus urgere suos, instare favori
Numinis, impellens, quidquid sibi summa petenti
Obstaret, gaudensque viam fecisse ruina.

Ganz richtig beurteilte ihn Quintilian: Magis oratoribus quam poetis imitandus. Auch Petron tadelte die Geschichtsklitterung. Aber die launische Gunst der Menge bevorzugte den Dichter; witzig sagt von ihm Martial, dass zwar der Kenner ihn nicht für einen Dichter halte, wohl aber sein Verleger (bibliopola). So ist das umfangreiche Werk mit zwei Scholiensammlungen erhalten; Ausgabe von Weber.

Im scharfen Gegensatz zu Lucan ist C. Valerius Flaccus Setinus Balbus zu der ältern Weise Virgils zurückgekehrt, indem er in den 8 Büchern seiner Argonautica die Götter wiederholt in die Handlung eingreifen lässt. Wir wissen von dem Dichter selbst so gut wie nichts. Er muss unter Vespasian geschrieben haben, dem er sein Epos widmet, das nach einer geistreichen Vermutung vielleicht die brittannische Expedition des Kaisers poetisch verklären soll; auch gedenkt er der Eroberung Jerusalems.

Giebt, Beliebtheit erstrebend, sehr viel auf das Urteil der Menge,
Treibt nach dem Winde der Stimmung im Volk und freut sich des Beifalls,
Den ihm sein Publikum zollt; er rüstet nicht mehr neue Kräfte,
Traut seinem frühern Glück. Er steht, seines Ruhmes ein Schatten.
— — Nicht aber gab es für Cäsar solch herrlichen Namen
Und solchen Feldherrnruhm; aber Thatkraft, die niemanden anders
Über sich duldet, und einzig die Scham, im Krieg nicht zu siegen.
Heftig und zügellos zog er, wohin ihn Hoffnung und Zürnen
Lockten, und niemals schont er sein Schwert vor entweihender Unthat.
Leidenschaftlich bedrängt' er die Seinen und suchte der Götter
Gunst zu erzwingen, beseitigt', was immer dem masslosen Streben
Hinderlich, freute sich, sah er die Bahn mit Trümmern bedecket.

Er bekleidete das Amt eines der Quindecimviri, lebte also in geachteter Stellung. Quintilian erwähnt mit bedauernder Anerkennung seinen Tod, der ihn vermutlich abhielt, sein Werk zu vollenden. Wider sein Verdienst wird er, wiederum im Gegensatz zu Lucan, wenig genannt, nur von den Epikern der nächsten Zeit stillschweigend nachgeahmt, obgleich er an Begabung und Zartgefühl weit höher steht als der Dichter der Pharsalia. Er griff in das graue Altertum bei der Wahl seines Stoffes zurück und erkor sich den Rhodier Apollonius (um 280 v. Chr.), dessen Epos wir noch besitzen, zum Vorbild, ohne in sklavische Nachahmung zu verfallen. Iason ist sein Held. Im 1. Buche berichtet er die Veranlassung der Fahrt, im 2. die Abenteuer auf Lemnus und bei Sigeum. Auch die nächsten beiden Bücher erzählen von den mannigfachen Erlebnissen und Kämpfen der Reise, dem Verlust des Hylas, den Juno böswillig herbeiführt, dem Faustkampf des Pollux, der Vertreibung der Harpyien. Endlich kommt Iason im 5. Buche in Colchis an und wird von Äetes zur Teilnahme an dem Kampfe gegen seinen Bruder Perses aufgefordert, der im 6. Buche erzählt wird. Nun tritt Medea, die Juno durch Venus mit Liebesglut erfüllt hat, in den Vordergrund. Schön wird im 7. Buche der Kampf im Herzen der Jungfrau und ihre erste Annäherung an Iason geschildert. Ihre Zaubermittel verhelfen ihm zum Siege. Im 8. Buche raubt er das Vliess und flieht mit der Geliebten unter trüben Ahnungen. Bei der Verfolgung durch Absyrtus tritt die erste Versuchung, Medea zu verlassen, an Iason heran. Hier endet das Gedicht, das natürlich weitergeführt werden sollte. Der Dichter ist ohne Zweifel zu breit gewesen, zwar nicht in dem mythologisch-antiquarischen Detail, das bei Apollonius mehr Raum einnimmt, wohl aber in der Ausführung der Seelenstimmung durch Reden. Man merkt also wieder den Einfluss der Rhetorschule. Im einzelnen zeigt sich manche Schönheit, so wenn er die Begegnung des Paares schildert:

Et iam iam magico per opaca silentia Colchis
Coeperat ire sono montanaque condere vultus *)

*) Und die Colcherin ging nunmehr durch die nächtliche Stille
Unter Zaubergesängen; die Götter der Berge verhüllten

Numina cumque suis averti collibus amnes;
Iam stabulis gregibusque pavor strepitusque sepulcris
Inciderat; stupet ipsa gravi nox tardior umbra.
Iamque tremens longe sequitur Venus; utque sub altas
Pervenere trabes divaeque triformis in umbram,
Hic subito ante oculos nondum speratus Iason
Emicuit viditque prior conterrita virgo —
Abietibus tacitis aut immotis cyparissis
Adsimiles, rapidus nondum quas miscuit auster.

Auf die Dauer ermüdet die Lektüre. Sprache und Vers sind dem Virgil nachgebildet, doch ist jene durch allzu grosse Kürze und kühne Wortstellung oft dunkel, dieser bis zur Peinlichkeit sorgfältig. Ausgaben haben Thilo, Schenkl und Bährens besorgt.

Nach der Weise des Valerius Flaccus dichtete auch Ti. Catius Silius Italicus (um 25—101) seine 17 Bücher Punica. Über sein Leben unterrichtet uns ein Brief des jüngeren Plinius (3, 7), der seinen Tod meldet. Er bekleidete 68 unter Nero das Konsulat, nachdem er sich durch seine Thätigkeit als Ankläger empfohlen hatte. Später stand er auf Seiten des Vitellius, machte aber seinen Frieden mit Vespasian und erwarb sich durch die Verwaltung Kleinasiens Anerkennung. Nunmehr lebte er in behaglicher Musse, allgemein geschätzt, den schönen Künsten eifrig ergeben. In jüngeren Jahren verfasste er einen Auszug der Ilias, später sein grösseres Epos. Er war auch ein eifriger Sammler von Büchern, Bildern und Statuen, besonders wenn sie sein angebetetes Vorbild Virgil betrafen, dessen Geburtstag er feierlich beging, ja dessen Grabstelle er käuflich erwarb. Auch philosophischen Umgang pflog er, so mit dem berühmten Stoiker Epictet. In hohem Alter nahm er Gelegenheit, seine Grundsätze

Sich ihrem Blick, und die Flüsse entwichen mitsamt ihren Hügeln.
Zittern hatte die Ställe und Herden befallen. Die Toten
Regten sich; und es stutzt selbst die Nacht, dass so dunkel die Schatten.
Zitternd folgte Venus von fern; und als sie dann kamen
Unter das hohe Dach, in der dreigestaltigen Göttin
Schatten, da tauchte plötzlich, noch unerwartet Iason
Vor ihnen auf, und es sah ihn zuerst die erschrockene Jungfrau —
Ruhigen Fichten oder den unbewegten Cypressen
Glichen sie, die noch nicht der reissende Ostwind geschüttelt.

durch die That zu bekräftigen; von einem Auswuchs geplagt, machte der Greis seinem Leben durch Enthaltung von Nahrung ein Ende. Sein Jugendwerk ist eine mässige Schülerarbeit. Man hat erst neuerdings in ihm den Verfasser der Ilias Latina, der früher recht wunderlich Pindarus Thebanus genannt wurde, entdeckt. O. Seyffert fand, dass die Anfangsbuchstaben der ersten Verse den Namen Italicus, die der letzten das Wort scripsit ergeben. Da man nun einen andern Italicus nicht kennt, so ist die Vermutung sehr wahrscheinlich. Der Auszug ist sehr schwächlich; in Sprache und Vers korrekt, ist er überaus ungleich und ohne Verständnis für die Schönheiten der homerischen Dichtung. Man findet ihn in den Poetae Latini minores von Bährens. Bedeutender, wenn auch nur relativ, ist sein Hauptwerk, das Epos vom 2. punischen Kriege. War er auch glücklicher in der Wahl seines Stoffes als Flaccus und besonders als Lucanus, so war doch sein nüchterner Geist der hohen Aufgabe nicht gewachsen. Treffend urteilt Plinius: Scribebat carmina maiore cura quam ingenio. Er begann mit Didos Geschick und erzählte von der Belagerung Sagunts Roms Unglück in 10 Büchern, seinen Aufschwung bis zum Siege bei Zama in 7; man merkt, dass er gegen den Schluss hin ermattet. Seine Quelle ist Livius, sein Vorbild Virgil und durch Virgils Vermittlung Homer, woher eine grosse Anzahl von parallelen Scenen stammt. So hat Hannibal seinen Traum wie Agamemnon, ein Katalog des Heeres fehlt nicht, auch nicht der Abschied von Gattin und Sohn. Sein Schild wird beschrieben, Kampfspiele werden gefeiert, und auch die Unterwelt nebst der obligaten Prophezeiung finden wir vor. So verrät sich der Dichter Schritt für Schritt als Epigone, der zwar sehr fleissig und gewissenhaft seine Verse schmiedet und die drohende Ermüdung durch allerlei Episoden fernzuhalten sucht, dem aber dichterisches Feuer und schöpferische Phantasie gänzlich abgehen. Selbstverständlich funktioniert auch die Göttermaschinerie nach bekannten Mustern; Juno tritt für Karthago, Venus für Rom ein. Es kommt zu einer Götterschlacht, zum Eingreifen Juppiters, aber was bei Homer und selbst bei Virgil sich unbedenklich in die Situation hineinpasst, das wird bei dem Nachdichter ein hohler Schemen, ein Gespenst, das bei Tage umgeht. Der Ton verrät herzliches

Nationalgefühl, das aber auch für die Anerkennung des Feindes ein kräftiges Wort übrig hat. Die Ausführung ist von dem Zeitgeschmack beeinflusst, der das Grässliche, aber auch das Gefühlvolle liebte. Eine kurze Probe aus der Schlacht bei Cannä mag folgen. So ruft Hannibal dem toten Paulus die schönen Worte nach:

I, decus Ausoniae, quo fas est ire superbas
Virtute et factis animas. Tibi gloria leto
Iam parta insigni. Nostros Fortuna labores
Versat adhuc casusque iubet nescire futuros.*)

Und am Abend der Schlacht am trasimenischen See muss der siegreiche Feind des Gegners Heldenmut bekennen:

In medias fratre invectus comitante catervas
Caesorum iuvenum Poenus: Quae vulnera cernis?
Quas mortes? inquit. Premit omnis dextera ferrum,
Armatusque iacet servans certamina miles.
Hos, en, hos obitus nostrae spectate cohortes.
Fronte minae durant et stant in vultibus irae.
Et vereor, ne, quae tanta creat indole tellus
Magnanimos fecunda viros, huic fata dicarint
Imperium atque ipsis devincat cladibus orbem.**)

Silius ist wenig genannt von den Späteren; nur der schmeichlerische Martial preist den begüterten Mann. Im Mittelalter verschollen, ist er von dem Humanisten Poggio bei Gelegenheit

---

*) Geh denn, Ausoniens Zierde, wohin den Seelen bestimmt ist,
Die durch Bravheit und Thaten geadelt. Dir ist der Ruhm schon
Sicher durch herrlichen Tod. Doch unser Mühen beherrscht noch
Wandelndes Glück und versagt uns, der Zukunft Geschehen zu wissen.

**) Mitten unter die Reihn der Gefallenen ging dann der Punier
In der Begleitung des Bruders. „Welch herrliche Wunden“, so sprach er,
„Sieht man! Welch herrlichen Tod! Jede Rechte umklammert das Schwert noch,
Und es ruht der Soldat, des Kampfes Abbild bewahrend.
Diesen, seht, den Tod betrachtet, meine Kohorten!
Drohungen stehn auf der Stirn, noch zeigt sich der Zorn in den Zügen.
Und gar fürcht' ich, es möchte dem Land, das fruchtbar erzeugte
Solch hochherzige Helden, das Schicksal die Herrschaft beschieden
Haben; es möchte sogar durch Verluste den Erdkreis erobern.

des Kostnitzer Konzils in S. Gallen wieder aufgefunden worden. Um den Text hat sich H. Blass verdient gemacht, auf dessen Arbeiten die Ausgabe von Bauer beruht.

Dem Silius ähnelt in seinen Epen P. Papinius Statius (um 40—96), der aber in seinen Elegieen höher steht. Als Sohn eines angesehenen Rhetors in Neapel geboren, trug er frühzeitig in Rom zur Freude seines Vaters Preise in dichterischen Wettkämpfen davon, die der Kaiser Domitian eingerichtet hatte. Aber als er bei den kapitolinischen Spielen nicht siegte, zog er sich verstimmt nach Neapel zurück. Er war verheiratet und leidlich begütert. Wenn er seinen vornehmen Gönnern, vor allem dem Kaiser, masslos schmeichelte, so geschah es doch nie in so bettelhafter Weise, wie bei Martial. Sein rasches Talent verführte ihn zu Stegreifdichtungen, die sich allerdings oft an nichtige Themata fortwarfen. Doch muss er zunächst als Epiker gewürdigt werden. Zwölf Jahre arbeitete er an seiner Thebais in 12 Büchern und 9000 Versen, die den Inhalt wahrscheinlich aus dem Epos des Antimachus, die Technik aus Virgil entlehnte. Die Wahl des Stoffs war wenig glücklich. In Epos und Drama bis zur Erschöpfung verarbeitet, lag er den Römern doch recht fern. Und Statius hatte nicht das Zeug, durch originelle Behandlung dem bekannten Thema neue Reize abzugewinnen. Wenn er dem Virgil zu Liebe 6 Bücher auf die Vorbereitung des Kampfes verwendete, so konnte das nicht ohne lästige Breite, ohne Einbeziehung zahlreicher Episoden geschehen. Dabei lässt er die Vorgeschichte des Ödipus ganz aus dem Spiel, widmet aber dem Intermezzo, das zu der Begründung der nemeischen Spiele führte (Tod des Opheltes), 2 Bücher. Die beiden letzten bringen mit dem Doppelbrudermord die Entscheidung; zum Schluss tritt Theseus gegen Creon für die Rechte der Menschlichkeit ein. In der Schilderung verrät der Dichter die Überlieferungen der Rhetorschule und den Zeitgeschmack. Langatmige Reden, ungeheuerliche Übertreibungen, Vorliebe für das Grässliche charakterisieren ihn. Am wenigsten befriedigt die eifrige Verwendung der Göttermaschinerie, wobei neben den bekannten Namen sich wesenlose Abstrakta breit machen. Auch die Sprache entbehrt der Klarheit, sodass der Dichter am Schluss seines Werks sich

mit Recht gegen einen Vergleich mit Virgil verwahrt; es ist vermessen, beide Namen in einem Atem zu nennen. Und doch haben andere früher anders geurteilt. Dante erwähnt in seiner Göttlichen Komödie mit Ehren des Statius als eines Schülers des Virgil; sein grösseres Epos wurde viel gelesen, sodass wir noch Scholien dazu besitzen. Höher steht ohne Zweifel die Achilleis in $1^1/_2$ Büchern, leider unvollendet, vielleicht infolge des Todes ihres Verfassers. In leidlich schlichter Weise wird uns nach alexandrinischem Vorbild das Vorleben des Achilles erzählt, die Sorge seiner Mutter Thetis, sein Aufenthalt auf Scyrus, endlich seine Entdeckung und Entführung. Das Epyllion zeichnet sich durch liebenswürdige Situationsmalerei aus. Ein andres Epos, die Verherrlichung der schmachvollen Kriege Domitians, ist verloren, so auch der Pantomimus Agaue. Dagegen haben wir noch 32 Gedichte in 5 Büchern Silvae, d. h. gemischte Gedichte, meist im daktylischen Hexameter, zum Teil auch in Hendecasyllaben und anderen lyrischen Massen. Es sind Gelegenheitsgedichte, aber nicht in dem Sinne Catulls und Goethes, sondern im eigentlichen, schlechteren Sinne des Wortes. Der Despotismus und das Wohlleben hatten die Schmeichelei sich herangezüchtet, die den Grossen und Reichen zu Gefallen auf Befehl die Laute schlug, sei es um einen prächtigen Bau zu feiern oder einen toten Lieblingssklaven, zuweilen auch um den Dank für ein schwelgerisches Mahl gehorsamst abzustatten. Es erinnert diese Gattung stark an die Lobhudelei der schlesischen Dichter, an einen Opitz und Lohenstein. Aber es ist wenigstens ein gewandter Dichter, der hier seine Verbeugung macht; er beherrscht Sprache und Vers in erstaunlicher Weise, sodass er selbst einem Goethe Anerkennung abgenötigt hat. Die Gedichte der Silvae sind während eines längern Zeitraums entstanden und in 4 Büchern vom Dichter gesammelt und einflussreichen Personen gewidmet, während ein 5. nach seinem Tode zugefügt ist. Am meisten widerstreben uns die Loblieder auf Domitian, den brutalen, feigen Despoten, dessen Reiterstandbild ebenso verherrlicht wird, wie sein 17. Konsulat und seine Galatafel. Zierlich und graziös ist das Hochzeitsgedicht für den Freund Stella, in dem Venus und Amor selbst auftreten, um das junge Paar zu vereinigen, ein geistvoller Polterabendscherz

im Rokokogeschmack. Gern schildert er prächtige Landhäuser, wie sie in Tibur und an dem herrlichen Golf von Neapel massenweise entstanden. Er preist die Genesung eines Gönners, einen andern tröstet er über den Tod eines Lieblings oder auch eines Papageien, der tote Löwe des Kaisers wird verherrlicht, der Geburtstag des Dichters Lucanus. Hübsch ist das Einweihungsgedicht für einen Tempel des Hercules, dessen Veranlassung erzählt wird. Hingegen sinkt der findige Improvisator tief in unsrer Achtung, wenn er auf die Haare, die der kaiserliche Buhlknabe Earinus dem Tempel des Äsculap in Pergamum geweiht hat, ein begeistertes Gedicht schmiedet. Auch seine Frau redet er einmal scherzend an, um sie zur Übersiedlung nach Neapel zu bewegen. Alles in allem gerechnet, sehen wir in Statius ein Talent, aber keinen Charakter; er spricht nur andern nach dem Munde, nicht aus seinem Herzen heraus. Dass er auch dies wohl gekonnt hätte, wenn er es verstanden, seine Muse frei zu machen, beweist die Perle seiner Dichtungen, das Gedicht an den Schlaf, das, aus echter Empfindung geboren, wahrhaftige Gelegenheitspoesie im schönen Sinne des Wortes ist:

Crimine quo merui, iuvenis placidissime divum,
Quove errore miser, donis ut solus egerem,
Somne, tuis? Tacet omne pecus volucresque feraeque
Et simulant fessos curvata cacumina somnos:
Nec trucibus fluviis idem sonus; occidit horror
Aequoris et terris maria adclinata quiescunt.
Septima iam rediens Phoebe mihi respicit aegras
Stare genas; totidem Oetaeae Paphiaeque revisunt
Lampades, et toties nostros Tithonia questus *)

---

*) Wodurch hab' ich's verdient, du jugendlich freundliche Gottheit,
Durch ein Vergehen, oder durch Irrtum, dass deiner Gaben,
Schlaf, ich Armer allein muss entbehren? Es ruhet jetzt alles,
Vieh und Vögel und Wild; es erheucheln den Schlaf der Ermüdung
Selbst die gekrümmten Gipfel der Berge; die reissenden Flüsse
Rauschen nicht mehr; es hat sich gelegt das Gewoge der Fluten,
Und es schlummern die Meere, sich sanft an die Länder anschmiegend.
Siebenmal kehrte schon Phöbe zurück und sah meine Augen
Matt und erschöpft; so oft auch kamen vom Öta und Paphos
Wieder die Sterne; so oft ging Tithonia an unsern Klagen

Praeterit et gelido spargit miserata flagello.
Unde ego sufficiam? Non si mihi lumina mille,
Quae sacer alterna tantum statione tenebat
Argus et haud unquam vigilabat corpore toto.
Et nunc fors aliquis longa sub nocte, puellae
Brachia nexa tenens, ultro te, Somne, repellit.
Inde veni; nec te totas infundere pennas
Luminibus compello meis (hoc turba precetur
Laetior); extremo me tange cacumine virgae;
Sufficit aut leviter suspenso poplite transi.

Es ist zu beklagen, dass ein begabter Dichter sein Talent so schmählich in Nichtigkeiten oder in abstruser Gelehrsamkeit verthan hat. Seine Werke sind von Dübner, Queck, Kohlmann u. a. herausgegeben. Auch ist die vortreffliche Sittengeschichte der römischen Kaiserzeit von Friedländer zu vergleichen, der ausführlich auf Statius' Silvae eingeht.

Wir reihen hier eine Anzahl kleinerer Gedichte an, deren Verfasser uns so gut wie unbekannt sind. Von den 11 bukolischen Eclogen, die unter dem Namen des Calpurnius überliefert sind, schreibt man nach Haupts Untersuchungen die ersten 7 dem T. Calpurnius Siculus, die anderen einem späteren Dichter Nemesianus, dem Verfasser der Cynegetica, zu. Der Bukoliker Calpurnius wandelt in den Spuren Virgils, ohne ihn zu erreichen. Seine Hirten sind nur zum Teil echt; zum Teil feiert er im Hirtengewande den Kaiser Nero in masslos kriechender Unterwürfigkeit. Aber auch die Wettgesänge sind minderwertig. Demselben Verfasser schreibt man meist auch ein Gedicht Laus Pisonis zu, einen Panegyricus auf C. Calpurnius Piso, der 65 bei einer Verschwörung gegen Nero das Leben verlor. Das Epyllion

---

Schon vorüber und sprengte auf sie ihre kühlenden Tropfen.
Woher soll ich's ertragen? Nicht tausend Augen genügten;
Hielt selbst der heilige Argus doch wechselnd nur immer die Hälfte
Offen und wachte nie mit dem ganzen Körper auf einmal.
Und jetzt vertreibt vielleicht ein Glücklicher, der seines Mädchens
Arme umschlingt, freiwillig, o Schlaf, dich von Stunde zu Stunde.
Komm von dort; nicht dränge ich dich, dass du ganz deine Flügel
Über die Augen mir deckst; (das erflehen frohere Menschen),
Nur mit der äussersten Spitze der Zaubergerte berühr' sie:
Das schon genügt, oder schwebe, das Knie gebeuget, vorüber.

steht trotz seiner Übertreibungen höher als die Eclogen. Man nimmt an, dass der Gefeierte den Dichter zum Dank adoptiert habe. Ohne Nennung des Verfassers sind in einer Einsiedler Handschrift 2 bukolische Gedichte aufgefunden worden, die an die Eclogen des Calpurnius mehrfach erinnern, zumal an die Verherrlichung Neros. In dieselbe Zeit wird die Abfassung des didaktischen Gedichts Ätna gesetzt, das, in der Appendix Vergiliana überliefert, von uns bereits besprochen ist. Endlich wird eine Dichterin Sulpicia genannt, nicht die Zeitgenossin Tibulls, von der einige Hexameter erhalten sind, deren Echtheit man bezweifelt; diese sogenannte satira stammt aus späterer Zeit.

Haben wir nunmehr festgestellt, dass das Epos der silbernen Latinität mehr dem Umfang als dem Werte nach hervortritt, so gehen wir jetzt zu der Dichtungsgattung über, die grade in dieser Zeit bemerkenswerte Vertreter fand, zur Satire. Sowohl die ältere Weise des Ennius und Varro, als auch die jüngere Ausgestaltung durch Lucilius und Horaz wurde wieder aufgenommen, beides mit gutem Erfolge. Die erstere Art ist durch Petron und Seneca, die andere durch Persius, Juvenal, zum Teil auch durch Martial vertreten. Wir beginnen mit dem ältesten dieser Satiriker.

A. Persius Flaccus (34—62) wurde als Sohn einer angesehenen und wohlhabenden Familie in Volaterrä geboren. Nach dem ersten Jugendunterricht erhielt er in Rom die übliche Unterweisung in Grammatik und Rhetorik, seit seinem 16. Jahre auch in der Philosophie der Stoa. Er schloss sich eng an seinen Lehrer Annäus Cornutus an und erfreute sich auch sonst eines feingebildeten Umgangs, wozu u. a. der Metriker Cäsius Bassus und der Dichter Lucan gehörten; weniger fühlte er sich zu Seneca hingezogen. Längere Zeit verkehrte er auch mit Pätus Thrasea, dessen durch ihren heroischen Selbstmord berühmte Gattin Arria (Paete, non dolet!) ihm verwandt war. Seine Schönheit und sittliche Lebensführung wird von seinem Biographen, dem Grammatiker Valerius Probus, hoch gepriesen. Er starb früh an einem Magenleiden, nachdem er seinen geliebten Lehrer mit einem reichen Legat bedacht hatte, wovon dieser aber nur die Bibliothek des Verstorbenen annahm. Er schrieb selten und langsam. Seine ersten Versuche vernichtete Cornutus, während er die uns

erhaltenen 6 Satiren mit Hülfe des Cäsius Bassus herausgab. Zur Nacheiferung hatte ihn zuerst das 10. Buch des Lucilius angetrieben, das er in der 1. Satire nachzubilden suchte, und zwar mit solcher Schärfe, dass der Herausgeber einige Anspielungen auf Nero glaubte unterdrücken zu müssen. Es behandelt dies Gedicht die Verkehrtheit der Schriftsteller und des Publikums. Der junge Dichter verwahrt sich gegen die Annahme, als wolle er auf dem breitgetretenen Pfade mit den anderen wandeln; er erwartet nur wenige, aber auserwählte Leser zu finden. Dem Ungeschmack seiner Zeit, den er durch einige Kraftproben ergötzlich abschildert, stellt er die einfach gediegene Art Virgils gegenüber. Die anderen Satiren behandeln ohne Ausnahme Schulsätze der stoischen Philosophie, zwar mit vielfachen Entlehnungen aus den Satiren des Horaz, aber ohne seine heitere Laune, ohne seine anmutigen Fabeln und Geschichtchen, ohne Beziehung auf das blühende Leben. Die 2. Satire behandelt, im deutlich erkennbaren Anschluss an Horaz ep. 1, 16, die Thorheit der Menschen im Wünschen unmöglicher, verderblicher Dinge anstatt eines reinen Herzens. Im 3. Gedicht wird, wie so oft bei Horaz, die Notwendigkeit des philosophischen Studiums betont; es beginnt ganz launig mit dem Ermuntern eines Faulpelzes, der in den hellen Tag hinein schläft. Die 4. Satire führt Socrates redend ein, der das „Mündel des grossen Pericles" darüber belehrt, dass es noch nicht einmal den Unterschied zwischen gut und böse kenne:

Quin tu igitur, summa nequiquam pelle decorus,
Ante diem blando caudam iactare popello
Desinis, Anticyras melior sorbere meracas! *)

Man erkennt schon in diesen wenigen Zeilen trotz der mehrfachen Anleihe bei Horaz die unnatürliche Geschraubtheit des Ausdrucks, die es stets vermeidet, einfache Dinge bei dem richtigen Namen zu nennen. Im nächsten Gedicht wird die sittliche Freiheit gepriesen, deren Erkenntnis der treue Schüler dem Cornutus zu verdanken erklärt. Auf Schritt und Tritt stossen wir auf Lese-

*) Warum hörst du nicht auf, der du nichtig des Adels dich rühmest,
Schon vor dem Tage dem schmeichelnden Volk mit dem Schweife zu wedeln;
Wär' es doch besser für dich, den lauteren Wermut zu trinken.

früchte aus Horaz, der sich dasselbe Thema von seinem Sklaven Davus (sat. 2, 7) erklären lässt. Habgier und Genusssucht, Ehrgeiz und Aberglauben werden gezüchtigt, aber mit rigoristischer Strenge und unter Anhäufung der seltensten und wunderlichsten Ausdrücke. Endlich schreibt auch Persius wie sein Meister in der 6. Satire einen Reisebrief aus dem lieblichen Luna, wohin er sich zurückgezogen hat, an Cäsius Bassus, worin er den Geiz abstraft, auch hier ohne einen Anflug von guter Laune, streng und herb. Es ist seine Lektüre wahrlich kein Genuss, und billig verwundern wir uns über das Lob, das ihm nicht nur seine Zeitgenossen, sondern auch das Mittelalter gespendet hat. Jene bewunderten die kunstvolle Form, dieses den streng sittlichen Inhalt. Wir können in beiden Beziehungen nicht zustimmen. Was der jugendliche Dichter bringt, ist nicht neu und schon oft vortrefflich gesagt; wie er es aber bringt, ist ungesund und abstossend. Zunächst muss der sittliche Rigorismus im Munde des Jünglings, der kaum die Schule verlassen hatte und das Leben nicht kannte, verletzen. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort". Aber auch in der Ökonomie seiner Dichtungen verrät er Mangel an Takt und Geschmack; da ist kein Wechsel, kein Gegensatz, nur finstere Strenge und harter Tadel. Kein Scherz, kein gutmütiges Wort kommt aus seiner Feder, der köstliche Humor des Horaz ist ihm fremd. Und nun seine Ausdrucksweise! Dass grade sie bewundert wurde, wie die des ihm kongenialen Lucan, beweist die tiefe Verderbtheit des Zeitgeschmacks. Er plündert das Wörterbuch, um seltene oder absonderliche Worte zusammenzustopfen; er umschreibt auch das Einfachste auf künstliche Weise. Seltsam heben sich von dieser manierierten Sprechweise die zahllosen Citate aus Horaz ab, dem er allenfalls abgesehen hat, „wie er räuspert, und wie er spuckt"; sein Genius ist ihm unverstanden geblieben. So scheiden wir mit Bedauern von dem trefflichen Jüngling, den der Geschmack seiner Zeit so übel beraten hatte. Seine Satiren sind nebst Scholien von Casaubonus, neuerdings trefflich von Jahn-Bücheler herausgegeben.

Es giebt kaum einen grösseren Gegensatz, als die hohle Schulrhetorik des vortrefflichen Persius und das lebensprühende Romanwerk des sittenlosen Petron. In diesem Satiricon Petronii

Arbitri, aus dem uns nur Bruchstücke des 15. und 16. Buches erhalten sind, entwickelt sich die einst von Varro gepflegte, menippeische Satire zum satirischen Sittenroman mit bunter Abwechslung von Versen und Prosa. Den Verfasser können wir nur indirekt aus einer Mitteilung des Tacitus (ann. 16, 17) erraten, der uns von einem Zeitgenossen Neros berichtet, dieser sei ein Lebemann im vollsten Sinne des Wortes gewesen; er habe die Nacht zum Tage, den Tag zur Nacht gemacht, dabei ein Virtuose der Lebenskunst, trotzdem in Staatsgeschäften nicht unerfahren. So sei er ein Günstling des Nero geworden, dessen Zerstreuungen er als ein elegantiae arbiter geleitet habe. Wegen seines Einflusses von Tigellinus beneidet, sei er beim Kaiser angeschwärzt und habe seinem Leben ein Ende gemacht, nachdem er vorher das Sündenleben seines Herrn in einer Schrift sachkundig dargestellt habe. Da diese Charakteristik auf den Verfasser des einem Petronius zugeschriebenen Buches passt, so ist die Vermutung wohl begründet, dass der Günstling Neros der Verfasser der Satiren gewesen sei, die natürlich mit der vorhin genannten Schrift nicht identisch sind. Es ist nun dieser Roman nicht nur durch seine thatsächlichen Mitteilungen und Sittenschilderungen, sondern auch durch die meisterhafte Form der Behandlung ein ganz hervorragendes Werk, vergleichbar etwa den Werken Zolas, der die sittlichen Zustände des napoleonischen Frankreichs in ähnlicher Weise dargestellt hat, wie Petron das Zeitalter Neros, aber ihnen überlegen durch den freien Humor, der an die köstlichen Lustspielgestalten Shakespeares erinnert. Auch in unsrer vaterländischen Litteratur haben wir etwas Ähnliches in dem Simplicissimus Grimmelshausens, der die Verwilderung nach dem dreissigjährigen Kriege in frei erfundenen Gestalten malt. Wie die „Landstörzerin Courasche", so erzählt bei Petron der Grieche Encolpius die Abenteuer, die er mit seinem Freunde Ascyltus und dem jungen Giton erlebt hat. Wie den Dulder Odysseus Poseidon, so verfolgt sie der freche Naturgott Priapus. Ihre ersten Erlebnisse müssen in Massilia gespielt haben; bei Beginn unsrer Überlieferung sehen wir das saubere Kleeblatt in einer Stadt der campanischen Küste, vielleicht in Cumä, und zwar in einer Rhetorschule, bei welcher Gelegenheit die herrschende

Unsitte der hohlen Schulübungen treffend charakterisiert wird. Mannigfach und wenig appetitlich sind die Wanderungen und Wandlungen der lockern Vögel, die wie fahrende Schüler das Land durchstreifen und je nach Gelegenheit brandschatzen. Sie haben nach ihrem eignen Geständnis manche arge That auf dem Kerbholz, liegen sich auch oft in den Haaren, vertragen sich aber bald wieder. Mit dem Rhetor Agamemnon gehen sie auf eine Mittagseinladung in das Haus des reichen Emporkömmlings C. Pompejus Trimalchio Mäcenatianus. Diese cena Trimalchionis ist ein Kleinod der uns erhaltenen Litteratur des Altertums, nicht nur wegen ihres überreichen Inhalts, der für die Kulturgeschichte von unschätzbarem Wert ist, sondern auch wegen der litterarischen Form, der Charakteristik der Personen, der Behandlung ihrer Sprache, kurz, ein kleines Meisterwerk, vergleichbar einem holländischen Sittenbild aus der Zeit Jan Steens oder Gerhard Dous. Eine gastronomische Satire ist bereits bei Ennius genannt worden, aus Horaz ist die cena Nasidieni (sat. 2, 7) uns bekannt, aber der feine Kenner des Luxus ist beiden überlegen. Die Gesellschaft selbst ist sehr gemischt. Wie der Hausherr selbst als selfmade man aller feineren Bildung ermangelt, so auch seine Freunde und Gäste. Die endlosen Gänge der Mahlzeit sind weniger kostbar als seltsam; es ist alles so unnatürlich wie nur möglich. In den Eiern befinden sich Schnepfen, in dem Eber Krammetsvögel, in dem Schwein Würste. Die Unterhaltung ist des Menus würdig, geschmacklos und lächerlich, aber sehr ergötzlich. Der Wirt prahlt mit seiner Bildung, blamiert sich aber bei jedem Wort, Spukgeschichten und pikante Anekdoten würzen die Tafel, gelegentlich macht sich auch die gemeine Gesinnung der Gäste in albernem Klatsch oder in kräftigen Schimpfreden Luft, vorgetragen in dem mit griechischen Brocken gemischten sermo plebejus, nicht ohne Sprachfehler. Ein neuer Gast tritt herein, der angetrunkene Magistratsbeamte und Steinmetz Habinnas mit seiner Frau, zu der sich nun auch die Wirtin gesellt, ein derbes, tüchtiges Weib, das aber ihren unfeinen Gatten zu groben Worten reizt. Nach beendigtem Zank veranstaltet der trunkene Trimalchio sein Leichenbegängnis, lässt sein Testament verlesen, sich beweinen und zur Probe begraben. Der Lärm wird so arg,

dass die Feuerwehr naht. Unsere Helden entfliehen dem Getümmel und machen die Bekanntschaft eines armen Dichters Eumolpus, der bei jeder Gelegenheit in Versen redet und dafür Steinwürfe erntet. Der Verfasser gewinnt dadurch die Möglichkeit, allerhand Poetisches an den Leser zu bringen in mancherlei Metren, so eine Einnahme Trojas in jambischen Senaren, mehrere Epigramme, aber auch Hendecasyllaben. Man besteigt ein Schiff, wo die Sünder ebendieselben entdecken, die sie bestohlen haben. Es kommt zu einer Schlägerei, aber auch zur Versöhnung, worauf der Dichter die weltberühmte Geschichte der Matrone zu Ephesus oder der untreuen Witwe erzählt. Ein Sturm bringt alle in höchste Gefahr, aber die Abenteurer werden gerettet und legen sich nun in Croton auf das Abfangen von Erbschleichern, denen sie listig Hoffnungen erwecken. Zahllos sind ihre Erlebnisse und Schelmereien, bis endlich Eumolpus sein Testament macht und demjenigen sein Vermögen vermacht, der seinen Leichnam verzehren wird. Hier brechen die Fragmente ab, deren Hauptreiz noch mehr in der Form, als in dem Inhalt besteht. Ohne jede lehrhafte oder gar moralisierende Neigung giebt uns der Verfasser ein Spiegelbild seiner Zeit und wirkt grade darum so nachhaltig, weil er jede Tendenz fernhält und seinen Humor frei schaffen lässt. Schön ist das Bild ja nicht, das er entwirft; es ist etwas fin de siècle. Sittenlosigkeit, Schwelgerei und Erbschleicherei, die Entartung der Beredsamkeit und Dichtkunst, das sind schwere Schäden der neronischen Zeit. Um so wirksamer hebt sich von diesem Hintergrund das bedeutende Talent des Verfassers ab, der den ersten Humoristen an die Seite gestellt werden darf. Seiner Begabung fehlt leider das Gegengewicht einer sittlich gefestigten Persönlichkeit. Wie Persius ein Charakter ohne Talent, so war Petron ein grosses Talent, aber kein Charakter. Uns Neuern wird bei der Lektüre unbehaglich, da wir zu tief in den Schmutz tauchen müssen. In dieser Beziehung können die Romanen mit ihrem heissblütigen, leichtern Naturell mehr vertragen, als die ernsteren Germanen, denen mit der Sittlichkeit der Boden unter den Füssen schwindet. Petron hat in Boccaccio und Rabelais würdige Nachfolger gefunden. Sein Werk ist

musterhaft von Bücheler herausgegeben, das Gastmahl des Trimalchio von Friedländer.

Unter den Begriff der Satire fallen auch die 15 Bücher Epigramme des M. Valerius Martialis (um 40—104). Wie die neronische Zeit den Petron, so hat diesen die Regierung des Domitian den ihrigen genannt, ein schwerwiegender Beweis gegen die einseitige Auffassung derer, welche die Blüte der Litteratur von der Tüchtigkeit des politischen Regiments abhängen lassen wollen. Geboren zu Bilbilis in Spanien und gut erzogen, kam Martial als Jüngling nach Rom, wo er vermutlich als patronus causarum zu Geld und Ansehen kommen wollte. Aber die Rechtswissenschaft verträgt sich schlecht mit der Dichtkunst; so ist es einstmals Ovid, so später Goethe und Scheffel gegangen. Er hielt sich zu vornehmen Familien, denen er als Spanier empfohlen war, und schlug sich als Klient durch, indem er seinen Gönnern mit seinem liebenswürdigen Talente diente. Es war kein achtbares Gewerbe, das er trieb, und nicht einmal ein einträgliches. Trotz der mühevollen Morgenvisiten, deren selbst ein Horaz gedenkt, trotz zahlreicher Demütigungen brachte es der unablässig bittende Dichter nicht zu einem leidlichen Wohlstande. Vergebens wandte er sich an den Kaiser, zunächst an Titus, dessen prächtige Schauspiele er in Epigrammen feierte, dann an Domitian, dem er bis zur Selbstentwürdigung in allen Tonarten huldigte. Das jus trium liberorum, das von den Steuern der Kinderlosen befreite, der Rang eines Militärtribunen, das nomentanische Gütchen waren nur magere Erfolge des heissen Bemühens. Aber auch die anderen Gönner ward Martialis nicht müssig anzuflehen, sei es um einen neuen Rock, sei es um eine Einladung zur Mahlzeit. Einen materiellen Gewinn suchten gewiss auch die Bücher, die Xenia und Apophoreta überschrieben sind, jenes geistreiche Aufschriften für Festgeschenke, dieses für Mitbringsel. Der Dichter hatte gewiss, um seinen Dank für Einladungen kundzuthun, seine Gabe, witzige Epigramme zuzuspitzen, oft bethätigt. Allmählich ging er daran, die zerstreuten Gedichte zu sammeln und buchhändlerisch zu verwerten. So sind nach und nach 12 Bücher entstanden, die zum Teil vornehmen Gönnern gewidmet sind, in chronologischer Folge geordnet, die ersten 10

unter Domitian, das 11. unter Nerva, das 12. in der spanischen Heimat niedergeschrieben; denn ihr Verfasser verzweifelte daran, in Rom sein Glück zu machen. Hatte er schon vorher einmal nach Gallia cisalpina sich zurückgezogen, so kehrte er jetzt, als mit dem ernsten Greise Nerva eine neue Ära hereinbrach, der undankbaren Hauptstadt den Rücken. Daheim lächelte ihm wirklich das Glück, obgleich er das Reisegeld sich vom jüngeren Plinius hatte borgen müssen. Eine gebildete Dame sicherte ihm durch das Geschenk eines schönen Gutes ein sorgloses Alter. Und doch gereichte ihm das Wohlleben nicht zum wahren Glücke; entfernt von der Weltstadt, ihren Anregungen und Genüssen, verbauerte er gar bald. Seine letzten Epigramme zeigen ein Nachlassen seiner schöpferischen Kraft. Seinen Tod berichtet uns Plinius (ep. 3,21), der seinen Geist und Scharfsinn, aber auch seine Aufrichtigkeit rühmt. In unsren Augen steht sein Charakter auf einer niedrigen Stufe; seine würdelose Liebedienerei, sein unablässiges Betteln, vor allem seine Freude am Schmutz beflecken ihn. Trotzdem darf ihm eine hohe Begabung nicht abgesprochen werden. Kein Geringerer als Lessing hat in seinen zerstreuten Abhandlungen über das Epigramm ihm hohes Lob gespendet: „Nur wenige haben so viel Sinngedichte als er, und niemand unter so vielen so viele gute und so viele ganz vortreffliche gemacht.“ „Einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben.“ Goethe bestätigte Lessings Urteil, wie er ihm auch in den venetianischen Epigrammen glücklich nachgeahmt hat:

Also das wäre Verbrechen, dass einst Properz mich begeistert,
Dass Martial sich zu mir auch, der verwegne, gesellt?

Er ist der Klassiker des Epigramms und als solcher trotz seiner Anlehnung an die griechische Dichtung und Catull Original; auch dem Ovid hat er nachgeahmt. Zugleich ist er, wie Petron, ein Sittenschilderer wie wenige. Seine Zeit ist in seinen mehr als 1000 Epigrammen haarscharf wiedergegeben, ohne verschönernde Schminke, ohne lehrhafte Tendenz. Daher steht er weit höher als der tugendhafte Persius und die blassen Epigonen Virgils. Seine Werke bestehen aus 3 Einzelbüchern mit besonderen Aufschriften und der grossen Sammlung von 12 Büchern, die

seinen Ruhm erst begründet hat. Ungeheuer ist der Stoff, den er verarbeitet, das ganze Kultur- und Sittenleben seiner Zeit, ohne historische oder antiquarische Gelehrsamkeit, besonders ohne rhetorische Schminke. Einfach und gradezu nennt er die Dinge bei Namen, so dass der Leser, der von Lucan und Persius kommt, erleichtert aufatmet. Allerdings ist er nichts weniger als wählerisch in der Wahl seiner Themata, unter denen er die schmutzigen ersichtlich bevorzugt. Wiederum müssen wir bedenken, dass die Alten und auch die Romanen in diesen Dingen weniger heikel waren, als unsere christlich-germanische Weltanschauung zulässt. Aber auch unter dieser Voraussetzung ist der Kot, durch den der Leser waten muss, tief. Martials Sinn für das Lächerliche ist wunderbar ausgebildet; nach allen Seiten fliegen seine spitzen Pfeile. Aber er musste auf das Recht, Lebende zu verspotten, verzichten; nur unter erdichteten Namen, die allerdings für die Zeitgenossen durchsichtig waren, verteilt er seine Gaben, zuweilen bedenkt er auch Gestorbene. Unerschöpflich ist sein Witz, aber auch seine Bosheit. Auf Verliebte, Geizhälse, Thoren aller Art richtet er seine Geschosse. Ohne moralisierende Absicht, und grade darum wirksam, hält er seiner Zeit den Spiegel vor. Aber am meisten Bewunderung verdient die unnachahmliche Kürze seiner Epigramme; er versteht sich darauf, wie Lessing so treffend nach ihm ausgeführt hat, die Erwartung zu spannen und den Aufschluss blitzartig folgen zu lassen. Nicht ohne Glück haben ihm hierin Goethe und besonders Schiller in ihren Xenien nachgeahmt, durch die sie ihre litterarischen Gegner an den Pranger stellten. Einige Beispiele mögen das Urteil begründen und zugleich die Mannigfaltigkeit des Tones wie der Themata belegen. Der Vers ist meist das elegische Distichon, zuweilen auch der Hinkjambus oder der Hendecasyllabus; nur selten sind andere Masse verwertet.

Schön beginnt Martial in edlem Selbstbewusstsein das 1. Buch:

Hic est, quem legis, ille, quem requiris,
Toto notus in orbe Martialis*)

*) Den du liest hier, das ist der, den du suchest,
Martial, den die ganze Erde kennet

Argutis epigrammaton libellis:
Cui, lector studiose, quod dedisti
Viventi decus atque sentienti,
Rari post cineres habent poetae.

Warum heiratet Gemellus? Er hofft seine Frau bald zu beerben:

Petit Gemellus nuptias Maronillae
Et cupit et instat et precatur et donat.
Adeone pulchra est? Immo foedius nil est.
Quid ergo in illa petitur et placet? Tussit.*)

Köstlich verspottet er den Arzt, der mit seinen Studenten ihn besucht und so erst recht krank macht:

Languebam: sed tu comitatus protinus ad me
Venisti centum, Symmache, discipulis.
Centum me tetigere manus aquilone gelatae:
Non habui febrem, Symmache, nunc habeo.**)

Ein Geizhals will seine Gedichte wohl borgen, aber nicht kaufen:

Exigis, ut donem nostros tibi, Quinte, libellos.
Non habeo, sed habet bibliopola Tryphon.
„Aes dabo pro nugis et emam tua carmina sanus“?
„Non,“ inquis, „faciam tam fatue“. Nec ego!***)

Die Grabschrift eines jugendlichen Barbiers lautet:

Durch die witzigen Büchlein Epigramme.
Ihm hast, eifriger Leser, so viel Ehre
Du erwiesen, jetzt da er lebt und fühlt noch,
Wie nur selten besitzt ein toter Dichter.

*) Es wünscht Gemellus sich die Hand Maronillas,
Begehrt sie heiss, dringt in sie, bittet und schenket.
Ist sie so schön denn? Nein, die Hässlichkeit selber.
Doch weshalb hat er solche Sehnsucht? Sie hustet.

**) Leicht war ich krank; da kamst du zu mir, o Symmachus, eilends,
Von deinen Schülern umringt, ihrer wohl hundert an Zahl:
Hundert Hände berührten mich da, die der Nordwind gekältet;
Nicht hab' ich Fieber gehabt: hab' es, Symmachus, jetzt.

***) Forderst, ich solle dir geben, mein Quintus, meine Gedichte:
Ich besitze sie nicht, Buchhändler Tryphon hat sie.
„Geld soll ich geben für Possen und kaufen deine Gedichte?“
„Nein,“ sagst Du, „so verrückt handle ich nicht.“ Auch nicht ich.

Hoc iacet in tumulo raptus puerilibus annis
Pantagathus, domini cura dolorque sui,
Vix tangente vagos ferro resecare capillos
Doctus et hirsutas excoluisse genas.
Sis licet, ut debes, tellus, placata levisque,
Artificis levior non potes esse manu.*)

Seinen überklugen Kritikern ruft er zu:

Lector et auditor nostros probat, Aule, libellos,
Sed quidam exactos esse poeta negat.
Non nimium curo: nam cenae fercula nostrae
Malim convivis quam placuisse cocis.**)

Tief empfunden ist das von Goethe nachgebildete (Venet. Epigr. 34) Gedicht, in dem er seine Auffassung vom Glücke des Lebens niedergelegt hat:

Vitam quae faciant beatiorem,
Iucundissime Martialis, haec sunt:
Res non parta labore, sed relicta;
Non ingratus ager, focus perennis;
Lis nunquam, toga rara, mens quieta;
Vires ingenuae, salubre corpus;
Prudens simplicitas, sine arte mensa;
Nox non ebria, sed soluta curis;***)

---

*) In dem Hügel hier schlummert, in jungen Jahren geschieden,
Pantagathus, seines Herrn Liebe und bitteres Leid,
Der die unsteten Härchen mit kaum berührendem Messer
Wegzuschneiden verstand, glättend die stachlige Haut.
Magst du, Erde, so wie er's verdient, ihm milde und leicht sein:
Leichter kannst du nicht sein, als seine kunstreiche Hand.

**) Leser und Hörer, mein Aulus, die loben meine Gedichte,
Aber ein Dichterling spricht ihnen Vollkommenheit ab;
Das schmerzt nicht allzusehr, denn besser, unserer Tafel
Speisen gefallen dem Gast, als dass zufrieden der Koch.

***) Was das Leben uns glücklich kann gestalten,
Herzigster Martial, sind diese Dinge:
Geld, ererbt und nicht mühsam erst erworben;
Guter Acker, ein Herd mit daurndem Feuer;
Niemals Streit, selten Staatsdienst, Ruh' im Herzen;
Edle Kräfte und ein gesunder Körper;
Kluge Einfalt, die Tafel ohne Künste;
Ohne Trunkenheit sorgenfreie Nächte;

Non tristis torus, et tamen pudicus;
Somnus, qui faciat breves tenebras:
Quod sis, esse velis nihilque malis,
Summum nec metuas diem nec optes.

Welche zusammengedrängte Bosheit liegt in den Worten:

Versiculos in me narratur scribere Cinna.
Non scribit, cuius carmina nemo legit.*)

Und so könnte man noch lange fortfahren, Perlen der Epigramme auszuwählen. Die neuesten Ausgaben stammen von Schneidewin und Friedländer.

In die von Lucilius und Horaz gewiesene Bahn lenkte wieder der letzte der römischen Satiriker ein, D. Iunius Iuvenalis (um 60—140), dessen Leben trotz der uns erhaltenen Viten in ein gewisses Dunkel gehüllt ist. Man bezieht meist auf ihn eine in seiner Heimat Aquinum aufgefundene Inschrift, in der er sich als Tribun der 1. Kohorte der Dalmatier, als Bürgermeister (duumvir quinquennalis) und als Priester des vergötterten Vespasian bezeichnet. Zugleich wissen wir aus seinen Gedichten, dass er eine Zeit lang in Rom Rhetor war und erst in gereifterem Alter sich der Dichtung zugewendet hat. Man nimmt daher an, dass er in Britannien Kriegsdienste gethan, dann in der Hauptstadt als Lehrer der Beredsamkeit sich versucht hat und endlich in die Heimat zurückgekehrt ist, wo er es zu Ehren und Ansehen gebracht hat. Noch rätselhafter ist der Ausgang des vielgeprüften Mannes. Nahezu einstimmig berichtet die Überlieferung, dass er in hohem Alter unter dem Vorwand eines militärischen Kommandos nach Ägypten verbannt sei, weil man in einer Stelle seiner Satiren eine Anspielung auf einen berühmten Tänzer gefunden habe. In der Verbannung soll er aus Verdruss und Gram achtzigjährig gestorben sein. Als Verhänger der Strafe werden Nero, Domitian und Trajan genannt, wahrscheinlicher ist

---

Einsam nicht, aber doch voll Zucht das Lager;
Schlaf, der über die Nacht uns sanft hinwegtäuscht:
Was du bist, das sei gern, und sei nichts lieber,
Fürchte weder noch wünsch' den Tag des Todes.

*) Cinna, so wird erzählt, schreibt gegen mich zierliche Verse;
Nein, der schreibt gar nicht, dessen Gedicht niemand liest.

es, dass es Hadrian gewesen ist, dem eine derartige Handlungsweise zugetraut werden kann. Doch lässt sich bei dem Schwanken der Überlieferung etwas Sicheres nicht feststellen. Erhalten sind uns 16 Satiren in 5 Büchern, unter ihnen die letzte unvollständig. Auch über seine Werke hat sich ein heftiger Streit erhoben, indem Ribbeck den offenbaren Unterschied zwischen den frühern und spätern Gedichten benutzte, um die 10., 12. bis 16. Satire für das seichte Machwerk eines Nachdichters zu erklären. Bei dem Mangel an sichern Kriterien dürfte die Hypothese des geistvollen Kunstrichters sich nicht aufrecht erhalten lassen. Die Abnahme der schöpferischen Kraft erklärt den vorhandenen Unterschied zur Genüge. In der 1. Satire entwickelt Juvenal sein Programm: Er ist es überdrüssig, immer nur den Hörer zu spielen. Die allgemeine Dichterwut drückt auch ihm die Feder in die Hand, zumal da sich Stoff in Hülle und Fülle ihm bietet, Stoff für die Satire. Difficile est satiram non scribere. Und nun lässt er die Narren und Schurken seiner Zeit an uns vorüberziehen, die der venusinischen Lampe wert sind. Was die Menschen bewegt, Wunsch, Furcht, Zorn, Wollust, Freude, Ehrgeiz, alles dies soll das Allerlei seines Büchleins bilden. Aber nicht Lebende will er vor seinen Richterstuhl ziehen, sondern nur die, deren Asche die Flaminische oder Latinische Strasse bedeckt. Die 2. Satire behandelt die widernatürlichen Laster der Männer, die ihr Schandleben hinter einer Philosophenmaske zu verbergen suchen; grauenhaft ist das Bild sittlicher und physischer Verkommenheit, das er uns malt. Aber wenn er die Schattenseiten des grossstädtischen Lebens abschildert (3), ist er weit entfernt von jenem liebenswürdigen Humor, mit dem einst Horaz (ep. 2, 2) den Lärm der Weltstadt darstellte. Das Thema ist dasselbe, die Ausführung eine andere. Nicht ein heiteres Lächeln umspielt die Lippen des Satirikers, sondern finsterer Zorn sprüht aus seinen Augen. Wie Keulenschläge fallen seine Vorwürfe auf die entarteten Nachkommen Roms nicht minder, als auf die windigen Griechen und die verderbten Orientalen:

Iam pridem Syrus in Tiberim defluxit Orontes.*)

*) Längst schon goss in den Tiber sein Wasser der syrsche Orontes.

Weniger düster, aber gallig genug ist die Erzählung, die am Hofe Domitians spielt (4), da dieser den halbentseelten Erdkreis zerfleischte und Rom „dem kahlköpfigen Nero“ diente. Ein Fischer bringt einen ungewöhnlich grossen Steinbutt dem Kaiser zum Geschenk, und es erhebt sich nun im kaiserlichen Staatsrat, dessen Mitglieder ergötzlich charakterisiert werden, eine ernste Debatte über diese Haupt- und Staatsaktion, die mit dem Beschluss endet, für das Meerwunder eine besondere Schüssel anfertigen zu lassen. In der 5. Satire scheint der Dichter eigene Erlebnisse zu verarbeiten, die unwürdige Behandlung der Klienten, die sich alles um der Leibesnahrung willen von dem anmassenden Patron bieten lassen müssen. Auch hier führt die indignatio, die sittliche Empörung, ihm die Feder. Die grösste und bedeutendste Satire, die mit 661 Versen ein ganzes Buch ausfüllt, ist der Frauenspiegel (6), in dem alles zusammengehäuft wird, was seit dem Weiberfeind Semonides bis auf Schopenhauer über die Schwächen und Fehler des weiblichen Geschlechts gesagt worden ist, unter besonderer Berücksichtigung der Laster, die damals im Schwange waren. Eine höchst unerfreuliche Leistung, kulturhistorisch wichtig, aber durch masslose Übertreibungen entstellt. Schlimmer für den Dichter ist die Vorliebe, mit der er die Verirrungen der römischen Damen behaglich ausmalt. Fast lässt uns das Wühlen im Schmutz die Reinheit seiner Gesinnung bezweifeln. Er erinnert lebhaft an gewisse Ausartungen des modernen Naturalismus, die sozusagen den Teufel durch Beelzebub austreiben, die Unsittlichkeit durch unsittliche Schilderungen bekämpfen wollen. Uns graut vor diesem Zerrbilde. Die 7. Satire behandelt die uralte Klage von dem armseligen Geschick, dem die Vertreter der schönen Künste und Geisteswissenschaften preisgegeben seien. Dichter und Gelehrte können sich mit einer Tänzerin an Einfluss nicht messen, aber auch nicht Geschichtsschreiber und Anwälte. Wird es unter dem neuen Herrscher (Trajan) anders werden? In der 8. Satire rügt der Dichter das hohle Pochen auf hohe Geburt bei dem Mangel an innerer Tüchtigkeit. Lieber ein Sohn des Thersites und tapfer wie Achilles, als umgekehrt. Ein furchtbares Nachtbild menschlicher Verworfenheit führt uns die 9. Satire vor Augen, die

Entartung des männlichen Geschlechts auf seiner tiefsten Stufe. Milder, aber schwächer und schulmässiger ist die 10. Satire, welche die Thorheit der menschlichen Wünsche uns an bekannten Beispielen nachweist. Hier findet sich das oft citierte Wort, dass allein mens sana in corpore sano erstrebenswert sei, wie denn überhaupt die Zahl der Citate aus Juvenal beträchtlich ist, worüber man Büchmanns Geflügelte Worte vergleichen möge. Sie beweist die geistvolle Ausprägung kluger Lebensregeln. Hingegen gewährt uns die 11. Satire in der liebenswürdigen Einladung des Persicus zu einem einfachen, behaglichen Mahle volle Befriedigung. Schwächer sind die übrigen Gedichte. Das 12. feiert die Errettung eines Freundes aus einem Seesturm, das 13. tröstet einen anderen über Geldverluste, das 14. behandelt das schöne Thema des sittlichen Vorbildes der Eltern: Maxima debetur puero reverentia, das 15. erzählt eine schreckliche, auf Menschenfresserei hinauslaufende Begebenheit, das 16. rühmt den Soldatenstand, ist aber nicht beendet. Überall zeigt sich Juvenal als herber Richter, der, in der Erinnerung an die Enttäuschungen eines langen Lebens, keine Schonung kennt und nur Grau in Grau malt. Diese Bitterkeit sowie die rhetorische Ausführung in dunkler Kürze und schwer verständlichen Anspielungen erschweren die Lektüre ungemein. Es fehlt Einfachheit des Ausdrucks, Ruhe des Gemüts. Wie ein Scharfrichter waltet der Dichter seines Amtes. Darum wurde er auch im Mittelalter viel gelesen, so dass wir reichlich Handschriften und Scholien, auch Viten besitzen. Mit Achtung nennt ihn auch wegen seiner strengen Sittlichkeit Schiller. Die beste Ausgabe ist von Jahn-Bücheler besorgt, bequemer für die Lektüre wegen der reichlichen Anmerkungen ist die von Weidner.

Den Übergang von der Poesie zur Prosa vermittelt L. Annäus Seneca (um 4. v. bis 65 n. Chr.), der zugleich Satiriker, Dramatiker und Philosoph war. Er verkörpert aber auch, wie keiner ausser ihm, typisch den Geist seiner Zeit, die Eigenart der silbernen Latinität in sich und seinen Schriften. Ein Sohn des Rhetors und Oheim des Epikers Lucan, ist er in Corduba geboren, aber in Rom erzogen. Sein äusseres Leben war reich an Wechselfällen. Unter dem Kaiser Gajus als Senator wegen

seiner Freimütigkeit mit dem Tode bedroht, wurde er unter Claudius 41 auf Betreiben der Messalina als Buhle der Julia, der Schwester des Germanicus, nach Corsica verbannt. Auf Fürsprache der Agrippina 49 zurückberufen, wurde er mit der Erziehung ihres Sohnes, des Kronprinzen Domitius Nero, betraut. Während der ersten Regierungsjahre seines Zöglings (54—62) leitete Seneca im besten Einvernehmen mit dem Praefectus praetorio Burrus den Staat, sodass er sogar den Einfluss der Mutter zurückdrängte, allerdings nicht ohne den Begierden des Herrschers geschmeidig nachzugeben. Soll doch Seneca den Muttermord des entarteten Fürsten im Senate verteidigt haben! Endlich schlug auch seine Stunde. Wegen seiner Reichtümer hauptsächlich beim Kaiser verleumdet, entzog er sich das erste Mal durch freiwilligen Verzicht auf seinen Besitz dem drohenden Verderben. Aber auch die bescheidene Zurückgezogenheit, in der er sich verbarg, rettete ihn nicht vor dem gewaltsamen Tode, den er mutig, aber nicht ohne theatralische Schaustellung erlitt. Sein Charakter weist schwere Fehler auf, die allerdings Tacitus (ann. 14,53 und 15,62) aus Sympathie mit dem Opfer des Cäsarenwahnsinns zu verdecken sucht. Im allgemeinen wird der Bericht des Cassius Dio (61,10) der Wahrheit näher kommen, der ihm vorwirft: *καὶ ἐν ἄλλοις πάντα τὰ ἐναντιώτατα οἷς ἐφιλοσόφει ποιῶν ἠλέγχθη.*

Schon die erste Schrift, die wir hier anreihen, wirft einen dunkeln Schatten auf seinen Charakter, die *ἀποκολοκύντωσις* (Verkürbissung) oder Divi Claudii apotheosis per saturam, eine geistreiche, witzige Satire, aber ein Ausfluss unedler Gesinnung. Wir haben hier noch einmal ein Beispiel der menippeischen Satire, die Poesie und Prosa wunderlich mengt. Der Kaiser Claudius stirbt gleich im Anfang der Dichtung, nachdem Mercur die Parzen gebeten hat, dem Leben des Jammermenschen ein Ende zu machen. Bei dieser Gelegenheit wird eine überschwengliche Verherrlichung seines Nachfolgers Nero eingeschoben. Im Olymp gelingt es dem Hochseligen, den Hercules auf seine Seite zu bringen, der sich für ihn im Götterrat verwendet. Aber um so energischer erklären sich andere Gottheiten gegen ihn, besonders Augustus, wobei die Schwächen und Vergehungen des Verstorbenen in boshafter, unbarmherziger

Weise durchgehechelt werden. Mercur schleppt nun den Unglücklichen in die Unterwelt, wo er von denen erwartet wird, die er auf Erden hat töten lassen. Ein zweites Gericht wird über ihn gehalten, das ihn zum Spiele mit einem durchlöcherten Würfelbecher verurteilt. Der Schluss fehlt, da grade die Pointe, die Verwandlung in einen Kürbis, nicht erzählt wird. Es wird dem Leser nicht wohl bei all der komprimierten Bosheit, die dem Toten gilt, während dem regierenden Nachfolger unterthänigst Weihrauch gestreut wird. Ausser dieser Satire und einigen Epigrammen sind uns unter dem Namen Senecas 10 Tragödien überliefert worden, von denen 9 jetzt mit Sicherheit dem Philosophen zugesprochen werden.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass, nachdem das ernste Drama längst in Rom erloschen war, einem Revenant ähnlich, die Tragödie wiederum in der römischen Litteratur sich zeigte. Was wir sonst von dramatischen Dichtern dieser Zeit wissen, kommt nicht viel über einige Namen und Titel hinaus, aber hier liegen die Werke fast vollständig vor. Und doch erfüllt uns diese Überraschung mit geringer Befriedigung, da wir in ihnen nur die Zerrbilder der griechischen Tragödie vor uns haben, die trotzdem oder vielleicht deshalb eine unheilvolle Wirkung auf die Dramatik der Spanier und Franzosen, zum Teil auch auf unsere eigene Litteratur hatten. Kämpft doch noch Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie gegen die Darstellung des Grässlichen, die frostige Rhetorik, die Effekthascherei, wie sie sich in der Rodogune P. Corneilles zeigt, die ihre Abstammung von den Senecatragödien nicht verleugnen kann. Die des Inhalts beraubte Rhetorik, d. h. nicht die blühende Beredsamkeit eines Cicero, sondern die hohle Schulweisheit des älteren Seneca und seiner Freunde, die durch Lucan sich das Epos, durch Persius die Satire erobert hatte, hielt nun triumphierend ihren Einzug auch in die Dramatik. Der Stoff ist durchweg den Griechen, zum Teil durch das Medium der älteren römischen Dichter, entlehnt, meist dem Euripides, aber mit bemerkenswerten Abweichungen, die den verderbten Geschmack verraten. Auf Handlung wird kein Wert gelegt, wohl aber auf grelle Charakterzeichnung, ausführliche Schilderungen, besonders auf solche auf-

regenden Inhalts, lange Reden und Gegenreden. Der Vers ist korrekt, aber ohne Feinheit behandelt; lyrische Chöre sind mit willkürlicher Benutzung horazischer Masse zwischen die 5 Akte eingeschoben. Im rasenden Hercules ist alles Schreckliche von vornherein ins Werk gesetzt. Juno beginnt sofort mit der Aufhetzung der Furien, Theseus benutzt eine Pause, um die Hadesfahrt gründlich zu erzählen, die furchtbare That des Helden geht auf der Bühne vor sich, so viel Änderungen, so viel Fehler und ästhetische Verirrungen. Die Troades scheinen auf Kontamination der euripideischen Hecuba und eines sophocleischen Dramas zu beruhen; sie behandeln den traurigen Ausgang der Polyxena und des Astyanax. Unvollständig sind die Phönissen, deren Fragmente schlecht unter einander zu verbinden sind. Die Medea führt uns die grässliche That der Heldin auf der Bühne vor den Augen des entsetzten Vaters vor; eine Anlehnung an die verlorene Tragödie Ovids ist wahrscheinlich. Die Phädra zeigt uns das Geständnis der Unglücklichen in einer Unterredung mit Hippolytus, während Euripides viel feiner die Amme als Vermittlerin benutzte. Ebenso lässt Seneca die Phädra selbst sich bei Theseus verklagen, was das griechische Original klüglich vermeidet. Im Ödipus zieht der Dichter die erste Hälfte des sophocleischen Stücks nach Möglichkeit zusammen, um dadurch Raum für die behagliche Ausmalung der Greuelscenen am Ausgang zu finden. Der Agamemnon weicht so bedeutend von dem Drama des Äschylus ab, dass eine Benutzung des Livius Andronicus anzunehmen ist. Die Krone dieser Leistungen ist der Thyestes, wo der Verfasser in der Ausmalung der grässlichen Mahlzeit und des furchtbaren Hasses förmlich schwelgt. Ein zweiter Hercules endlich zeigt uns in unmässig breiter Ausführung (fast 2000 Verse sind es) den Untergang und die Verklärung des Helden; das Stück enthält soviel Schwächen und auch metrisch-sprachliche Abweichungen, dass man es ganz oder teilweise dem Seneca abgesprochen hat. Entschieden unecht ist die fabula praetexta Octavia, die das traurige Geschick der ersten Gattin Neros behandelt. Da sie erst nach seinem Tode geschrieben sein kann, so muss sie von einem andern verfasst sein, als von Seneca, der selbst auftritt. Übrigens hat das Drama seine Vorzüge und unterscheidet sich wesentlich

durch einfachere Sprache und schlichtere Handlung von den übrigen Tragödien.

Quintilian zählt unter den Werken Senecas auf: Reden, Gedichte, Briefe und Dialoge. Ein gut Teil davon ist verloren gegangen, erhalten haben sich 21 Bücher, die populäre Ethik behandeln, und 7 Bücher, die der Physik gewidmet sind; dazu die 20 Bücher Briefe an Lucilius, Senecas Hauptwerk, mit moralischem Inhalt. Aus der ersten Kategorie sind 12 Bücher in dem codex Ambrosianus zu einem Ganzen vereinigt. Zunächst die Schrift an Lucilius, den Statthalter von Sicilien: Warum manche Unfälle den guten Männern widerfahren, obgleich es eine Vorsehung giebt; dann darüber, dass der Weise weder Unrecht noch eine Schmähung erleiden könne. Der Standpunkt des Philosophen ist im wesentlichen der der Stoa, aber unter wesentlicher Milderung ihrer rigoristischen Forderungen, weshalb sogar dem Epicur vielfach Anerkennung zu teil wird. Es ist ein vollendeter Weltmann, der hier philosophiert; er kennt die Menschen und hütet sich, durch unerfüllbare Forderungen abzuschrecken. Die Lebensweisheit, die er predigt, ist milde und versöhnlich, reich an trefflichen Gedanken, die vielfach an Christi Lehre erinnern, worauf auch die alte Legende von einem Verkehr Senecas mit dem Apostel Paulus zurückgeht. Die Vielgötterei, der einseitige Nationalismus des Altertums treten zurück, eine weitherzige Humanität spricht uns sympathisch an. Dahin gehören ferner 3 Bücher vom Zorn, seinem Bruder Novatus gewidmet, die 3 Trostschriften an Marcia, die Tochter des Historikers Cremutius Cordus, an den kaiserlichen Studienrat Polybius und an seine Mutter Helvia, die er über seine Verbannung tröstet. Seine Trostgründe entstammen mehr dem Verstand als dem Gemüt. In oftmaliger Wiederholung, aber in geistreicher Fassung werden die bekannten Argumente vorgetragen. Endlich die Schriften vom glücklichen Leben, von der Musse, von der Seelenruhe, von der Kürze des Lebens. Dialoge heissen diese Monographieen mit Unrecht, abgesehen davon, dass ab und zu ein Einwand widerlegt wird. Mit Cicero teilt Seneca die Abneigung gegen das System, sowie das Streben, die Ergebnisse philosophischer Spekulation für den praktischen Gebrauch auszumünzen. Wie

Cicero, so hat auch Seneca vor allem die Ethik gepflegt und die Anwendung ihrer Lehren durch Beispiele und Geschichten aller Art erläutert. Was ihn aber von Cicero scheidet, ist sein Stil, der die rhythmische Periodisierung der Rede, die der grosse Meister begründet hat, grundsätzlich verabscheut und eine zerhackte, geistreich zugespitzte Schreibweise an die Stelle setzt. Wie glänzende Brillanten, so funkeln die Sentenzen des feingebildeten, geistvollen Mannes. Aber des Glanzes ist oft zu viel, sodass wir uns ermüdet nach einfacheren Stilmustern sehnen, wie auch die unaufhörliche Wiederholung derselben Moralsätze bei all ihrer Vortrefflichkeit den Leser allmählich abstösst.

Zu diesen genannten 12 treten noch 2 (ursprünglich 3) Bücher von der Gnade, die dem Kaiser Nero gewidmet waren, und 7 von den Wohlthaten, eine ganz besonders breite Schrift, die schliesslich in eine wunderliche Aufzählung aller möglichen Fälle ausläuft. Der Ethik dienen mittelbar auch die 7 Bücher an Lucilius über naturwissenschaftliche Fragen, eine populäre Physik, deren Sätze lange hochgeschätzt wurden, jetzt aber alle Geltung verloren haben. Am vorteilhaftesten zeigt sich der unermüdliche Essayist in den 20 Büchern der Moralbriefe an Lucilius, die eine Fülle ansprechender Gedanken fesselnd darstellen, wenn auch ihre Lektüre auf die Dauer ermüdet. Es mag, um eine Vorstellung von der Ausdrucksweise Senecas zu erwecken, der Schluss der Briefe (20, 7) mitgeteilt werden, der noch einmal die Lebensanschauung Senecas kurz und scharf zusammenfasst: Quo nunc pertineat ista disputatio, quaeris, et quid animo tuo profutura sit? Dico: et exercet illum et acuit et utique aliquid acturum occupatione honesta tenet. Prodest autem etiam, quod moratur ad prava properantem. Sed illud dico: nullo modo prodesse possum magis, quam si tibi bonum tuum ostendo, si te a mutis animalibus separo, si cum deo pono. Quid, inquam, vires corporis alis et exerces? Pecudibus istas maiores ferisque natura concessit. Quid excolis formam? Cum omnia feceris, a mutis animalibus decore vinceris. Quid capillum ingenti diligentia comis? Cum illum effuderis more Parthorum vel Germanorum modo vinxeris vel, ut Scythae solent, sparseris: in quolibet equo densior iactabitur iuba, horrebit in leonum cervice formosior. Cum te ad velocitatem paraveris, par lepus-

culo non eris. Vis tu relictis, in quibus vinci te necesse est, dum in aliena niteris, ad bonum reverti tuum? Quod est hoc? Animus scilicet emendatus ac purus, aemulator dei, super humana se tollens, nihil extra se sui ponens. Rationale animal es: quod ergo in te bonum est? Perfecta ratio. Hanc tu ad suum finem evoca, in quantum potest plurimum crescere. Tunc beatum esse te iudica, cum tibi ex te gaudium omne nascetur, cum in his, quae homines eripiunt, optant, custodiunt, nihil inveneris, non dico quod malis, sed quod velis. Brevem tibi formulam dabo, qua te metiaris, qua perfectum esse iam sentias: Tunc habebis tuum, cum intelleges infelicissimos esse felices. Vale.*) Eine grossartige Sittenlehre, dass die Unglücklichsten die

*) Du fragst nun, worauf jene Erörterung ziele, und was sie deiner Seele nützen werde. Ich sage es dir: sie übt den Geist, schärft ihn und hält ihn bei ehrenhafter Beschäftigung, wenn immer er etwas thun will. Sie nützt aber auch darum, weil sie ihn auf seinem Wege zum Schlechten aufhält. Als Hauptsache aber sage ich: auf keine Weise kann ich mehr nützen, als wenn ich dir zeige, was dir gut ist, wenn ich dich von den stummen Tieren sondere, wenn ich dich an Gottes Seite stelle. Wozu, sage ich, nährst und übst du die Kräfte des Körpers? Zahmen und wilden Tieren hat die Natur diese in höherem Masse gegeben. Wozu pflegst du deine Gestalt? Auch wenn du alles thust, wirst du an Schönheit von stummen Tieren übertroffen werden. Wozu schmückst du dein Haar mit unglaublicher Sorgfalt? Magst du's nun frei wallen lassen nach parthischer Sitte oder nach Germanenbrauch zum Knoten knüpfen oder, wie die Scythen es zu thun pflegen, in Zöpfe flechten: an jedem Pferde wird dichter die Mähne prangen, stattlicher vom Nacken des Löwen starren. Magst du dich in Schnelligkeit üben, wirst du doch nicht dem Häslein gleich kommen. Willst du da nicht lieber lassen, worin du notwendig besiegt wirst, weil du dich auf fremde Vorzüge versteifst, und zu dem zurückkehren, was dein Vorzug ist? Was aber ist das? Ein wohl gebildeter und reiner Geist, der Gott nacheifert, sich über das Menschliche erhebt, keine seiner Eigenschaften vernachlässigt. Du bist ein vernünftiges Wesen. Was also ist in dir? Vollkommene Vernunft. Diese bilde zur Vollendung aus, so weit sie sich vollenden kann. Dann erst glaube dich glücklich, wenn dir aus dir selbst alle Freude erwächst, wenn du in dem, was die Menschen an sich reissen, wünschen und bewachen, nichts findest, ich will nicht sagen, was du lieber, sondern was du überhaupt besitzen möchtest. Eine kurze Formel will ich dir geben, mit der du dich messen, an der du deine Vollkommenheit erkennen kannst: dann wirst du dein höchstes Gut besitzen, wenn du einsiehst, dass grade die Unglücklichsten die Glücklichen sind.

Glücklichen sind! Sie erinnert an das Wort des Heilandes, der die Armen und Elenden preist, denen das Himmelreich eher zufallen wird, als den Reichen und Mächtigen. Freilich hat der Philosoph selbst sich erst gegen das Ende seines langen Lebens ernstlich bemüht, das Erkannte durch seinen Lebenswandel zu beweisen.

Das Urteil über den Schriftsteller hat stark geschwankt. Am richtigsten kennzeichnet ihn Quintilian, wenn er auch auf einem andren Standpunkt stand: Cuius et multae alioqui et magnae virtutes fuerunt, ingenium facile et copiosum, plurimum studii, multa rerum cognitio. Si non omnia sua amasset, si rerum pondera minutissimis sententiis non fregisset, consensu potius eruditorum quam puerorum amore comprobaretur.*) Hart urteilten über ihn die Anhänger des archaisierenden Geschmacks wie Fronto und Gellius. Im Mittelalter wurde er als Physiker und Ethiker hochverehrt, in neuerer Zeit besonders von den Franzosen, die ihren esprit in seinen Werken wiederfanden. Seine Satire ist am besten von Bücheler, die Tragödien von Leo, die prosaischen Schriften von Haase herausgegeben. Auch besitzen wir vielfach Auszüge aus seinen Werken, so die Monita u. ä.

Mit Seneca sind wir bereits zur Prosa übergegangen. Wir besprechen der Reihe nach die Historiker und Geographen, die Redner, die gelehrten Schriftsteller, und zwar zuerst die Vertreter der Geisteswissenschaften (Grammatik, Rhetorik, Jurisprudenz), dann die der Naturwissenschaften, Medizin, Landwirtschaft und Feldmesskunst.

Von den Geschichtswerken des ersten Jahrhunderts ist die Mehrzahl untergegangen, so das des A. Cremutius Cordus, das sich in dem Grade durch Freimut auszeichnete, dass es verbrannt wurde und sein Verfasser Selbstmord beging; so das des Aufidius Bassus, der von dem ältern Plinius fortgesetzt wurde. Kein Verlust

*) Seine Vorzüge waren im ganzen zahlreich und gross, sein Geist beweglich und reich, gross sein Eifer, mannigfach seine Kenntnisse. Wenn er nicht alles, was sein, geliebt, wenn er nicht das Gewicht der Dinge durch zerhackte Sätze beeinträchtigt hätte, würde er mehr durch die Übereinstimmung der Gebildeten, als nur durch die Liebe der Knaben anerkannt werden.



ist wohl mehr zu beklagen, als der der Bella Germanica desselben Plinius, die von Tacitus wenigstens benutzt sind. Andere schrieben Memoiren, wie Tiberius, Claudius, die jüngere Agrippina; andere behandelten einzelne Abschnitte der Geschichte, wie Thrasea Pätus, der ein Leben des Cato schrieb. Erhalten sind uns die Werke dreier untergeordneter Schriftsteller, während wir durch die Schriften des Tacitus, eines der ersten Historiker aller Zeiten, reichlich entschädigt werden.

Unter Tiberius verfasste ums Jahr 30 C. Vellejus Paterculus seine Historiae Romanae in 2 Büchern. Er war ein erprobter Kriegsmann, der unter C. Cäsar, dem Sohne Agrippas, im Osten, später unter seinem angebeteten Tiberius in Germanien und Pannonien gedient und es schliesslich bis zum Prätor gebracht hatte. In der Zeit seiner Musse schrieb er, um seinem Gönner Vinnicius zu huldigen, sein Geschichtswerk in grosser Eile, ohne tiefgehende Studien getrieben oder sich sonst im Schriftstellern geübt zu haben. Wir besitzen das 1. Buch, das bis zur Zerstörung von Karthago reichte, nicht vollständig, wohl aber das 2., das weit ausführlicher die spätere Zeit, besonders die Regierung des Augustus und Tiberius, darstellt. Der Verfasser beginnt, ähnlich wie Trogus Pompejus, den er wohl benutzt hat, mit einem kurzen Abriss der orientalisch-griechischen Geschichte, an die er mit der Einwanderung des Äneas die römische reiht, unter steter Berücksichtigung der Litteratur. Allmählich wird die Darstellung immer breiter, um zuletzt in eine Verherrlichung der Monarchie im allgemeinen und des Tiberius im besondern auszulaufen. Da wir es nicht mit einem Historiker oder Schriftsteller von Beruf zu thun haben, so ziemt es sich, Milde des Urteils walten zu lassen. Was er bringt, ist nicht frei von Irrtümern, aber doch auch reich an interessanten Angaben. Besondern Wert legt er auf die Charakteristik, die ihm zuweilen vortrefflich gelingt. Weniger Lob verdient sein Stil, der sich bei aller Unbeholfenheit nach dem Zeitgeschmack richtet, woher der rhetorische Anflug stammt, der dem wackern Obristen a. D. wunderlich zu Gesicht steht. Statt einfach zu erzählen, schiebt er oft eigene Urteile und überflüssige Exkurse ein, wie wir denn gründlich über die Verhältnisse seiner Familie unterrichtet werden. Seine Gesinnung ist die eines soldatischen Hofmanns. Lange Jahre

im Dienste und in der Gesellschaft des Kaisers, ja durch seine Familientradition zur Loyalität erzogen, entwickelt er einen beängstigenden Überfluss von Superlativen und andern Mitteln der Panegyrik, wenn es sich um die Allerhöchste Person handelt. Dennoch sollte man mit dem Vorwurf der Schweifwedelei zurückhalten, da seine Motive rein von Selbstsucht waren und auch die Hofsprache aller Zeiten an Übertreibungen dieser Art reich gewesen ist. Gelesen hat er nicht viel und noch weniger geschrieben. Trotzdem ist er in seinen Kunsturteilen ganz besonnen, nur ein wenig enthusiastisch. Für die Geschichtsforschung ist er namentlich durch sein Urteil über Tiberius wichtig, das stark von der Auffassung des Tacitus abweicht. Bringt man die Lobreden in Abzug, so bleibt doch genug, um die einseitige Darstellung des aristokratischen Republikaners zu berichtigen. Die Schrift ist früher wenig gelesen und fast gar nicht citiert. Erst der Humanist Beatus Rhenanus fand sie in der elsässischen Abtei Murbach wieder; Ausgaben von Kritz, Haase, Halm.

Um dieselbe Zeit schrieb Valerius Maximus seine 9 Bücher Factorum et dictorum memorabilium, wärend das angehängte Buch De praenominibus ihm nicht angehört. Von dem Verfasser wissen wir nur, dass er in S. Pompejus, dem Konsul des Jahres 14, einen Gönner verloren hatte, mit dem er in Kleinasien zeitweilig sich aufhielt. Vielleicht um einen noch einflussreicheren Schutz zu gewinnen, widmete er seine Anekdotensammlung mit überschwenglichen Huldigungen dem Tiberius. Er erklärt den Zweck seines Werkes dahin, dass er die denkwürdigen Thaten und Worte der Stadt Rom und der auswärtigen Völker, die bei andern allzu verstreut seien, aus angesehenen Schriftstellern gezogen habe, damit den nach Beispielen Verlangenden die Mühe des Suchens erspart bleibe; also eine Chrestomathie in usum scholarum. Er hat sicherlich vorher eine Anzahl von Autoren gelesen und excerpiert, unter denen wir Cicero, Livius und Trogus Pompejus an erster Stelle nennen. Seine Auszüge hat er nach ziemlich willkürlich gewählten Rubriken an einander geschoben, aber nicht ohne Zusätze eigner Fabrik. So umfasst das 1. Buch die Abschnitte de religione, de neglecta religione, de simulata religione, de superstitionibus, de auspiciis, de ominibus, de prodigiis, de somniis, de miraculis. Der Inhalt

ist trotz seiner bunten Mannigfaltigkeit wegen der guten Quellen uns wichtig, die Form der Darstellung abgeschmackt. Treffend charakterisiert den Stil des Valerius sein Herausgeber Kempf: Weil dieser Schriftsteller das Einfache und Natürliche als gemein und verbraucht verschmäht, während er das Ungewöhnliche sucht und mehr als billig sich aufbläht, so geschieht es, dass er in Worten und Gedanken die dichterische Freiheit nicht nur nachahmte, sondern auch überbot und so eine freche, dunkle, lästige Ausdrucksweise schuf. Auch in diesem subalternen Geiste spiegelt sich der verderbte Geschmack seiner Zeit. Dennoch gefiel sein Werk, das sogar später wieder durch Julius Paris und Januarius Nepotianus ausgezogen wurde. Das Schriftchen über die Namen bietet einen Auszug des C. Titius Probus aus Varros gelehrten Büchern.

Beträchtlich höher stehen die 10 Bücher Historiarum Alexandri Magni des Q. Curtius Rufus, von denen uns die letzten 8 mit einigen Lücken erhalten sind. Die Person des Verfassers ist viel umstritten. Auf Grund eines Vergleichs mit römischen Verhältnissen (10, 9, 3—6) nimmt man jetzt meistens an, dass er unter Claudius geschrieben hat und so vielleicht mit dem Rhetor zu identifizieren ist, dessen Sueton in seiner Aufzählung gedenkt. Es ist ein unterhaltendes, gut geschriebenes Werk, das allerdings auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch erhebt. Schon die Wahl des Helden war glücklich; der glänzende Eroberer Asiens hat die Phantasie aller Zeiten und Völker beschäftigt. Um so misslicher steht es mit der Zuverlässigkeit der Überlieferung, die nur in Trümmern uns erhalten ist. Die Geschichtswissenschaft unterscheidet heute zwei sehr von einander abweichende Arten von Quellen, deren eine auf die Memoiren des Ptolemäus Lagi und anderer Kriegsgefährten Alexanders, deren andere auf die Fabeleien des Steuermanns Onesicritus und die Verdächtigungen des Griechen Callisthenes zurückgeht. Jene haben in der nüchternen Erzählung Arrians, diese in dem historischen Romane Clitarchs ihre Verarbeitung gefunden. Es ist unbestreitbar, dass Curtius aus der zweiten Gattung geschöpft hat, sei es direkt, sei es durch die Vermittlung des Timagenes. Der macedonisch-griechische Standpunkt ist es, den er im Anschluss an seine Hülfsmittel einnimmt, der keine Ahnung von dem staatsmännischen Genie des grossen Königs,

wohl aber den Scharfblick des Hasses für seine Verirrungen hat. Alexander wird hier, wie es oft bis in unsere Zeit geschehen ist, mit dem Massstab kleinbürgerlicher Moral gemessen, während die moderne Forschung in ihm den Begründer der hellenistischen Epoche preist, der seinen ehrenden Beinamen wohl verdient hat. Aber Curtius will gar nicht Kritiker sein; er gesteht naiv, aber ehrlich ein, dass er mehr schreibe, als er glaube; er will unterhalten, nicht belehren. Unter dieser Voraussetzung hat er seine Sache gar nicht schlecht gemacht. Zwar ist er nicht gründlich in militärischen und politischen Dingen, aber das Reinmenschliche weiss er mit Nachdruck hervorzuheben und unser Gefühl lebhaft zu erregen. Seine Sprache erinnert noch an den Klassicismus, namentlich an Livius, doch hat er bereits mit der Periodisierung gebrochen, ohne in den entgegengesetzten Fehler Senecas zu verfallen. Das rhetorische Element fehlt allerdings nicht. In Reden und Schilderungen trägt er dem Zeitgeschmack Rechnung. Aber er hält im ganzen Mass. Im Mittelalter war er einer der beliebtesten Autoren, wovon auch das Alexanderlied des Priesters Lamprecht zeugt. Herausgegeben ist das Werk von Zumpt, Hedicke und Vogel.

Der erste Schriftsteller des ganzen Zeitabschnitts ist P. Cornelius Tacitus (um 55—120.) Sein Vorname Publius scheint nach dem Mediceus und einer jüngst gefundenen Inschrift sicher zu sein; Heimat und Geburtsjahr sind unbekannt. Er selbst hat uns erzählt, dass er ums Jahr 75 die Redner M. Aper und Julius Secundus hörte, sowie dass er unter den Flaviern Ämter bekleidet hat. Als Prätor und Mitglied der quindecimviri nahm er unter Domitian 88 an der Feier der Säkularspiele teil. Verheiratet war er mit einer Tochter des namhaften Feldherrn Julius Agricola, bei dessen Tode 93 er von Rom entfernt war, vielleicht in amtlicher Eigenschaft. Während der letzten Regierungsjahre des fürchterlichen Domitian hielt er sich klug zurück, trat aber unter seinen Nachfolgern wieder hervor. Nach seinem Konsulat 97 ergab er sich der Schriftstellerei, nachdem er bereits unter Titus den Dialog von den Rednern verfasst hatte. Unter Nerva erschien der Agricola, unter Trajan der Reihe nach die Germania, die Historien und Annalen. Andere Pläne, von denen er gelegentlich spricht, eine Geschichte des Augustus sowie eine Darstellung der jüngsten

Vergangenheit kamen nicht zur Ausführung. Er muss bald nach Trajan gestorben sein. Die Erhaltung eines beträchtlichen Teiles seiner Schriften verdanken wir wohl dem Kaiser Tacitus, der eifrig bestrebt war, die Werke seines grossen Verwandten auf die Nachwelt zu bringen.

Ein viel umstrittenes Problem ist die Autorschaft des Dialogus de oratoribus, der in stilistischer Hinsicht gar sehr von den übrigen Werken des Historikers absticht. Indes bezeugt die Überlieferung der Handschriften, eine deutliche Anspielung des jüngern Plinius (ep. 9, 10) und der Grundcharakter der Schrift deutlich die Urheberschaft des Tacitus. Der Unterschied in der Sprache wird am besten dadurch erklärt, dass wir es hier mit einer Jugendschrift zu thun haben, in der der Verfasser noch dem alten, bewährten Muster Ciceros folgt. Späterhin hat er sich in reiferem Alter eine neue Schreibweise künstlich gebildet, die wir sich vom Agricola bis zu den Annalen deutlich entwickeln sehen. Ferner spielt der Dialog ungefähr im Jahre 75 und ist vermutlich nicht allzu lange danach niedergeschrieben worden. Es ist eine überaus liebenswürdige Leistung, mit der Tacitus die Bahn des Schriftstellers betritt, trefflich im Inhalt, flüssig in der Form. Dem Justus Fabius entgegnet er auf die Frage, warum die Beredsamkeit so sehr verfalle, er wolle ihm eine Unterredung mitteilen, der er in früher Jugend beigewohnt habe. Und nun werden ausser dem weniger bedeutenden Julius Secundus der moderne Realist M. Aper und der dramatische Dichter Curiatius Maternus eingeführt, von denen jener den Einfluss und die Erfolge der Beredsamkeit, dieser die süsse Befriedigung, welche die Poesie allein gewähre, lebhaft rühmen. Die in Form eines wirklichen Gesprächs geführte Unterhaltung erfährt eine andere Wendung durch das Hinzutreten des Vipstanus Messalla, der sich als unbedingten Verehrer der guten, alten Zeit, der Zeit eines Cicero, zu erkennen giebt. Nach einigen kritisch-litterarhistorischen Vergleichen hält dieser jener Richtung, die Aper so kräftig gelobt hatte, den Spiegel vor, charakterisiert scharf ihre Natur und sucht die Gründe für den Niedergang der Beredsamkeit festzustellen, die eigentliche Aufgabe der Schrift. Als solche erkennt er, und Tacitus mit ihm, die weichliche, gewissenlose Erziehung und Ausbildung der Jugend in erster Linie,

mit der er die gründliche und vielseitige Vorbereitung eines Cicero vergleicht. Die Rhetorenschulen, die hohlen Deklamationen, die Abwendung vom blühenden Leben bezeichnet er als die wichtigsten Ursachen des herrschenden Ungeschmacks. Sodann aber weist er auf die Veränderung der politischen Verhältnisse hin. Der Freistaat mit seinen Kämpfen und Parteiungen bot der Beredsamkeit ein dankbareres Feld, als die Ruhe und Ordnung der Monarchie. Nur grosse Aufgaben locken grosse Redner hervor; „jetzt, da niemand zur nämlichen Zeit grossen Ruhm und grossen Frieden erlangen kann, geniesse jeder den Vorteil seiner Zeit ohne Verunglimpfung der frühern.“ Mit einem heitern Scherze schliesst die interessante Schrift, deren stilistische Fassung den besten Mustern Ciceros unter teilweiser Beschränkung der rednerischen Fülle nacheifert.

Erst nach langer Zeit griff Tacitus wieder zur Feder, als er seinem Schwiegervater Agricola ein Ehrendenkmal dankbarer Treue setzte. Die Biographie De vita et moribus Julii Agricolae beginnt mit einem entrüsteten Rückblick auf das gewaltsam beendete Schandregiment Domitians und in froher Hoffnung auf eine bessere Zukunft, in der Trajan das Beispiel Nervas befolgen und die beiden grossen Gegensätze, Ordnung und Freiheit (principatum ac libertatem), versöhnen werde. Die Schrift stellt sich als eine Vorläuferin grösserer Unternehmungen dar, welche das Andenken an die frühere Knechtschaft und das Zeugnis des gegenwärtigen Glücks vereinigen sollen. Aber nicht nur die Biographie des trefflichen, wenn auch nicht hervorragenden Mannes wird uns geboten, sondern auch ein umfangreicher geographisch-historischer Exkurs über die Beziehungen der Römer zu Britannien (10-17), wo Agricola vor allem seine Tüchtigkeit bewährt hat. Nur diese britannischen Thaten werden, fast nach Art einer Monographie, eingehend erzählt unter Einflechtung von Reden. Kurz wird das Übrige abgemacht, auch der Schwächen und Fehler des Verstorbenen nicht gedacht. Den Schluss bildet eine wirkungsvolle Anrede des Gefeierten, dessen Worte und Thaten den Hinterbliebenen als leuchtende Muster vor Augen gestellt werden. Man hat hieraus den Schluss gezogen, dass man es hier mit einer erweiterten Leichenrede (laudatio funebris) zu thun habe. Aber

dieser Annahme widerspricht der historische Charakter eines grossen Teils der Biographie. Auch eine apologetische Neigung ist schwerlich vorhanden. Vielmehr giebt der Verfasser eine Lobschrift des seinem Herzen teuren Mannes, die naturgemäss nach der Individualität ihres Autors einen mehr historischen Charakter annimmt. Bemerkenswert ist die Wandlung des Stils, der nun nicht mehr dem Cicero, sondern dem Sallust nacheifert, jenem brevitatis subtilissimus artifex, wie ihn Tacitus einmal bewundernd nennt. Das Vorbild ist in der psychologisch gehaltenen Einleitung, in den Exkursen und Reden, auch in den blendenden Antithesen deutlich erkennbar. Damit beginnt jene Entwicklung, deren Stufen wir deutlich bis zu ihrer konsequenten Vollendung in den Annalen verfolgen können, und um deren Erkenntnis sich namentlich Dräger in seiner historischen Syntax, sowie in seiner Ausgabe der Annalen verdient gemacht hat.

Um dieselbe Zeit ist eine andere Monographie De origine, situ, moribus ac populis Germaniae erschienen, eins der wichtigsten Überbleibsel der römischen Litteratur, unschätzbar für die Urgeschichte unsers Volkes. Die Quellen und die Tendenz des kleinen, aber gehaltreichen Werkes sind sehr verschieden beurteilt worden. Ob Tacitus aus eigener Anschauung geschrieben hat, ist zweifelhaft; jedenfalls hat er aus zuverlässigen Quellen geschöpft, vor allem aus den Werken des älteren Plinius. Er wollte eine geographisch-ethnographische Studie bieten ohne politische Tendenz, aber in beabsichtigtem Gegensatz des einfachen Naturvolks zu der überfeinerten Civilisation der alten Welt, eine Auffassung, der wir schon bei Horaz (od. 3,24) in einem ähnlichen Falle begegnen, die in einer ähnlich gearteten Zeit den Philosophen Rousseau zu seiner geschichtlich unbegründeten, in ihren Folgen segensreichen Forderung veranlasste: Retournons à la nature! Ein ähnlicher sentimentaler Zug, um mit Schiller zu sprechen, eine Sehnsucht nach ursprünglicher Reinheit und Natürlichkeit geht durch die merkwürdige Schrift, die bei alledem den Thatsachen gerecht wird und die Laster des Naturvolks durchaus nicht beschönigt. Vielleicht hat Tacitus seine grösseren Werke durch diese Einzelschrift entlasten wollen, um sie nicht, wie den Agricola, durch umfangreiche Exkurse zu unterbrechen. Er beginnt mit allgemeinen Angaben über

Wohnorte, Abstammung und Einteilung der Germanen, deren Aussehen und Land er gut charakterisiert. Dann folgt eine Darstellung des öffentlichen Lebens, das Kriegswesen, die Verfassung, die Gottesverehrung, das Rechtswesen, die Einrichtung der Gefolgschaft, die Beschäftigung; dann das Privatleben, Wohnung, Kleidung, Eheleben, Vorzüge und Fehler, Bestattung. Den zweiten Teil bildet eine eingehende Musterung der einzelnen Stämme vom Rhein bis an die Weichsel unter Berücksichtigung der keltischen Einwanderung. Auch hier finden sich viele feine, treffende Bemerkungen über Volkscharakter und Gesittung. Der Stil wird bereits sichtlich knapper, die Konjunktionen spärlicher. Die schwerwiegenden Gedanken werden durch pointierte Kürze, durch poetische Ausdrücke, wie der Edelstein durch die Fassung, wirkungsvoll gehoben. Das Lob aus dem Munde des Feindes erhöht noch die Bedeutung des schönen Werkes, welches das kostbarste Kleinod germanischer Urzeit ist.

Später erschienen die grösseren Werke des Tacitus, die zusammen 30 Bücher umfassten. Danach ist der ursprüngliche Bestand der Historiae auf 14, der Annales (richtiger Ab excessu Divi Augusti) auf 16 Bücher angesetzt worden. Geschrieben und herausgegeben ist das Werk vor dem Tode Trajans, da der Verfasser (ann. 2, 61) die Einschränkung des Reiches unter Hadrian offenbar nicht kannte. Erhalten sind von dem ersten Werke die Bücher 1—4 und der Anfang von 5. Darin werden uns nach einer gedankenreichen Einleitung die Ereignisse des Jahres 69, d. h. das Regiment und der Sturz der Kaiser Galba, Otho und Vitellius, eingehend erzählt. Am Ende des 3. Buches siegt die Sache Vespasians. Das 4. Buch berichtet vor allem den Bataveraufstand des Claudius Civilis, wiederum ein Beitrag zur Kenntnis der germanischen Urzeit, ferner die allmähliche Herstellung der Ordnung in dem zerrütteten Reiche. Hochwichtig sind uns die Überreste des 5. Buches, die den Beginn des bellum Iudaicum, sowie interessante Mitteilungen über Geographie, Altertümer und Geschichte des jüdischen Landes enthalten. Die Überlieferung endet mit der Unterwerfung der Bataver, während die Regierungen des Titus und Domitian uns ganz verloren gegangen sind. Noch hervorragender ist das andere Werk, sowohl dem Inhalt nach als

auch in stilistischer Hinsicht. Die mit einigen Lücken (darunter der grösste Teil des 5. Buches) uns erhaltenen Bücher 1—6 beginnen mit einem Rückblick auf des Augustus Regierung und erzählen dann die Ereignisse unter Tiberius bis zu dessen Tode, und zwar in annalistischer Form. In dem Kaiser wird der Typus des finstern, menschenfeindlichen Despotismus gezeichnet, dessen Schandthaten in genauester Treue mitgeteilt werden. Einen besondern Wert erhalten die 2 Bücher durch die Erzählung von den Germanenkriegen des Germanicus. Legt auch Tacitus nicht den Hauptnachdruck auf geographisches und militärisches Detail, so zeigt er sich doch gut unterrichtet und ist uns eine zuverlässige Quelle. Am wichtigsten erscheint ihm die Schilderung der inneren Verhältnisse, unter denen die Erhebung und der Sturz des gefürchteten Sejan, sowie der Ausgang des fürchterlichen Herrschers hervorragen. Ganz verloren ist uns der Bericht über die Regierung des Gajus. Das Erhaltene (Buch 11—16 mit einer Lücke am Schluss) erzählt uns die Ereignisse seit dem Jahre 47, also die Regierung des Claudius sowie des Nero, bis 66, sodass uns nur das Ende des letzteren fehlt. Die Anordnung ist vielfach künstlerisch berechnet, sodass wichtige Ereignisse an den Schluss der Bücher fallen. Die Vorarbeiten des Tacitus sind zweifellos recht gründlich gewesen. Wenn er auch nach der Weise der alten Historiker seine Quellen nur spärlich und gelegentlich erwähnt, so hat er nicht bloss die Werke seiner Vorgänger, sondern auch Memoiren und Akten eingesehen, obgleich wir auf ihn nicht den Begriff moderner Gründlichkeit anwenden dürfen. Er war, wie alle besseren Historiker des Altertums, mehr Künstler als Gelehrter, mehr Geschichtsschreiber als Geschichtsforscher. Sein Standpunkt ist der pragmatische, insofern er den innern Zusammenhang der Ereignisse festzustellen sucht, insbesondere ihre Erklärung aus dem inneren Wesen der handelnden Persönlichkeiten. Daher liegt seine Hauptstärke in der psychologischen Analyse, in dem Aufspüren der geheimen Motive, in dem Aufzeigen seelischer Wandlungen, besonders bei den Herrschern und andern bedeutenden Männern. Seine Zuverlässigkeit ist vielfach umstritten worden. Nachdem er Jahrhunderte lang als erster Historiker gegolten hat, ist seit geraumer Zeit seine Unparteilichkeit

stark bezweifelt, nicht bloss von Napoleon I., der sich in seinen Schilderungen wiederfand, und Feuilleton-Dilettanten wie Stahr, sondern auch von ernsten Gelehrten. Tacitus will sine ira et studio schreiben, und sein guter Wille, die Wahrheit zu sagen, darf nicht angezweifelt werden. Indessen war er eine zu stark ausgeprägte Individualität, als dass er seinen Schilderungen hätte nichts von seinem Geiste beimischen sollen. Er ist ein aristokratischer Republikaner von altem Schlage, dem das Senatsregiment der libera respublica der Inbegriff eines Idealstaates ist. Aber er hat sich von der Notwendigkeit der Monarchie überzeugt und steht der Entwicklung der Dinge mit schwermütiger Resignation gegenüber. Um so bitterer empfindet grade er die Ausschreitungen, die nun einmal bei der Umwandlung des Freistaates in die Monarchie nicht zu vermeiden waren, die aber verschärft wurden durch eine Reihe von untüchtigen Regenten. Was er über Claudius und Nero urteilt, hat die Geschichte unbedingt angenommen, wenn er auch ein übermässiges Gewicht auf die hauptstädtischen Verhältnisse legt und nach echter Römer Art die Provinzen und ihr Wohlbefinden unterschätzt. Auch über Gajus herrscht keine Meinungsverschiedenheit. Um so zweifelhafter ist seine Auffassung des Kaisers Tiberius, den er entschieden einseitig und unter Verkennung aller mildernden Umstände beurteilt hat. Er zeigt sich hier nicht nur in einer starken Antipathie befangen, sondern auch kurzsichtig in seinem Urteil und misstrauisch in seinen Vermutungen. Alle, aber auch alle Handlungen und Worte des als Feldherr und Verwalter bedeutenden Kaisers werden von ihm in malam partem ausgelegt. Ganz unverständlich ist es dem so umsichtigen Mann, dass der kluge Herrscher die Provinzialstatthalter und Generale bis zu ihrem Lebensende in ihren Ämtern belässt (ann. 1, 80); daran muss natürlich Trägheit oder Neid oder Misstrauen schuld sein. Ihm ist es entgangen, dass die Provinzen unter der Monarchie aufblühten und sich von dem Missregiment des Freistaates erholten. Ebenso ist Tacitus im Unrecht, wenn er blind für Germanicus gegen Tiberius Partei ergreift, dem er sogar die böswilligsten Pläne andeutend unterschiebt. Weder war jener mehr als Alexander noch dieser ein Giftmischer; des Kaisers Politik gegen

die Germanen war die klügere. Ungerecht ist der Historiker auch gegen Augustus, dessen grossen Verdiensten er mehr als gewissenhaft ebenso viele Beschuldigungen gegenüberstellt. Dies ist überhaupt seine Methode; scheinbar objektiv bringt er die entschuldigenden und belastenden Momente zu Tage, versteht es aber, den letztern schon durch die Stellung einen besondern Nachdruck zu geben. So enthält er sich gleichsam der Stimme, nimmt aber doch mittelbar für die ungünstigere Überlieferung Partei. Daher darf sich der Leser nicht der Kritik entschlagen bei aller Achtung vor dem Ernst und der Tiefe des seltenen Mannes.

Bewundernswert ist der Reichtum an wichtigen, für alle Zeit gültigen Gedanken, die uns seine strenge Sittlichkeit, sein edles Gemüt, seine scharfe Beobachtungsgabe offenbaren. In politischer Hinsicht ein bekehrter Monarchist mit dem Ideal des Freistaates im Herzen, ist er in religiösen Dingen zurückhaltend, indem er es unentschieden lässt, ob die Ereignisse durch Zufall oder durch Bestimmung des Schicksals herbeigeführt werden. Nicht Soldat, eher einem Rhetor nahestehend, ist er der warmherzige Patriot, der seiner kranken Zeit den Puls fühlt und alle Fieberschwankungen des aufgeregten Volksgeistes verzeichnet, aber nicht ohne herzliche Anteilnahme. Er schreibt viel mehr cum ira et studio, als er es ahnt, zwar nicht in dem gewöhnlichen, aber in höherem, edlem Sinne. Und er schreibt in einem Stile, den er sich selbst geschaffen hat. Im Dialog noch ganz in den Spuren Ciceros, ahmt er im Agricola und in der Germania dem Sallust nach, um in seinen reifsten Werken eigene Bahnen zu gehen. Wir können nicht zugeben, dass der Stil des Tacitus eine befriedigende Leistung, ein abgerundetes Kunstwerk sei. Grade hier zahlt er seiner Zeit den Tribut, wenn er allem Einfachen, Klaren, Natürlichen den Rücken kehrt und die inconcinnitas, den Gegensatz von Fluss und Harmonie, zum Princip erhebt. Gross sind seine Umgestaltungen im Wortschatz wie im Satzbau. Statt des gebräuchlichen Verbums wird entweder das seltene Simplex oder das neugebildete Frequentativum gebraucht. Poetische und archaische Worte werden eingeführt. Grösste Kürze bis zur Dunkelheit ist die Losung; daher Mangel an Konjunktionen am Anfang der Sätze. Asyndetisch wird ein Satz an den andern

gereiht, wobei möglichste Abwechslung geboten ist, die fast gewaltsam erzwungen wird. Dabei herrscht ein vornehmer, aristokratischer Ton, der weder gemeine Ausdrücke verstattet noch allzu starke Leidenschaftlichkeit erlaubt. Häufig ist die dialogische Form angewandt, die uns mitten in die Sache hineinführt; auch Reden fehlen nicht. Alles in allem, eine charakteristische Ausdrucksweise, die einen aufmerksamen Leser fordert, die aber mehr Würde als Anmut verrät.

Überliefert sind uns in einer Handschrift, deren Abkömmling der Vaticanus ist, der Dialog und die Germania (nebst Fragmenten Suetons); in zwei anderen Vaticani der Agricola. Die Historien und das letzte Drittel der Annalen sind in dem Mediceus II der Laurentiana in Florenz erhalten, der Anfang der Annalen im Mediceus I. Gesamtausgaben sind besorgt von Orelli, Haase, Halm, Nipperdey. Beachtung verdient das fleissige und scharfsinnige Buch von Knoke „Die Feldzüge des Germanicus in Deutschland".

Den Historikern schliesst sich der erste römische Geograph an, Pomponius Mela aus Tingentera in Spanien, der um 44 (3, 49) seine 3 Bücher de chorographia schrieb. In der Form eines *περίπλους*, d. h. der Küste des Mittelmeeres folgend, werden uns 1500 geographische Namen vorgeführt. Nach einer kurzen Übersicht beginnt er mit Afrika und geht noch im 1. Buche zu Asien über, zu dem er auch Ägypten rechnet, das ihm Gelegenheit zu einer ausführlicheren Schilderung giebt. Die andern Bücher beschreiben Europa, von Scythien beginnend bis Spanien; am Schlusse werden das rote und atlantische Meer mit ihren Ländern nachgetragen. Der trockene Stoff wird durch Exkurse hier und da unterbrochen, der Stil ist der zeitgenössische. Plinius der ältere hat das Werk viel benutzt, das von Tzschucke in nicht weniger als 7 Bänden herausgegeben ist, neuerdings von Frick.

Der Rückgang der Beredsamkeit war im Dialogus des Tacitus beklagt und begründet. Von den Rednern, die dort genannt werden, ist uns ebenso wenig etwas erhalten, als von denen, die derselbe Historiker gelegentlich in seinen Annalen erwähnt. Allein ist uns als Redner und zugleich Epistolograph bekannt C. Plinius Cäcilius Secundus (62—113), der Neffe

und Adoptivsohn des ältern Plinius, der Freund des Tacitus. Sein Leben ist uns aus seinen Werken, aber auch aus Inschriften gut bekannt. Diese bezeugen ihn als Wohlthäter seiner Vaterstadt Comum am lieblichen Lacus Larius, für dessen Reize der eifrige Naturfreund empfänglich war. Sorgfältig erzogen, unter andern von dem vortrefflichen Rhetor Quintilian, dessen wir bald zu gedenken haben, widmete er sich dem Berufe des Sachwalters und plädierte vor dem Centumviralgericht, aber auch in Criminalsachen. Seine amtliche Laufbahn hat Mommsen mit gewohntem Scharfsinn ermittelt. Als Militärtribun diente er in Syrien und durchlief dann die Bahn der höhern Staatsbeamten in herkömmlicher Weise bis zum Konsulat, das er 100 bekleidete. Zahlreiche Aufträge führte der gewissenhafte, zuverlässige Mann aus, von denen eine Inschrift (Corp. inscript. 5, 5262) Zeugnis ablegt. Am interessantesten ist uns seine Verwaltung der kaiserlichen Provinz Bithynien um 111—112 dadurch geworden, dass er von dort einen lebhaften Briefwechsel mit dem Kaiser Trajan unterhielt. Bald nach seiner Rückkehr muss er gestorben sein. Er war dreimal verheiratet, zuletzt mit Calpurnia, die er, nach seinen Briefen zu urteilen, zärtlich, man möchte sagen mit moderner Innigkeit, liebte. Überhaupt liegt in dem wenig bedeutenden, aber liebenswerten Manne ein moderner Zug, der uns sympathisch anmutet, seine Humanität, die auch den Sklaven als Menschen ansieht, seine Liebe zur Natur, die an Sentimentalität streift, endlich seine Beamtennatur in ihrer pflichteifrigen, aber bureaukratisch peinlichen Schwerfälligkeit. Es wird uns wieder so reinlich bei der Lektüre seiner Briefe zu Mute, aus denen ein gesunder Hauch beschränkter Sittlichkeit weht, eine Wohlthat nach dem Schmutz, der sich bei Martial und Juvenal aufgehäuft hat, aber auch ein wohlthuender Optimismus nach den Schauergemälden eines Tacitus. In mancher Beziehung ist er Cicero ähnlich, in seiner sittlichen Reinheit wie in seiner grenzenlosen Eitelkeit, aber an Begabung steht er ihm weit nach. Die Mehrzahl seiner Schriften ist verloren gegangen, so alle Gerichtsreden und glücklicherweise auch seine poetischen Versuche. Was uns der jüngere Plinius von seinen Leistungen auf diesem Felde erzählt, wirkt gradezu komisch. In jeder Gattung hat er gesündigt,

sogar in frivolen Hendecasyllabi, die dem Biedermann schlecht zu Gesicht standen; was er gelegentlich citiert, erweckt in uns nicht die Lust, mehr zu erfahren. Interessant sind seine Mitteilungen über das Aufblühen poetischer Studien unter Trajan, das in quantitativer Hinsicht allerdings bedeutend gewesen sein muss. Seine Gutherzigkeit, vielleicht auch die Spekulation auf Gegenseitigkeit liess Plinius die ganze Dichterschar mit bereitwilligem Lob überschütten. Erhalten sind der Panegyricus, eine umfangreiche Lobrede auf Trajan bei Antritt des Konsulats, 9 Bücher Briefe aus den Jahren 96—109 und 120 Briefe, aus Bithynien meistens (vom 15. an), an und von Trajan. Am wenigsten befriedigt die Prunkrede, ein schwülstiges, gequältes Machwerk, erst nachträglich beim Schreiben erweitert, nur durch thatsächliche Einzelheiten für den Geschichtsforscher wichtig. Höher steht die Gesamtkorrespondenz, die allmählich herausgegeben worden ist, aber ohne strenge Einhaltung der chronologischen Folge. Aber auch sie kann den Vergleich mit Ciceros Briefen nicht aushalten, weil sie, von vornherein für die Veröffentlichung bestimmt, des Reizes entbehrt, aus dem Stegreife hingeworfen zu sein. Man merkt die Absicht, vor der Nachwelt als edler und braver Bürger zu glänzen, während bekanntlich Cicero grade in seinen Briefen offenherzig jede Schwäche, jede thörichte Anwandlung berichtet. Plinius posiert. Immerhin enthält die Sammlung des Interessanten und Lesenswerten genug, auch nach der stilistischen Seite hin; die Sprache ist, im Gegensatz zu dem unnatürlich aufgeblähten Panegyricus, einfach und geschmackvoll, der Schreibweise Quintilians verwandt. Dem angesehenen Septicius widmete er die Sammlung (1, 1). Dann kommt nach dem Grundsatz der Abwechslung bald die Beschreibung einer Villa, bald eine freundschaftliche Erkundigung oder eine thatsächliche Mitteilung, ein Glückwunsch, Berichte über poetische Versuche u. ä. Auffällig ist die Liebe zur Natur, die selbst an der erhabenen Einsamkeit der Wälder ihre Freude hat (1, 6). Berühmt ist das Schreiben an Tacitus (6, 16), in dem Plinius den Ausbruch des Vesuvs vom Jahre 79 und den dabei erfolgten Tod seines Oheims erzählt. Mit rührender Aufrichtigkeit gesteht er seine Ruhm-

begier ein (5, 8), die aber nicht die Grenzen der Bescheidenheit überschreitet, sodass er sich tief unter seinen Freund Tacitus stellt, dessen hohen Geist er neidlos bewundert (9, 23). Die Briefe an seine Gattin lesen sich, als wären sie heute geschrieben (7, 5); allerdings komponierte und sang die opferwillige Frau sogar die Lieder ihres Gatten! Uneingeschränkte Anerkennung verdient, was er über die Sklavenbehandlung sagt, weil es sicherlich von ihm nicht nur empfohlen, sondern auch geübt wurde (5, 19). Aber höher als diese künstlich komponierten Briefe stehen sicherlich die, welche er aus der jeweiligen Stimmung heraus an seinen hochverehrten Herrscher richtete. Es fällt uns zunächst die schlichte, aller Liebedienerei bare Form auf, in die er seine Verehrung kleidet, sehr im Gegensatz zu dem übertrieben servilen Panegyricus. Der bei weitem grösste Teil enthält Berichte und Anfragen aus der Provinz, die uns die ängstlich gewissenhafte, unpraktische Art des Statthalters und zugleich das klare, gütige Wesen des Kaisers schön erkennen lassen; denn nicht nur die Briefe des Plinius, sondern auch kurze Billets Trajans sind auf uns gekommen. Diese Briefe sind erst wieder im sechzehnten Jahrhundert von italienischen Humanisten aufgefunden worden, deren Handschriften neuerdings in Oxford wieder entdeckt sind. Alle möglichen Verwaltungsangelegenheiten werden abgehandelt, indem der Statthalter Instruktion erbittet und der Kaiser Bescheid erteilt, so auch die Behandlung der Christen (96/97). Zuerst gedenkt Tacitus (ann. 15, 44) unter der Regierung Neros der Sekte, deren Mitgliedern er das Abscheulichste nachsagt. Auf die Anfrage des Plinius erwidert Trajan massvoll und doch energisch: Actum, quem debuisti, mi Secunde, in excutiendis causis eorum, qui Christiani ad te delati fuerant, secutus es. Neque enim in universum aliquid, quod quasi certam formam habeat, constitui potest. Conquirendi non sunt: si deferantur et arguantur, puniendi sunt, ita tamen ut, qui negaverit se Christianum esse idque re ipsa manifestum fecerit, id est supplicando dis nostris, quamvis suspectus in praeteritum, veniam ex paenitentia impetret. Sine auctore vero propositi libelli in nullo crimine locum habere debent. Nam et pessimi

exempli nec nostri saeculi est.*) Ein vornehmer und wahrhaft fürstlicher Sinn, der aus diesen Zeilen, besonders aus dem letzten Gedanken spricht! — Die beste Ausgabe der Werke des Plinius hat Keil besorgt.

Während die Litteratur in Poesie und Prosa mit wenigen Ausnahmen zurückging, blühte die Fachgelehrsamkeit fröhlich empor; wir betrachten zuerst die Geisteswissenschaften. An Philologen nennt uns Sueton in seinen Fragmenten de grammaticis den Q. Remmius Palämon, der ein übel berüchtigter, anmassender und eitler Mensch, aber ein tüchtiger Philologe war. Seine Grammatik (ars) ist die Grundlage für die spätere Zeit geworden. Besser bekannt ist uns Q. Asconius Pedianus, dessen vortreffliche Kommentare zu einigen Schriften Ciceros (in Pis., pro Scaur., pro Mil., pro Corn., in toga cand.) der Humanist Poggio in St. Gallen fand. Die Erklärung ist historisch-sachlich, nicht grammatisch-rhetorisch und zeichnet sich durch Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und reine Sprache aus. Andere Schriften sind verloren gegangen. Mehr ein Erklärer der Dichter war M. Valerius Probus aus Berytus. Eigentlich Soldat, wandte er sich erst später der Litteratur zu. Er beschränkte sich fast ganz auf die Verbesserung der Texte, während er nicht eigentlich unterrichtete, sondern nur mit Anhängern plauderte. Sueton tadelt seine Neigung zur Mikrologie. Spuren seiner Thätigkeit sind höchstens in den Virgilscholien noch nachweisbar, von seiner grammatischen Schriftstellerei hingegen ein Verzeichnis von Abkürzungen, das in Keils Grammatici Latini abgedruckt

---

*) Du hast den richtigen Weg, mein lieber Secundus, in der Behandlung der Prozesse derer eingeschlagen, die als Christen dir hinterbracht waren. Denn man kann nicht ganz allgemein etwas festsetzen, das gleichsam eine feste Form hat. Aufsuchen darf man sie nicht; wenn sie angezeigt und überführt werden, muss man sie bestrafen, doch so, dass jeder, der bestreitet, ein Christ zu sein und das durch Thatsachen beweist, d. h. durch ein Gebet zu unsern Göttern, wegen dieser seiner Reue Verzeihung erlangt, mag er in Hinsicht auf seine Vergangenheit auch noch so verdächtig sein. Verzeichnisse aber, die ohne Verfassernamen vorgelegt werden, dürfen in keinem Prozess eine Stelle finden. Denn das giebt das schlechteste Beispiel und passt nicht zu unserer Zeit.

ist. Alles andere, was unter seinem Namen geht, ist untergeschoben.

Unter den Rhetoren ist Rutilius Lupus zu nennen, der eine uns erhaltene, trockene Schrift De figuris sententiarum et elocutionibus in 2 Büchern nach dem griechischen Vorbilde des Gorgias, eines Zeitgenossen Ciceros, schrieb, vor allem aber, um andere zu übergehen, M. Fabius Quintilianus (um 35—95), in dem noch einmal die in Cicero begründete Kunst der Rede einen würdigen Vertreter fand. Geboren zu Calagurris in Spanien, das der silbernen Latinität so zahlreiche Dichter und Schriftsteller schenkte, wurde er in Rom erzogen. Er trat teils als Sachwalter in Prozessen, teils als Lehrer der Beredsamkeit auf und war der erste, der unter Vespasian ein Gehalt vom Staate empfing. Sein Ansehen war während der 20 Jahre seiner Wirksamkeit nach Martials und Juvenals Versicherung ein grosses, obgleich er dem herrschenden Zeitgeschmack, wie er sich besonders im jüngeren Seneca zeigte, energisch entgegentrat. Er bekämpfte die öden Deklamationen ohne Saft und Kraft und wies an deren Stelle auf die Muster der grossen Zeit, insbesondere auf Cicero, hin. Ille se profecisse sciat, cui Cicero valde placebit, so rief er (10, 1, 112) der Jugend seiner Zeit begeistert zu und warnte vor Senecas verführerischem Beispiel (ib. 125 ff.). Seinen zerhackten, fehlerhaften Stil zu bekämpfen und sein übermächtiges Ansehen zu mindern, erachtete er für seine wichtigste Aufgabe, die er bis zu einem gewissen Grade gelöst hat, zumal da er selbst in seinem einfacheren, klareren Stile ein gutes Muster darstellte. Nach seinem Rücktritt in den Ruhestand übernahm er noch einmal auf Domitians Wunsch die Erziehung seiner Grossneffen, ein Vorzug, der die übertriebenen Huldigungen erklärt, deren auch der würdige Rhetor sich schuldig machte. Er erhielt die Abzeichen eines Konsuls und lebte auch sonst in angenehmen Verhältnissen, bis ihm der Tod seine junge Frau und seine beiden hoffnungsvollen Söhne raubte. Herzbrechend sind die Klagen des verwaisten Mannes (6 prooem.), der nur in der „Beschäftigung, die nie ermattet“, eine Linderung seines Kummers fand. Durchweg erscheint er als ein milder, geschmackvoller Mann, nicht tief oder scharf in seiner Gedankenentwicklung, aber stets ver-

ständig und ehrenhaft. Wohlthuend berührt das liebevolle Urteil, das Mommsen (Römische Geschichte 5, 70) über ihn fällt, der doch viel geringer als Cicero war. Hätte der deutsche Historiker dieselbe Milde bei Quintilians grösserem Vorgänger und angebetetem Muster walten lassen, wie ganz anders wäre die Charakteristik Ciceros ausgefallen! Der Verfasser des 5. Bandes ist eben ein ganz anderer, als der scharfe, harte Kritiker der goldenen Latinität. Von Quintilians Schriften ist die einzige Rede, die er veröffentlicht hat, uns verloren gegangen, ebenso die Abhandlung De causis corruptae eloquentiae, auf die vermutlich Tacitus in seinem Dialog Bezug nimmt. Hingegen sind offenbar unecht die beiden Sammlungen von 19 und 145 Deklamationen, die zum Teil unter Quintilians Namen gehen; dieser hatte sich ja grade gegen solche Übungen scharf ausgesprochen. Erhalten sind die 12 Bücher Institutionis oratoriae, die ungefähr dasselbe Gebiet umfassen, das Cicero in seinen rhetorischen Büchern bearbeitet hatte. Es ist das Werk seiner Musse, das die Ergebnisse seiner Lehrthätigkeit zusammenstellte, weniger nach den griechischen Quellen, als nach Cicero und andern Römern gearbeitet. Das Werk beginnt mit einer Zuschrift an den Verleger Tryphon, der zur Veröffentlichung drängte; wir ersehen daraus die Bedeutung, die der Buchhandel in der schreibelustigen Zeit gewonnen hatte. Dann folgt die Widmung an Vitorius Marcellus, dessen Sohne es zu gute kommen soll; Zweck und Ziel werden erläutert. Andere Vorreden bringen Mitteilungen über persönliche Erlebnisse. Das 1. Buch enthält die Vorbildung des künftigen Redners von der Wiege an; denn da der Verfasser sein Ziel hoch steckt, etwa wie Crassus in Ciceros De oratore I, so muss gleich nach der Geburt alles vermieden werden, was die Entwicklung des zarten Kindes beeinträchtigen könnte. Wir bekommen eine Pädagogik zu lesen, die durch liebevolle Anteilnahme, verständige Lebensanschauung, einsichtige Ratschläge den besten ihresgleichen an die Seite gestellt werden darf. Auch der Unterricht in Grammatik und Litteratur wird gründlich durchgesprochen. Das 2. Buch giebt die theoretische Grundlage, das Wesen der Rhetorik. Nun folgt die Erledigung der bekannten 5 Teile der Reihe nach, Invention (Topik) und Disposition in Buch 3—7, Gedächtnis und Ausdruck,

worunter auch die Vortragsweise verstanden wird, in Buch 8—11. Das 12. Buch zeichnet in zusammenfassender Weise das Idealbild des vollendeten Redners, seinen Charakter, seine Pflichten. Alles ist durch zahlreiche Beispiele, meist aus der vaterländischen Litteratur, belegt. Der Stil erinnert an Ciceros Vorbild, aber nicht ohne eine Einwirkung des Zeitgeschmacks, immerhin in scharfem Gegensatz zu Senecas pointierter Schreibweise. Berühmt ist namentlich das 10. Buch, in dem der Verfasser eine Übersicht über die Entwicklung der griechischen und römischen Litteratur giebt, durchweg wohl überlegt und geschmackvoll. Es ist diese Lehrschrift eine der erfreulichsten Erscheinungen des ganzen Zeitraums, ein würdiger Nachhall der Beredsamkeit Ciceros. Ausgaben von Bonnell-Meister, Halm, des 10. Buches von Krüger.

In der Jurisprudenz setzte sich der Gegensatz der Proculianer und Sabinianer, der Analogisten und Anomalisten fort. Nach dem geschichtlichen Überblick, den Pomponius in den Digesten giebt, scheint unter den Juristen eine Bildung von Schulen, wie einst bei den griechischen Philosophen, stattgefunden zu haben. Ihre Führer werden uns genannt, sowie ihre Schriften. Am wichtigsten wurden für die Entwicklung der Rechtswissenschaft die Rechtsbescheide (responsa), die im Auftrage der Kaiser erteilt wurden und Gesetzeskraft hatten. Abschliessende Werke fallen erst ins zweite Jahrhundert.

Am schönsten blühten, entsprechend dem praktischen Sinne der Römer, die realistischen Wissenschaften auf, insbesondere soweit sie für das Leben Bedeutung gewannen. Auffallend ist die Neigung zu umfassenden Encyklopädieen, wie sie bereits in der archaischen Zeit Cato und in der klassischen Varro verfasst hatten. Ein derartiges Werk (Artes) schrieb A. Cornelius Celsus unter Tiberius, wenn auch nur die 8 Bücher De medicina von ihm erhalten sind. Von dem Leben des Verfassers wissen wir fast nichts, von dem Gesamtwerk, dass es ausser der Medizin Landwirtschaft, Kriegswesen, Rhetorik, Philosophie und Jurisprudenz umfasste. Mit höchster Anerkennung wird er von Columella citiert, weniger lobt ihn Quintilian. Seine Medizin beruht auf griechischen Quellen, von denen er 72 nennt; auch

scheint er selbst Arzt gewesen zu sein. Er beginnt mit einer ausführlichen Einleitung über Geschichte, Einteilung und Auffassung der Medizin. Er unterscheidet zwei Richtungen, eine rationale, welche mehr auf die Erkenntnis der Ursachen von Erkrankungen Wert legt, und eine empirische, der der Heilerfolg die Hauptsache ist. Celsus steht mehr auf Seiten der erstern, wissenschaftlichen Schule. Die ersten 2 Bücher behandeln die Lebensweise und allgemeinen Vorbedingungen von Gesundheit und Krankheit, Buch 3 und 4 umfassen die Pathologie, die Darstellung der einzelnen Krankheiten, Buch 5 und 6 die Therapie, die Heilmittel und deren Anwendung, Buch 7 und 8 die Chirurgie. Der Inhalt ist für die Geschichte der Medizin, namentlich der griechischen, sehr wichtig, er entzieht sich der Beurteilung des Laien. Hingegen macht die stilistische Form einen vortrefflichen Eindruck, wie auch die Person des Verfassers, wo sie hervortritt, durchaus sympathisch ist. Die Ausdrucksweise ist einfach und klar. Ausgabe von Daremberg.

Eine uns erhaltene Encyklopädie schrieb C. Plinius Secundus der ältere (23—79) aus Comum, einer der fruchtbarsten Schriftsteller des römischen Altertums, obwohl er während seines ganzen Lebens als Beamter und Offizier Dienste that. Er war als Jüngling viel in der Gesellschaft des Pomponius Secundus, der als Feldherr und Dichter Treffliches geleistet haben soll; später hat der dankbare Plinius sein Leben erzählt. Als Reiteroberst diente er in Germanien, bekleidete die Stelle eines Prokurators in Spanien und war zuletzt Admiral der bei Misenum ankernden Kriegsflotte. Bei dem berühmten Ausbruch des Vesuvs 79, dem Pompeji, Herculanum und Stabiä zum Opfer fielen, fand er als Jünger der Wissenschaft, aber auch als dienstwilliger Helfer seinen Tod, den uns sein Neffe eingehend erzählt hat. Dieser hat uns auch über die Lebens- und Arbeitsweise seines Oheims, sowie über die von ihm hinterlassenen Schriften unterrichtet (ep. 3, 5). Vor Tagesanbruch schon ging er zum Kaiser Vespasian, um ihm Vortrag zu halten, dann aufs Bureau. Alle übrige Zeit widmete er den Studien. Er las und diktierte selbst während des Essens, ja während des Bades; auf der Reise war immer ein Sekretär ihm zur Seite. Kein Buch hielt er für zu schlecht, als dass er

nicht etwas daraus hätte lernen können. So hinterliess er dem Neffen 160 Rollen Exzerpte, in kleiner Schrift und auf beiden Seiten beschrieben. Man hatte ihm dafür 400000 Sesterzen geboten. Zahlreiche Werke sind verloren gegangen, so ein militärwissenschaftliches De iaculatione equestri; wichtiger noch wären uns seine Bellorum Germanicorum libri 20 und das Werk A fine Aufidii Bassi, die Tacitus beide benutzt hat. Grammatischen Inhalts waren die 8 Bücher Dubii sermonis, rhetorischen der Studiosus in 3 Büchern. Nach seinem Hauptwerk zu urteilen, waren alle diese Schriften mehr kompilatorischer Art. Erhalten ist uns die Naturalis historia in 37 Büchern, ein Riesenwerk, das in der antiken Litteratur nicht seinesgleichen hat. An Quellen, deren Verzeichnisse im 1. Buch zusammengestellt sind, nennt Plinius 146 römische und 327 auswärtige, da er es für seine Ehrenpflicht erklärt, die zu nennen, denen er sein Wissen verdankt. Die Vorrede widmet das Werk dem Kaiser Titus, mit dem der Verfasser zeitweilig zusammen (in Judäa?) gedient hat; auch giebt er Auskunft über Absicht und Arbeitsweise. Das 1. Buch berichtet über Inhalt und Quellen der einzelnen Bücher. Buch 2 bringt mathematische Geographie und Astronomie, Buch 3 bis 6 Geographie und Ethnographie, Buch 7 Anthropologie. In den Büchern 8—11 wird die Zoologie einschliesslich der Physiologie und Anatomie behandelt, in 12—27 die Botanik, darunter die Heilmittel. Die übrigen Kapitel der Medizin erörtern Buch 28 bis 32, Mineralogie und Bearbeitung der Metalle und Steine Buch 33—37; die letzten Bücher geben zugleich eine Geschichte der bildenden Kunst mit zahlreichen wichtigen Mitteilungen. Das Werk wurde 79 abgeschlossen, aber später noch durch Nachträge erweitert, sodass nach dem plötzlichen Tode des Verfassers der Neffe es herausgeben musste, ohne viel zu verändern. Der Wert des ungeheuren Werkes, das eine wahre ἐγκύκλιος παιδεία darstellt, ist in eigentlich wissenschaftlichem Sinne gering. Der Verfasser war zu sehr Büchermensch und Kompilator, als dass er etwas Gediegenes hätte leisten können. Insbesondere vernachlässigt er ganz die Anschauung und die von Aristoteles begründete Methode der Induktion, sodass er trotz seines ehrlichen Fleisses und seiner Gewissenhaftigkeit nur zu leicht Missverständnissen und Irrtümern

anheimfällt, auch den fabelhaftesten Überlieferungen der Anekdotenjäger, wie des phantastischen Mucianus, willig Glauben schenkt. Seite für Seite können wir ihm im Vergleich mit seinen Quellen, besonders mit Aristoteles und Theophrast, Flüchtigkeiten nachweisen. Dennoch wäre es sehr ungerecht, ihn hochmütig über die Achsel anzusehen, in dem Gefühl, wie herrlich weit wir es gebracht haben. In der Geschichte der menschlichen Bildung nimmt Plinius einen Ehrenplatz ein, insofern er zuerst es gewagt hat, das Wissen seiner Zeit zusammenzufassen und seinen Landsleuten Anregung und Belehrung zu bieten. Von einem solchen Werke gilt das Wort: In magnis et voluisse sat est. Er setzte das Werk Ciceros fort: wie dieser die Geisteswissenschaften, so vermittelte Plinius die Naturwissenschaften, vor allem die Ergebnisse griechischer Forschung, der Mit- und Nachwelt. In der unerfreulichen Zeit des ersten Jahrhunderts ist er eine der achtbarsten Erscheinungen, unermüdlich thätig, wissensdurstig, lernbegierig und stets ehrenhaft, auch in seinem Verhältnis zum Kaiser. Für uns hat sein Werk die Bedeutung, dass es uns eine Menge schätzbarer Nachrichten aller Art überliefert, die wir sonst nicht wissen würden. Unsere ganze Kunstgeschichte beruht auf Plinius Buch 32—36. Aber Kritik ist hier von nöten, wenn man nicht mit dem gutgläubigen Verfasser irren will. Darum ist es ein wichtiges Problem, die Arbeitsweise des Plinius festzustellen. Auf diesem Gebiete stehen sich zwei Anschauungen schroff gegenüber; die einen nehmen das Bekenntnis des Verfassers, dass er zahllose Werke gelesen und ausgezogen habe, unbedingt an und sehen in der Mehrzahl der Bücher eine Aneinanderreihung von Exzerpten, die anderen erkennen nur eine Minderzahl von Quellen als massgebend an und sprechen den übrigen höchstens eine sekundäre Bedeutung zu. Für die Entscheidung dieser Frage sind die zoologischen Bücher (8—11) von höchster Wichtigkeit, weil hier die Quellen des Plinius fast alle noch vorliegen und einen durchgängigen Vergleich erlauben. Wir haben in zwei Abhandlungen einen solchen Vergleich angestellt und dadurch das Ergebnis gewonnen, dass Plinius in den zoologischen Büchern in erster Linie die 50 Bücher des Aristoteles, die er selbst gelegentlich nennt (8, 43—44), ausgezogen hat, und zwar wahrscheinlich nicht

direkt, sondern durch Vermittlung eines römischen Bearbeiters, etwa des Trogus Pompejus. An zweiter Stelle hat er in stark ausgeprägtem Nationalgefühl römische Quellen ausgeschrieben, vor allem Varro und Columella, auch Hyginus und andere. An dritter Stelle stehen die Fabulanten, wie der bereits genannte Mucianus, der König Juba und ähnliche Schriftsteller, denen er die Anekdoten entnahm, mit denen er den trockenen Stoff gelegentlich würzte. Vergleicht man damit die umfangreichen Quellenregister, so findet man ganze Kategorieen, wie die Geoponiker, die Verfasser der *Μελιτουργικά* und die Mediziner, die Plinius nicht nur nicht benutzt, sondern nicht einmal eingesehen hat. Es ist daher nicht übertrieben, wenn wir seiner Zeit die Quellenverzeichnisse eine wahre Leporello-Liste genannt haben, wie auch andere Forscher annehmen, Plinius habe aus Eitelkeit mehr Bücher genannt, als er gelesen habe. Und damit ist Plinius' Ehrlichkeit durchaus nicht einer schweren Anklage ausgesetzt, wenn man nur von dem Begriff moderner Wissenschaftlichkeit absieht. Es ist eine bekannte Thatsache, dass die alten Schriftsteller es für erlaubt ansahen, Citate zu übernehmen, d. h. solche Quellen, die sie in ihren Hülfsmitteln citiert fanden, als ihre eigenen Quellen auszugeben. Unserer ältlichen, fast pedantischen Gelehrsamkeit mag das bedenklich erscheinen. Die Alten dachten darin freier. Ähnlich, wie mit den zoologischen Büchern, verhält es sich mit den übrigen; so ist z. B. Pasiteles die Hauptquelle für die kunsthistorischen Abschnitte, Agrippa für die geographischen. Was endlich den Stil anbetrifft, so ist daran nicht viel zu rühmen, er ist vor allem sehr ungleich. Bald reiht der Verfasser trocken Notiz an Notiz, fast in Form eines Kataloges, bald ergeht er sich in einer blühenden, geschraubten Schreibweise, mit Ausrufen und Fragen, unter so wunderlicher Umschreibung der einfachsten Dinge, dass er oft dunkel wird. Zeugnis legt z. B. dafür die Vorrede ab, die so recht den Zeitgeschmack, die silberne Latinität, charakterisiert. Mit seiner Weltanschauung tritt er selten hervor; er ist Stoiker, aber von der gemässigten Abart, eifriger Monarchist, aber ein Verehrer der alten Zeit, ein scharfer Richter der herrschenden Unsitten, selbst streng sittlich und ehrbar. Ein schwermütiger Zug ist unverkennbar. Sein Werk wurde später viel

gelesen, noch mehr ausgezogen, wie von C. Solinus. Es ist von Jan-Mayhoff, zuletzt von Detlefsen herausgegeben. Letzterer hat sich um die Quellenforschung nach v. Brunn und Montigny verdient gemacht.

Unter den Quellen des Plinius spielen eine wichtige Rolle C. Licinius Mucianus, der vornehme Konsular, und L. Junius Moderatus Columella, der bescheidene Offizier und Landwirt. Der Wert ihrer Schriften steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrem äussern Rang. Mucianus, bekannt aus Tacitus' Historien als energischer Parteigänger Vespasians, hatte seine Reiseerlebnisse veröffentlicht; was wir aus Plinius davon hören, lässt uns den Verlust der windigen Fabeleien nicht bedauern. Um so höher steht der einfach tüchtige Columella, von dem wir 12 Bücher De re rustica und 1 Buch De arboribus besitzen; das letztere scheint der Rest der ersten Auflage zu sein, die nachmals erweitert wurde. Der Verfasser, geboren in Gades, diente unter den Claudiern als Kriegstribun in Syrien, wandte sich aber dann der Landwirtschaft zu. Er hat gründliche Studien gemacht, auch in den griechischen Fachschriftstellern, die er alle anführt; seine Auseinandersetzungen berücksichtigen aber italische Verhältnisse. In der Vorrede an P. Silvinus macht er seinem Herzen Luft, indem er die Vernachlässigung der Landwirtschaft beklagt, woraus er die Schäden seiner Zeit ableitet. Sein Ideal ist jene glorreiche Vergangenheit, in der man die Feldherren und Staatsmänner vom Pfluge holte, zu dem sie sobald als möglich zurückkehrten. Daher sei es, meint er, unverständlich, wenn alle anderen Wissenschaften ihre Vertreter fänden, wie Grammatik und Rhetorik, ja selbst die Kochkunst, nur nicht die Landwirtschaft. Das 1. Buch giebt die allgemeine Grundlage, Einrichtung und Anlage (vielfach nach Cato). Das 2. behandelt den Ackerbau, Buch 3—5 Weinbau und Baumzucht, Buch 6—9 die Viehzucht, und zwar Gross- und Kleinvieh, Vögel und Fische, Bienen. Buch 10 besingt in Hexametern, gewissermassen als Ergänzung der Georgica Virgils, die Baumzucht, Buch 11—12 erörtern die Obliegenheiten des Verwalters und der Schaffnerin. Die Schrift verdient durchaus Anerkennung nach Inhalt und Form; ohne allzu grosse Vertiefung in Einzelheiten wird das Gebiet der Landwirtschaft unter besonderer Be-

vorzugung der Viehzucht verständig durchgesprochen, und zwar in reinem, klarem Latein, ohne jeden Anflug rhetorischer Schönfärberei. Nur die metrische Form des 10. Buches ist verfehlt. Das tüchtige Werk ist später von Palladius ausgezogen worden, herausgegeben ist es unter dem Sammeltitel Scriptores rei rusticae von Schneider.

Das Kochbuch eines Cälius, das wahrscheinlich nach dem bekannten Schlemmer unter Nero, Apicius, betitelt war, De re coquinaria 10 Bücher, stammt erst aus späterer Zeit. Dagegen fällt unter die Regierung des Claudius das Rezeptbuch seines Leibarztes Scribonius Largus, der 271 compositiones uns hinterlassen hat, Ergebnisse einer ausgedehnten Praxis, aber ohne wissenschaftliche Begründung und nicht frei von wüstem Aberglauben.

Hingegen ragt als tüchtiger Fachschriftsteller hervor S. Julius Frontinus (um 40—103), ein höchst achtbarer Mann, Soldat und Ingenieur. Er kämpfte mit Glück in Britannien, brachte es zum Konsul und verwaltete dann das Amt eines Wasserbaudirektors (Curator aquarum). Wir besitzen von ihm 3 Bücher Strategemata, Kriegslisten, denen ein späterer Nachahmer ein 4. Buch Strategica angehängt hat, das zum Teil aus den echten Büchern geschöpft ist. Das 1. Buch behandelt, was berühmte Feldherren vor der Entscheidung an Listen angewendet haben, und zwar unter den Rubriken de occultandis consiliis, de explorandis consiliis hostium, de constituendo statu belli u. s. w. Der Stoff ist aus den Historikern, wie Cäsar, Sallust, Livius u. a., gewonnen, so dass er stellenweise uns eine erwünschte Ergänzung verlorener Schriften bietet. Es sind lauter Anekdoten von verschiedener Wichtigkeit, einfach und kunstlos erzählt. Das 2. Buch bringt Beispiele, die sich während oder nach der Schlacht zugetragen haben, so de tempore ad pugnam eligendo, de loco, de acie ordinanda u. s. w. Die Feldherren sind meist Römer, zuweilen auch Griechen und Karthager. Im 3. Buch werden Listen von Belagerern und Belagerten erzählt. Unecht ist das 4. Buch, das schon durch seine moralisierenden Überschriften auffällt: de disciplina, de continentia, de iustitia. Ferner besitzen wir 2 Bücher De aquis, eine durch ihren Inhalt interessante

Schrift, da sie nicht nur wichtige Aufschlüsse über die Wasserbauten der Römer, sondern auch eine Anzahl offizieller Aktenstücke in sich schliesst. Endlich ist uns eine Arbeit über Feldmesskunst in Auszügen des Agennius Urbicus erhalten. Die Strategemata sind von Gundermann, die zweite Schrift von Bücheler herausgegeben, die dritte findet sich in den Schriften der römischen Feldmesser von Blume, Lachmann und Rudorff.

Die zuletzt genannte Sammlung umfasst noch mehrere Schriftsteller, die in diesen Zeitraum fallen und Agrimensores oder von dem Visierinstrument groma Gromatici genannt werden. Die Praxis des Feldmessens haben die Römer sicher seit ältester Zeit geübt, sowohl beim Abgrenzen des Ackers als auch beim Abstecken des Lagers. Die Wissenschaft kam ihnen von den Griechen, unter denen Heron von Alexandria als Mathematiker hervorragte. Die römischen Schriftsteller haben die Werke der Griechen nur ausgeschrieben, wie wenigstens Cantor in der Geschichte der Mathematik versichert. Zu nennen sind Hyginus, der mit dem Grammatiker und Mythographen nicht identisch ist, Balbus, M. Junius Nipsus u. a. Auf litterarische Bedeutung haben diese trockenen Fachschriften keinen Anspruch. —

Wenn wir am Ende des Zeitraums zurückblicken, so drängt sich uns der Eindruck eines allmählichen Verfalls der Litteratur in ihrem ganzen Umfange auf. Trotz der Anzahl ihrer Vertreter fristet die Epik nur ein kümmerliches Dasein; es sind schwächliche Epigonen Virgils, die teils mit, teils ohne Göttermaschinerie ihrem Vorbild nacheifern. Die Lyrik verstummt fast ganz und tritt höchstens in der Gelegenheitsdichtung des Statius, aber mit starker Hinneigung zur bedientenhaften Servilität hervor. Eine unerwartete Auferstehung feiert die Tragödie; doch es sind nur blutlose Schemen, die uns Seneca vorführt, noch verderblicher durch das Beispiel, das sie späteren Geschlechtern gaben. Einzig und allein die Satire erfreut sich einer verhältnismässigen Blüte, weniger in Persius' dunklem Schulgeschwätz als in Juvenals furchtbarer Bitterkeit. Ja, in Petrons satirischem Roman und in Martials satirischen Epigrammen bietet die silberne Latinität Kunstwerke ersten Ranges. Geringwertig bleibt nach wie vor die Gattung der didaktischen Poesie. Nicht besser sieht es in

der Prosa aus. Das Stilmuster der Zeit, der Philosoph Seneca, ist trotz allen äusseren Glanzes seines leicht beweglichen Geistes der Vertreter eines ungesunden Geschmacks. In ihm bemächtigt sich die Rhetorik auch der philosophischen Darstellung, die zu einem *ἀγώνισμα εἰς παραχρῆμα* herabsinkt. Ein geistreiches, witziges Spiel mit schönen Gedanken kann über die innere Leere des Charakters nicht hinwegtäuschen. Am meisten hat darunter der Stil gelitten, der äussere Widerschein des Gedankengehalts. Mit dem Verzicht auf die bewährten Muster der Sprache gleiten die Schriftsteller auf schiefer Ebene bergab. Vergebens wehrt der verständige Quintilian dem reissend um sich greifenden Verderben, dem weder der nüchterne Plinius der ältere noch der gedankenschwere Tacitus widerstehen. Wir können die Umwandlung des Schriftstellers, der den Dialogus schrieb, in den, der die Annalen verfasste, nicht als erfreulich ansehen. Zwar wiegt der Gehalt seiner historischen Werke, die Schärfe seiner historischen Beobachtung, die Tiefe seines Gedankenlebens die Mängel seiner sprachlichen Form auf, aber, an und für sich betrachtet, muss der Stil des Tacitus als eine geistvolle, aber unnatürliche und ungesunde Kunstsprache verurteilt werden. Immerhin überragt der einzigartige Mann die Schriftsteller des Jahrhunderts um eines Hauptes Länge. Weder der Roman des Curtius nach die effekthaschende Briefstellerei des jüngeren Plinius kann es wagen, sich neben ihn zu stellen. Achtbar und tüchtig zeigt sich die Gelehrsamkeit, sowohl in der Philologie und in verwandten Fächern, als auch in den realen Disziplinen, wo sich Celsus und Columella mit Ehren einen Platz erringen. Das Gesamtergebnis befriedigt wenig, zumal wenn man die Quantität der Produktion in Anschlag bringt.

Und die Gründe dieses Verfalls? Es ist doch sehr wohlfeil und ganz unzureichend, wie wir schon im Anfang des Abschnitts bemerkten, allein die Misswirtschaft der Kaiser dafür verantwortlich zu machen. Allein ein Vergleich der domitianischen und trajanischen Zeit zeigt das Gegenteil, wie denn überhaupt von Poesie wie Prosa der alte Satz gilt: Poeta non fit, sed nascitur. Richtiger ist es schon, auf die allgemeine Ermüdung hinzuweisen, die sich der alten Welt bemächtigte, auf den greisen-

haften, ja hippokratischen Zug, den die Schriften der Besseren nicht verleugnen. Auch die Gebiete geistiger Thätigkeit verlangen eine Schonzeit, wenn sie reiche Frucht getragen haben; der mächtigen Aktion der klassischen Zeit folgt die Reaktion der silbernen Latinität. Aber es muss noch ein Faktor in Rechnung gestellt werden, wenn wir den raschen Niedergang der römischen Litteratur im ersten Jahrhundert nach Christus verstehen wollen, die ungesunde Entwicklung der Rhetorik. Wie der Römer von Haus aus für das praktische Leben geeignet war, für die Bethätigung seiner Kraft nach aussen, vor allem auf dem Markt und im Rathaus, so hatte seine Litteratur, auch in der klassischen Zeit, einen rhetorischen Charakter nicht verleugnen können. In der Beredsamkeit und Rhetorik hatte er das Höchste geleistet, in der Geschichtsschreibung konnte er die Wirkung nach aussen nicht unterdrücken, wie es sich dort bei Cicero, hier bei Livius zeigte. Nun wurden dieser seiner höchsten Kraft die Adern unterbunden; die bureaukratische Regierung der Monarchie brauchte die Öffentlichkeit nicht mehr. Was Wunder, dass die Rhetorik sich einen andern Ausweg suchte und sich in Gebiete verirrte, wo sie nichts zu suchen hatte? Sie ergreift durch Persius Besitz von der Satire, durch Seneca von der Tragödie, durch ebendenselben von der Philosophie, durch den älteren Plinius von der Naturwissenschaft. Ihre Einwirkungen auch auf den Stil des Tacitus sind unverkennbar, obgleich er im Dialogus die Quellen des Übels hatte verstopfen wollen. Das ungesunde Spiel mit den Künsten des Rhetors hat neben den vorher genannten Ursachen den Rückgang der römischen Litteratur verschuldet. Die Vorzüge und die Fehler der Menschen und Völker sind eng mit einander verbunden. Was Roms Bedeutung hatte gründen helfen, untergrub jetzt die Wurzeln seiner so schön emporgeblühten Litteratur.

Die Zeit des Verfalls.

Politische und litterarische Blüte standen während des zweiten Jahrhunderts n. Chr. im umgekehrten Verhältnis. Während eine Reihe vortrefflicher Herrscher in den Spuren Nervas und Trajans

den Frieden und die Wohlfahrt des Weltreiches mit starkem Arm und kluger Besonnenheit aufrecht erhielten, sank die Litteratur nach dem immerhin kräftigen Aufschwung der entarteten Rhetorik von Stufe zu Stufe. Zunächst erfolgt zwar eine heilsame Reaktion gegen das gespreizte, unnatürliche Wesen der silbernen Latinität. Aber der dafür gebotene Ersatz, die gewaltsamen Bestrebungen, zur Einfachheit der archaischen Litteratur zurückzukehren, führte gleichfalls zur Unnatur. Die archaistische Periode, die an Stelle Senecas nicht Cicero, sondern Cato, an Stelle Juvenals nicht Horaz, sondern Lucilius setzte, war von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt. Und nun drangen andere, fremde Einflüsse immer mächtiger heran und halfen die beginnende Auflösung beschleunigen. Das war einmal der Einbruch der Provinzialdialekte, der, im ersten Jahrhundert von Spanien eingeleitet, nunmehr von Afrika und bald von Gallien aus der lateinischen Sprache und Litteratur neue Kräfte, aber auch neue Gefahren zuführte. Afrikanische Phantastik und gallisches Phrasentum verdarben die Sprache und den Geschmack. Der sermo urbanus, die Schriftsprache, wich dem sermo plebejus, der Volkssprache, die Einheit der Mannigfaltigkeit, die Regel der Ausnahme. Was früher nur als Kunstmittel mit wohlüberlegter Absichtlichkeit angewandt war, das überwucherte jetzt die vornehme Sprache Roms. Während bisher von der Hauptstadt aus ein Strom befruchtenden Geisteslebens sich in die Provinzen ergossen hatte, während früher die Hiberer und, „der aus der Rhone trinkt", die römischen Kunstwerke bewundernd in sich aufgenommen hatten, trat jetzt das umgekehrte Verhältnis in die Erscheinung. Der Bagrada und Rhodanus ergossen sich so zu sagen in den Tiber. Aber während das Alte einstürzte, blühte neues Leben aus den Ruinen; aus dem Vulgärlatein entwickelte sich allmählich die Fülle der romanischen Tochtersprachen. Und noch ein anderes Element griff zerstörend und doch aufbauend in die Entwicklung der Litteratur ein, das Christentum. Dürftig sind die Nachrichten, die uns die Schriftsteller der silbernen Latinität über das Entstehen und Anwachsen des Gottesreichs auf Erden übermittelt haben; weder Tacitus noch Trajan hatten eine Ahnung von der weltüberwindenden Macht der Lehre Jesu. Aber mit dem neuen Abschnitt beginnt die Zeit der Patristik,

der Kirchenväter, die zuerst als Verteidiger, dann als Angreifer, nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit der Schrift für die Wahrheit des Evangeliums Zeugnis ablegen, anfangs auch im Stil eines Cicero, bald aber mit Verzicht auf Formenschönheit und Wohlklang. Die Weltflucht dieser kampfeifrigen Blutzeugen hat nicht wenig dazu beigetragen, die römische Litteratur in ihrem innersten Wesen zu vernichten. Erst als der Triumph des Christentums entschieden war, besann man sich wieder darauf, dass auch der kirchliche Kultus der Schönheit nicht entraten kann. Die Geistlichkeit bewahrte die kümmerlichen Reste der grossen Vergangenheit, bis dieser zur Zeit der Renaissance die Stunde der Wiedergeburt schlug. Wir überblicken zunächst die Kaiser, deren Wirken die Litteratur beeinflusste.

In Hadrian (117—138) bestieg ein Romantiker den Thron der Cäsaren, der, in unklarer Sehnsucht nach dem Glanze früherer Zeiten, sich in der Wahl seiner Lieblingsschriftsteller arg vergriff. Er hat die archaisierende Periode eingeleitet. Wie er alles konnte und alles wollte, so hat er als ein noch heute bestehendes Denkmal seiner wunderlichen Grillen seine Villa bei Tivoli uns hinterlassen, wo in einer Fülle von Bauten ein wahrer Mikrokosmus der antiken Welt zusammengestellt ist. Saevus, clemens et semper in omnibus varius, so schildert ihn sein Biograph. Seiner Regierungszeit entstammt das letzte Ideal griechisch-römischer Plastik, der Antinous. Auf die Litteratur übte er einen ungünstigen Einfluss. Von seinen mancherlei Schriftwerken haben wir noch einige Verse, so an sein eignes Seelchen im Angesicht des Todes (animula blandula vagula) und an den Dichter Florus. Ein trefflicher Regent war Antoninus Pius (138—161), der aber für die Litteratur nichts übrig hatte. Unter seiner Regierung führte der öde Rhetor Fronto, dessen wir noch weiterhin gedenken werden, das grosse Wort, während die gleichzeitige Litteratur der Griechen achtbare Namen aufwies, wie Pausanias und Lucian. Mit Marc Aurel (161—180) bestieg die Philosophie selbst den Thron. Leider hat der wahrhaft edle Herrscher nur in griechischer Sprache (εἰς αὐτόν) geschrieben; doch lebte zu seiner Zeit noch ein Schriftsteller, der als der letzte Dichter der römischen Litteratur angesehen werden kann,

wenn wir von drei Spätlingen absehen, Apulejus. Mit Marc Aurels Tode trat eine Verschlechterung der litterarischen Verhältnisse ein; nur die Jurisprudenz und Theologie erhielten sich lebenskräftig, während die Welt der Schönheit versank. Immer mehr wurde der Inhalt betont, sodass die litterarischen Erzeugnisse mehr der Geschichte der einzelnen Wissenschaften als der die Form betonenden Litteraturgeschichte angehören. Weder der rohe Commodus (180—192) noch der tüchtige Septimius Severus (193—211) hatten litterarische Neigungen, wenn auch letzterer eine Selbstbiographie verfasst haben soll. Die folgenden Herrscher übergehen wir. Von Soldatenhänden erhoben, von Soldatenhänden gestürzt, gewähren diese Schattenkönige nur das traurige Bild eines verfallenden Staates. Aber auch kräftige Regenten wie Aurelianus (270—275), Probus (276—282) und vor allem Diocletianus (284—305) vermögen dem sinkenden Gemeinwesen nur vorübergehend einen Halt zu geben. Während an den Grenzen die Barbaren, insbesondere unsere germanischen Vorfahren, immer stürmischer Einlass begehren, verwildert im Innern mit der Sprache der Geschmack, die Gelehrsamkeit, die Bildung. Die Erklärung des Christentums zur Staatsreligion sowie die Verlegung der Hauptstadt nach Byzanz durch Constantin (323—337) vollziehen endgültig den Bruch mit der römischen Vergangenheit; es beginnt mit diesem Ereignis eine neue Zeit. Zwar tauchen noch hin und wieder Schriftsteller auf, deren die Litteraturgeschichte mit Achtung gedenkt, selbst Dichter; aber in ihren Werken sehen wir nur das Abendrot einer untergegangenen Sonne, die erst nach 1000 Jahren wieder dem Beginn einer neuen Bildungsepoche der Menschheit leuchten sollte, in der wir noch heute stehen.

Wir begnügen uns, die hervorragenden Namen und Werke zu nennen, indem wir auf den Ballast des Mittelguts gern verzichten. Zuerst die Dichter.

Mit Ribbeck rechnen wir den Rhetor Apulejus (um 150) unter die Dichter, insofern sein Hauptwerk, die Metamorphosen, ein Sittenroman nach Art des Petronius ist. Geboren zu Madaura in Afrika aus angesehener Familie, erwarb er sich in Karthago, Athen und Rom eine umfassende Bildung. Nachdem

er sich in der Hauptstadt eine Zeit lang als Sachwalter versucht hatte, kehrte er in die Heimat zurück, wo er als Lehrer der Beredsamkeit und Wanderredner zu Wohlstand und Ansehen gelangte. Auf einer Reise nach Alexandria wurde er durch eine Erkrankung in Öa festgehalten, und zwar im Hause eines Studienfreundes. Aber die Freundschaft schlug bald in Hass um, als der ansehnliche und beredte Gast die Liebe der um zehn Jahre älteren Mutter seines Freundes gewann. Aus den Zerwürfnissen mit der Familie entsprang nachmals eine Anklage wegen Zauberei, gegen die sich Apulejus mit glänzendem Erfolge verteidigte. Er hatte schon in Athen an den Geheimdiensten, die damals das ganze Reich überschwemmten, eifrig teilgenommen und diese Neigung zu mystischer Weisheit immer mehr verstärkt. Man suchte in derartigen Ceremonieen, die namentlich an den Isiskultus anknüpften, einen Schutz gegen die beständig vordringende Macht des Christentums, dem Apulejus abgeneigt war. In Karthago ansässig, bereiste er ganz Nordafrika und erwarb sich durch prunkende Vorträge grossen Ruhm, sodass ihn seine Landsleute mit der höchsten Priesterstelle ehrten und ihm sogar eine Bildsäule setzten. Auch entwickelte er eine ausgebreitete Schriftstellerei, von der ein beträchtlicher Teil auf uns gekommen ist, nämlich die 11 Bücher Metamorphoseon, die Apologia, seine Verteidigungsrede in dem erwähnten Prozesse, 4 Bücher Florida, eine Blütenlese aus seinen Vorträgen, und die philosophischen Schriften De deo Socratis, De Platone et eius dogmate und De mundo. Uns interessiert am meisten sein erstes Werk, das er schon in Rom verfasst hat.

Wir besitzen unter den Schriften Lucians einen demselben mit Unrecht zugeschriebenen Roman *Λούκιος ἢ ὄνος*, dessen Inhalt mit dem der Metamorphosen abgesehen vom Schluss übereinstimmt, sodass eine gemeinsame griechische Vorlage anzunehmen ist. En ego tibi sermone isto Milesio varias fabulas conseram auresque tuas benevolas lepido susurro permulceam, so beginnt der Verfasser, der also nach Art der übelberüchtigten milesischen Erzählungen den Leser ergötzen will, und er hat in der That seine Absicht erreicht. Ein junger Mensch, Namens Lucius, erzählt seine wundersamen Erlebnisse als Mensch und

als Tier. Auf einer Reise nach dem Zauberlande Thessalien (Horaz od. 1, 25) ist er in Hypata bei einer Familie abgestiegen, in der die Hausfrau es versteht, sich und andere zu verzaubern. Mit Hülfe einer Magd setzt sich der leichtsinnige Jüngling in den Besitz einer Büchse mit Zaubersalbe, muss aber zu seinem Schrecken es erleben, dass er in einen Esel verwandelt wird, ohne vorläufig die frühere Gestalt wieder gewinnen zu können. Denn ehe er dem gegebenen Rate folgen kann, wird er des Nachts von Räubern entführt und erduldet nun in fortwährendem Wechsel des Besitzers namenloses Leid. Zwar bestrebt sich der Mensch-Esel nach Möglichkeit Gutes zu thun, wie er z. B. ein geraubtes Mädchen den Räubern entführt, aber er wird meist von Menschen und Tieren gleich schlecht behandelt. Ein Bettelpriester, ein Bäcker, ein Soldat, ein Koch sind seine Herren, von denen der letzte auf den Einfall kommt, mit dem auffallend geschickten Tiere Geld zu verdienen. Als diesem aber eine Schändlichkeit zugemutet wird, entflieht es und erfährt im Traume, wie es die Erlösung finden kann. Es frisst am nächsten Morgen einem Priester während einer Prozession Rosen aus der Hand und steht nun entzaubert da. Aber dem Geprüften wird ein herrlicher Lohn zu teil; er hat durch die ausgestandenen Leiden die Sünden seiner Jugend abgebüsst und wird in den Dienst der Isis aufgenommen. So endet der lustige Schwank sehr feierlich und ernsthaft. Aber diese Erlebnisse des Erzählers, die in ihrem Ausgang fast an den modernen Bildungsroman (Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre) erinnern, sind nur der Rahmen für eine überquellende Fülle von allerlei Geschichten. Seltsame Zauber- und Spukgeschichten, Räubererlebnisse, freche Liebesabenteuer im Stile von Boccaccios Dekameron, Episoden voll zarter Poesie wechseln miteinander ab, sodass der Leser atemlos dem stofffreudigen Erzähler folgt. Wenn er uns zuruft: Lector, attende, laetaberis, so weiss der Schalk wohl, dass er zu spannen und fortzureissen versteht. Er erinnert in dieser Betonung des buntfarbigen Inhalts ohne Rücksicht auf Schönheit der Ausgestaltung an den modernen Roman mit seinen Spannungen und Verwicklungen, mit seiner Spekulation auf verbildete, der Aufregung bedürftige Leser. Und doch findet sich ein Abschnitt,

der zu dem Schönsten gehört, das uns die antike Poesie geschenkt hat, das anmutige Märchen von Amor und Psyche (4, 28—6, 24), das, ein Erbgut der indogermanischen Völker, von Raffael in den unsterblichen Fresken der Villa Farnesina in Rom verklärt ist. Ein unsäglicher Zauber liegt über dieser Dichtung, die der sittlichen Vertiefung nicht entbehrt. Selbst die geschmacklosen Zuthaten des Apulejus sowie sein manierierter Stil haben dem Reiz der Erzählung nicht Eintrag thun können. Denn hier, in der Form, liegt die Schwäche des Verfassers, der sich selbst als exotici atque forensis sermonis rudis locutor bezeichnet. Im fernen Afrika geboren, hat er in dem gefeiertsten Rhetor seiner Zeit, in Fronto, einen schlechten Berater und ein böses Vorbild gehabt. Die gekünstelte Bevorzugung des Altlateins, die ausgiebige Verwendung rhetorischer Kunstmittel und endlich die starke Beimischung provincieller Eigentümlichkeiten erzeugten bei ihm eine Stilmischung, die weder leicht verständlich, noch anmutig genannt werden kann. Prunkende Unnatur ist die Regel, Vermengung der verschiedensten Stilgattungen gilt als Vorzug. Immerhin wird man dem hochbegabten Erzähler Anerkennung nicht versagen können; war er doch seinen Zeitgenossen allen weit überlegen. Sein Stil begründete die afrikanische Latinität, die namentlich von den grossen Kirchenvätern weiter ausgebaut wurde. Die Gesamtwerke hat mit übergrosser Gründlichkeit Hildebrand herausgegeben, die Metamorphosen Eyssenhardt, die bella fabella von Cupido und Psyche O. Jahn.

Spätlinge nennt Ribbeck treffend die drei Dichter, die noch einmal die Weisen Virgils und Horazens im Geschmack ihrer Zeit nachbilden, Ausonius, Claudianus und Namatianus. Kulturhistorisch von der höchsten Wichtigkeit, legen sie laut Zeugnis ab für die nachhaltige Wirkung der klassischen Zeit. Ist auch der poetische Geist gering, so verdient doch die Sicherheit, mit der Vers und Sprache behandelt werden, aufrichtige Hochachtung. D. Magnus Ausonius (310—395), ein geborener Gallier, vertritt typisch seine Heimatprovinz, in der, wie nirgend anderswo, die römische Kultur festen Fuss gefasst hatte. Hier entwickelte sich eine blühende, wortfreudige Redeweise, die sich in zahlreichen

Prunkreden und Loyalitätsbezeugungen bekundete. Geboren zu Burdigala (Bordeaux), war er in seiner Heimat als Gymnasialprofessor, wie wir sagen würden, thätig, bis ihn Kaiser Valentinian I. 364 als Erzieher seines Sohnes Gratianus nach Trier berief, das damals eine der Residenzen des seit Constantinus geteilten Reiches war. Diese Vertrauensstellung trug dem ehrbegierigen Manne ausser andern Ehren das Konsulat 379 ein. Auch in den Feldzug begleitete er seinen Zögling. Nach dessen Tode zog er sich in die Heimat zurück, bis in sein hohes Alter litterarisch thätig. Unter seinen Freunden ragt der letzte bedeutende Redner Symmachus hervor. Während aber dieser hartnäckig bei dem alten Götterglauben verharrte, trat Ausonius am kaiserlichen Hofe zum Christentum über. Seine Schriftstellerei ist mannigfaltig genug, wenn auch nicht bedeutend. Die technische Geschicklichkeit verführt den Schulmann oft zu nichtigen Spielereien, wie denn ein Teil seiner „Gedichte" nur als Memorierverse für seinen Zögling anzusehen sind. Als Prosastück ragt die Ad Gratianum gratiarum actio durch Schmeichelei und Künstelei hervor. Von seinen metrischen Übungen mag folgendes genannt werden: Ephemeris, eine Einteilung des Tages in verschiedenen Massen, Versus rhopalici, sogenannte Keulenverse aus je fünf Worten, die immer um eine Silbe wachsen, Parentalia, Grabschriften, Commemoratio professorum Burdigalensium, Nekrologe seiner verstorbenen Kollegen, Epitaphia heroum, Ludus septem sapientum, ein dramatischer Versuch, De duodecim Caesaribus u. s. w. Auch frivole Epigramme und einen wenig ehrbaren Cento nuptialis, ein Mosaik aus Virgilstellen, verfasste der vielseitige Mann. Aber alles dies hätte seinen Ruhm nicht begründet, hätte er nicht das Idyll Mosella gedichtet, die Beschreibung einer Mosel- und Rheinreise, die eine Anzahl wohlgelungener Naturschilderungen aufweist. Die lachenden Ufer, das klare Wasser, die muntern Fische, die grünen Weinberge, das geschäftige Treiben der Winzer und Schiffer, alles das erinnert den sinnigen Naturfreund an die fröhlichen Ufer der heimischen Gironde, es mutet auch uns nach soviel Jahren freundlich an als erster Gruss an unsere herrlichen, sagenumwobenen Rheinlande. Immerhin ist es nur ein mässiges Talent, das sich hier und in andern Idyllen, so in dem Gesang

auf das Schwabenmädchen Bissula, bescheiden ausspricht, so gut es kann. Die Überlieferung der nicht umfangreichen Gedichte ist recht verworren; herausgegeben sind sie von Schenkl und Peiper.

Höher an dichterischer Begabung steht zweifellos Claudius Claudianus (um 350—405), auch ein Ausländer. Geboren in Paphlagonien, ansässig in Alexandria, kam er 395 an den Hof des weströmischen Kaisers Honorius nach Rom, wo er sich an den eigentlichen Leiter des Staates, den klugen und thatkräftigen Stilicho, eng anschloss. Demgemäss nahm seine Poesie, wie die des Ausonius und weiland des Statius, vielfach den Charakter des Hoftons an. Zahlreich sind die Gedichte, mit denen er die zeitgenössischen Ereignisse, grosse und kleine, begleitet, zahlreich namentlich die Lob- und Schimpflieder, die er teils seinen Gönnern, teils seinen und des Reiches Feinden singt. Aber schon in diesen meist minderwertigen Schöpfungen beweist er eine für diese Zeiten erstaunliche Herrschaft über Vers und Sprache, die er beide fast ganz rein nach den besten Mustern behandelt. Indessen entfaltet sich sein schönes Talent erst da zur vollen Blüte, wo er ohne tendenziöse Absicht nur seinem Genius folgt. Nicht unwert der grossen Vorbilder, schliesst er mit Ehren die Reihe der mit Ennius anhebenden Epiker grossen Stils. Wir nennen zunächst einige Werke der ersten Gattung. Mit Vorliebe feiert Claudian die Konsulate seiner Gönner, zumal des Kaisers selbst, höchst pomphaft und unter ausgiebiger Verwendung des mythologischen Apparats; denn er war Heide. So preist er das Konsulat der Brüder Olybrius und Probinus, des Honorius, des Stilicho, indem er seine Helden bis zu den Sternen erhebt. Diesen poetischen Panegyrici gegenüber stehen die Scheltgedichte auf Rufinus und Eutropius, die Minister des oströmischen Reiches, von denen er namentlich den letztern, einen Eunuchen, mit einer grausigen Flut von Schmähreden überschüttet. Etwas höher stehen die Epithalamien, Hochzeitslieder, so das auf die Vermählung des Kaisers mit Maria, der Tochter Stilichos, ein wirklich anmutiges Gedicht, in dem Venus und Amor nach bekannten Mustern ihre herkömmlichen Rollen liebenswürdig spielen. Ein Zeitereignis schildert das bellum Gildonicum, den Krieg gegen

den aufständischen Maurenhäuptling Gildo, den Stilicho siegreich beendete. Aber wirkliche Poesie sind ausser der trümmerhaften Gigantomachie die 3 Bücher De raptu Proserpinae, leider nicht vollendet. Vielleicht im Anschluss an ein griechisches Original, jedenfalls in Übereinstimmung mit Ovids Metamorphosen, wird uns der Anschlag des Pluto auf Proserpina und seine Ausführung erzählt. Vergebens verbirgt die ängstlich besorgte Mutter ihr frisch aufblühendes Kind auf den Fluren Siciliens. Juppiter selbst und Venus stehen dem Räuber bei; sie locken die Jungfrau nach Entfernung der Mutter auf eine blumige Wiese, wo sich nun das Schreckliche vollzieht. Furchtbar wird das Erscheinen des dunklen Gottes geschildert, herzzerreissend das Klagen des unglücklichen Mädchens, düster, aber mild versöhnend der Empfang in der Unterwelt und der Vollzug des Ehebündnisses. Nicht minder ergreifend stellt uns der Dichter die klagend suchende Mutter vor Augen, die alle Spuren der Geraubten verfolgt und schliesslich des Ätna Flammensäule anzündet, um ihre Nachforschungen zu unterstützen. Hier endet das schöne Gedicht, das zu den besten Erzeugnissen des Altertums zählt. Claudian fand schon bei Lebzeiten volle Anerkennung. Die Kaiser Honorius und Arcadius errichteten ihm auf dem Trajansforum eine Bildsäule mit der etwas überschwenglichen Inschrift:

Εἰν ἑνὶ Βιργιλίοιο νόον καὶ μοῦσαν Ὁμήρου
Κλαυδιανὸν Ῥώμη καὶ βασιλῆς ἔθεσαν. *)

Die Gedichte Claudians sind von Jeep und neuerdings von Birt herausgegeben worden. Manches muss als unecht ausgeschieden werden, so das Gedicht vom Vogel Phönix, das meistens dem Kirchenvater Lactantius zugeschrieben wird.

Den letzten Dichtergruss sandte der Herrin Rom Rutilius Claudius Namatianus 416 in seinen 2 Büchern De reditu suo, die in elegischem Versmass der Welthauptstadt die Verehrung des geborenen Galliers bezeugen und seine Seereise nach der Heimat anmutig erzählen. Traurig waren die Zeiten, schon hatte der Westgote Alarich Rom mit stürmender Hand genommen,

*) Einer vereinte den Geist des Virgil und die Kunst des Homerus;
Das war Claudian, den Rom und seine Herrscher geehrt.

Einfälle der Goten riefen auch den vornehmen Mann, der Stadtpräfekt gewesen war, in die Heimat zurück. Und doch singt er:

Exaudi, regina tui pulcherrima mundi,
Inter sidereos Roma recepta polos;
Obruerint citius scelerata oblivia solem,
Quam tuus ex nostro corde recedat honos.*)

Wunderbar berührt uns inmitten der einreissenden Verwilderung nicht nur das poetische Feingefühl des Dichters, sondern auch seine alles Beifalls würdige Herrschaft über Sprache und Vers. Klangvoll rollen die Distichen dahin, sauber und sprachrichtig ist der Ausdruck. Der Inhalt ist reich an kulturgeschichtlichem Detail, sodass wir die trümmerhafte Überlieferung zumal des 2. Buches aufrichtig bedauern. Das Gedicht ist von L. Müller herausgegeben.

Mit diesem letzten Nachhall schliessen wir nach Ribbecks Vorgang die Geschichte der römischen Poesie und wenden uns der Prosa zu, und zwar der Geschichtsschreibung, die zu Anfang und am Ende dieses Abschnitts je einen hervorragenden Vertreter zählt, während die übrigen Schriftsteller sich darauf beschränken, die Werke einer grösseren Zeit in magere Auszüge zusammenzuziehen oder ihre Zeitgeschichte in unbeholfener Darstellung zu erzählen.

In C. Suetonius Tranquillus (um 75—160) schien Varros umfassende Gelehrsamkeit und vielseitige Schriftstellerei wieder aufgelebt zu sein. Sein Jugendfreund, der jüngere Plinius, rühmt den rechtschaffenen, ehrenwerten, hochgebildeten Mann, den er daher zum Lebensgenossen sich erkoren habe. Er erbat für den kinderlosen Freund das jus trium liberorum, das ihn von den auf Kinderlosigkeit gesetzten Strafen entband. Sueton war lange als Sachwalter thätig, bis ihn der Kaiser Hadrian zu seinem Geheimsekretär (ab epistolis) erhob. Aus dieser hohen Stellung wurde er in Ungnade entlassen, weil er in Abwesenheit des Herrschers sich unehrerbietig gegen die Kaiserin Sabina benommen hatte. Er ergab sich nunmehr ausschliesslich der schrift-

*) Höre, herrlichste Kön'gin der Welt, die dein Eigen du nennest,
Rom, das schon seinen Platz hat in der Sternenwelt;
Eher vermöchte die Sonne verruchtes Vergessen verdunkeln,
Eh' das Herz uns verlernt, ehrend dich anzuschaun.

stellerischen Thätigkeit, die Geschichte und Altertümer, Grammatik und Naturwissenschaften umfasste und nicht bloss der lateinischen, sondern auch der griechischen Sprache sich bediente. Er kann gar nicht besser charakterisiert werden, als es von Plinius geschehen ist: scholasticus, Stubengelehrter. Ein nüchterner Aktenmensch, hat er eine Fülle von Thatsachen in seinen Schriften aufgespeichert, ohne auf kunstmässige Bearbeitung Bedacht zu nehmen, wahrheitsliebend, aber dem pikanten Klatsche zugeneigt, leidlich einfach in seiner Ausdrucksweise, wenn auch in seiner geschäftsmässigen Kürze nicht immer leicht verständlich. Erhalten ist uns nahezu vollständig sein wichtiges Werk 8 Bücher De vita Caesarum, das er 120 dem damaligen Gardekommandanten C. Septicius Clarus gewidmet hat. Es umfasst die Biographieen der ersten 12 Kaiser, von denen die Herrscher des Jahres 69 nur ein Buch ausfüllen. Ohne Zweifel hat Sueton vorzügliche Quellen benutzt, da die Fülle der Thatsachen und Citate erstaunlich ist; auch hat er nie bewusst die Wahrheit gebeugt. Trotzdem ist es nicht geraten, sich der Kritik zu begeben, da der subalterne Geist des Verfassers mit Vorliebe der zu allen Zeiten geschäftigen chronique scandaleuse der Hofkreise Beachtung geschenkt hat. Ein gut Teil seiner Anekdoten ist teils unzureichend begründet, teils bedeutungslos für die Beurteilung geschichtlicher Persönlichkeiten. Ein noch schlimmerer Fehler ist die Disposition, die er durchweg in seiner biographischen Darstellung beachtet hat. Mit souveräner Verachtung der Chronologie werden ganz äusserliche Schemata zu Grunde gelegt und der Reihe nach abgehandelt: die Vorgeschichte des Helden, seine Regierungsthätigkeit, Gestalt, Haltung, Lebensweise, Charakter, Friedens- und Kriegsthaten, Tod, Bestattung, Nachruf. Nach diesen sehr wenig befriedigenden Gesichtspunkten sichtet er das mit grossem Fleisse zusammengetragene Material und trägt es schmucklos und sachlich vor, ohne sein eigenes Urteil zu offenbaren. Daher liegt ihm auch der Gedanke einer psychologischen Analyse seiner Helden sehr fern. Es giebt keinen grössern Unterschied, als den zwischen dem Gelehrten Sueton und dem Künstler Tacitus; dort nur Inhalt, Stoff, Thatsachen, hier Form, Kunstwerk, Gedanken. Immerhin sind uns die Nachrichten des fleissigen Gelehrten, der in seiner

Stofffreudigkeit an Auswüchse des modernen Quellenstudiums erinnert, überaus wichtig. Das nur im Anfang unvollständige Werk ist vor allem durch den codex Memmianus in Paris erhalten und von Roth musterhaft herausgegeben, die Fragmente der zertrümmerten Werke auch von Reifferscheid. Unter diesen ragen besonders die hervor, die aus der Schrift De viris illustribus stammen, welche in die Unterabteilungen De poetis, oratoribus, historicis, philosophis, grammaticis, rhetoribus zerfiel und sich auf die römische Litteratur beschränkte. Auch hier schöpfte Sueton aus guten Quellen, vor allem aus Varro und Fenestella. Wertvolle Überreste der ersten Abschnitte hat uns der Kirchenvater Hieronymus in seiner Bearbeitung der Chronik des Eusebius erhalten; ein Teil davon ist auch in die codices der Dichter übergegangen, so die Viten des Terenz und Horaz, zum Teil auch des Virgil und Lucan. In grösserem Umfang sind uns die Abschnitte über die Grammatiker und Rhetoren durch dieselbe Handschrift gerettet worden, die auch den Dialogus und die Germania des Tacitus enthält. Überaus wichtig sind namentlich die 24 Kapitel de grammaticis mit allerhand poetischen Citaten. Hier, wo es sich nicht um historische Personen handelt, ist der unermüdliche Sammler noch mehr am Platze. Ein anderes grosses Unternehmen war Prata betitelt, womit man ein Sammelwerk zu bezeichnen pflegte; es enthielt sprachliche und naturwissenschaftliche Notizen; auf dies Buch gehen wohl Teile einer uns erhaltenen Synonymik (differentiae sermonum) zurück. Andere Titel, von denen der griechische Lexikograph Suidas 10 aufzählt, übergehen wir hier.

Viel tiefer stehen die Epitomatoren, von denen die drei wichtigeren aufgezählt werden mögen. Unter dem Namen des Florus besitzen wir 2 Bücher Bellorum omnium annorum septingentorum, einen unter Hadrian angefertigten Auszug aus Livius' grossem Werke nicht ohne Ergänzung aus andern Schriftstellern. Der Verfasser schreibt nonnihil ad admirationem principis populi collaturus, also mit patriotischer Tendenz. Er vergleicht die Entwicklung seines Volkes dem Leben eines Menschen und unterscheidet danach vier Altersstufen. Das Werk ist ganz interessant geschrieben, obgleich der Inhalt vielfach der Be-

richtigung und die Form der Feile bedurft hätte; so hat man beobachtet, dass die Konjunktion quasi 125 Mal gebraucht wird. Die Darstellung ist die übliche, rhetorisch und moralisierend. Mit diesem Historiker identificiert man jetzt gewöhnlich den Dichter P. Annius Florus, von dem wir allerhand Kleinigkeiten haben, so die mit Kaiser Hadrian gewechselten Spottverse (bei Spart. Hadr. 16). Als der Dichter seinen hohen Gönner anredete:

Ego nolo Caesar esse,
Amblare per Britannos, —
Scythicas pati pruinas,*)

antwortete der Kaiser schlagfertig:

Ego nolo Florus esse,
Amblare per tabernas,
Latitare per popinas,
Culices pati rotundos.**)

Bekanntlich nimmt Goethe im Anfang seiner Römischen Elegieen auf diesen lustigen Wettstreit Bezug. Ein anderer Auszug sind die Caesares, die Aurelius Victor 360 bis auf Constantius herabführte. Von dieser Kaisergeschichte sind zu unterscheiden drei andere kleinere Schriften, die mit Unrecht demselben Verfasser zugeschrieben werden: Libellus de vita et moribus imperatorum breviatus ex libris Sex. Aurelii Victoris a Caesare Aug. usque ad Theodosium, eine selbständige Schrift, die nur teilweise mit den Caesares übereinstimmt; De viris illustribus urbis Romae mit wichtigen Angaben; Origo gentis Romanae, ein schwächliches Machwerk. Endlich sei des Breviarium ab urbe condita in 10 Büchern gedacht, das Eutropius unter Kaiser Valens abfasste. Die schlichte, verständige Darstellung hat dem Büchlein grosse Verbreitung bis in die neueste Zeit erworben. Herausgegeben ist es von H. Droysen, die vier dem Aurelius Victor

*) Ich möcht' nicht Cäsar heissen,
Nicht durch Britannien schweifen,
Nicht scythschen Reif ertragen.

**) Ich möcht' nicht Florus heissen,
Nicht durch die Kneipen schweifen,
Nicht in Garküchen stecken,
Nicht runde Wanzen ertragen.

zugeschriebenen Schriften von Schröter, Florus von O. Jahn und Halm.

Noch tiefer an Geschmack und Einsicht stehen die scriptores historiae Augustae, sechs Schriftsteller, die teils unter Diocletian, teils unter Constantin die Kaisergeschichte von Hadrian bis Numerian (117—284) erzählten, wovon der Bericht über die Jahre 244—260 unvollständig erhalten ist. Es sind Älius Spartianus, Julius Capitolinus, Vulcacius Gallicanus, Trebellius Pollio, Flavius Vopiscus und Älius Lampridius, sehr mittelmässige Geister, die sich über den Standpunkt eines korrekten Hofbediensteten nicht erheben und die Kleinlichkeiten des grossstädtischen Klatsches mit Behagen breittreten, ohne durch gewandte Darstellung für die Dürftigkeit des Inhalts zu entschädigen. Ihre wichtigste Quelle ist das für uns verlorene Werk des Marius Maximus. Sie sind am besten von Peter herausgegeben worden.

Um so höher erhebt sich unter diesen subalternen Höflingen der letzte römische Historiker, Ammianus Marcellinus (um 330—400), von dessen grossem, die Kaisergeschichte von Nerva bis Valens behandelndem Werke Rerum gestarum libri die Bücher 14—31 (353—378) erhalten sind. Griechischer Abstammung, trat er früh in das römische Heer ein und kämpfte gegen Germanen und Perser, besonders unter Kaiser Julian, den er hoch verehrte, wie er denn auch sich mit ihm zum alten Götterglauben bekannte. In seiner Musse beschloss er das Werk des Tacitus fortzusetzen und erwies sich seines grossen Vorbildes nicht unwürdig, was Gesinnung und Urteil anbetrifft. Es ist ein ehrlicher, kerniger Kriegsmann, der zu uns spricht, ohne Furcht und Tadel, dem aber feine Bildung und stilistische Gewandtheit fremd sind. Erst spät hat er sich mit Gelehrsamkeit abgegeben, deren Früchte er in zahlreichen Exkursen zu Markte bringt. Was ihm nicht glückte, ist die Herrschaft über den Ausdruck, der bald gekünstelt, bald unlateinisch ist. Die Lektüre wird dadurch sehr erschwert, was um so mehr zu bedauern ist, als Ammianus genug des Interessanten zu erzählen hat und überall ein verständiges, gerechtes Urteil kundgiebt. Selbst den Christen gegenüber ist er billig und tadelt ihre Verfolgungen. Seine Liebe gilt natürlich der guten, alten Zeit, während er von der seinigen

sehr wenig entzückt ist. Hübsch ist der Schluss: Haec ut miles quondam et Graecus, a principatu Caesaris Nervae exorsus ad usque Valentis interitum pro virium explicavi mensura, opus veritatem professum nunquam, ut arbitror, sciens silentio ausus corrumpere vel mendacio.*) Wir scheiden mit Teilnahme von dem wackern Manne, dessen ernstes Werk nicht viele Leser fand. Die Ausgaben von Eyssenhardt und Gardthausen sind die besten.

Der Verfall der Beredsamkeit trat bereits im vorigen Abschnitt ein, obgleich der verständige Quintilian unablässig auf die Vorbilder der klassischen Zeit im Gegensatz zu dem kapriziösen Stil seiner Zeitgenossen hingewiesen hatte. Seneca trug trotzdem den Sieg über Cicero davon. Nun wurde es gar noch schlimmer. Zwar fand Seneca keine Verehrer mehr, aber der Ersatz, den man bot, war bedenklicher. Die tonangebende Persönlichkeit des zweiten Jahrhunderts war M. Cornelius Fronto (um 100—175) aus Cirta, ein höchst ehrenwerter Mann, aber ein vollendeter Pedant, der in seinem Unverstande wie kein anderer dazu beigetragen hat, die Litteratur vollständig zu verwüsten und den Geschmack zu verderben. Das Unglück wollte, dass er von seiner einflussreichen Stellung aus einen massgebenden Einfluss auf die jungen Talente gewann. Als beliebter Sachwalter erwarb er sich das Vertrauen der Kaiser Hadrian und Antoninus und wurde nicht nur mit hohen Ämtern, sondern auch mit der Erziehung der beiden Prinzen, des M. Aurel und des Verus, betraut. Er hatte gewiss die besten Absichten, und es ist rührend, zu beobachten, mit wie zärtlicher Liebe er an seinen erlauchten Schülern und diese an ihm hingen. Aber es fehlte ihm jeglicher Geschmack und Geist. Er ist der Vater der archaisierenden Richtung, die anstatt des Cicero den Cato, anstatt des Horaz den Lucilius, anstatt des Virgil den Ennius las und bewunderte. Es war selbstverständlich, dass eine derartige Rückwärtsbewegung die grösste Verwirrung in den Köpfen anrichtete und namentlich eine seltsame

*) Dies habe ich als alter Soldat und Grieche von der Regierung des Kaisers Nerva bis zum Untergange des Valens nach dem Masse meiner Kräfte geschildert: ein Werk, das die Wahrheit bekennt, und das ich nie, glaube ich, bewusst durch Verschweigen oder durch Lügen zu entstellen gewagt habe.

Sprachmischung erzeugte; massenhaft wurden abgelebte, seltene Formen und Wendungen wieder galvanisiert. Eine ganze Schule, die Frontonianer, nannte sich mit Stolz nach ihrem Meister; wir haben einen von diesen bereits kennen gelernt, der wenigstens ein achtbares Talent besass, Apulejus. Von Fronto ist die afrikanische Latinität abzuleiten, die in ungesundem Schwulst und üppiger Phantastik ihr Genügen fand. Wir sind über ihn erst gründlicher unterrichtet, seitdem der Kardinal Angelo Mai einige umfangreichere Bruchstücke seiner Schriften in der Ambrosiana zu Mailand aufgefunden hat, während andere im Vatikan bereits entdeckt waren, auch diese mit vielen Lücken. Sie sind von Niebuhr herausgegeben worden. Folgendes mag davon wenigstens genannt werden: 5 Bücher Briefwechsel mit M. Aurel als Thronfolger, ebenso viel mit demselben nach seiner Thronbesteigung, 2 Bücher an Verus, 1 an Antoninus, 2 an Freunde, auch einiges in griechischer Sprache. Dazu kommen die Trümmer von Abhandlungen De eloquentia, De bello Parthico, De orationibus, De feriis Alsiensibus, De nepote amisso u. a. Selbst so abgeschmackte Stoffe, wie Laudes fumi et pulveris und Laudes neglegentiae, finden sich. Der geistige Ertrag aller dieser Schriften ist unglaublich gering. Sein gelehrter Herausgeber versichert mit Recht, dass Fronto fast nichts zur Erkenntnis seiner Zeit oder seiner Zeitgenossen beitrage und dass man an seinem Stil auch keine Freude haben könne. Der Inhalt verrät eine kleinlich-peinliche Gelehrsamkeit, die Form eine gekünstelte, Griechisch und Lateinisch, Altes und Neues durcheinander mengende Rhetorik.

Der afrikanischen trat im dritten Jahrhundert zur Seite die gallische Latinität, als deren Vertreter wir bereits den Dichter Ausonius kennen gelernt haben; weniger schwülstig, ist sie doch nicht minder wortreich und gedankenarm. Sie bethätigte sich namentlich in prunkvollen Festreden, die immer mehr aufkamen, seit Kaiser Diocletian das orientalische Hofceremoniell eingeführt hatte. Wir besitzen noch heute 12 solcher Panegyrici, die der bereits gewürdigten Lobrede des jüngern Plinius auf Trajan nacheiferten. Der letzte bedeutende Redner, der eine ehrenvolle Erwähnung verdient, ist Qu. Aurelius Symmachus (um 345 bis 405), ein vornehmer, charakterfester Mann, der trotz seiner hohen Stellung als Stadtkommandant mutig für seine Überzeugung in

die Schranken trat. Wir besitzen von ihm 3 Lobreden in Trümmern, Reste von 5 Senatsreden, 49 Berichte an den Kaiser und Briefe, ursprünglich in 10 Büchern. Sehr bedeutend sind seine Werke nicht, doch ist ihr Stil noch verhältnismässig rein, wenn man von modernen Neubildungen absieht. Am meisten gefallen uns seine relationes, amtliche Berichte, von denen der 3. um die Erhaltung des Altars der Victoria im Senate bittet. Es ist ein tief ergreifender Klageruf des untergehenden Heidentums, ein wehmütiger Rückblick auf die grosse Vergangenheit, dabei massvoll und verständig, ein Plaidoyer für Gewissensfreiheit. Nicht ohne Eindruck bleiben die Worte: Quid interest, qua quisque prudentia verum requirat? Uno itinere non potest perveniri ad tam grande secretum. Sed otiosorum disputatio est haec. Nunc preces, non certamen afferimus.*) In so kurzen, einfachen Sätzen bewegt sich die Rede des letzten römischen Redners, der in dem Kirchenvater Ambrosius einen heftigen Gegner fand. Die Gesamtwerke sind von Seeck herausgegeben.

Auch die Philosophie, die von den Römern im ganzen nicht eifrig gepflegt ist, fand noch einmal einen würdigen Vertreter in Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius (um 480—524), der anfangs die Gunst des Ostgotenkönigs Theodorich besass, später aber, wegen seiner Freimütigkeit verdächtigt, gefangen gesetzt und nach einer höchst ungerechten Verurteilung mit seinem Schwiegervater Symmachus (der aber nicht mit dem vorigen identisch ist) unter grausamen Martern hingerichtet wurde. In der Gefangenschaft verfasste er die 5 Bücher De consolatione, ein nach Form und Inhalt vortreffliches Buch. Nachdem er am Anfang seine Klagen im elegischen Mass ergossen hat, erscheint ihm die Philosophie, um ihn zu trösten; es sind also rein philosophische, nicht religiöse Gedanken, die in Form eines Dialoges erörtert werden, ohne Beziehung auf das Christentum, zu dem sich Boethius äusserlich bekannte. Auch sonst werden Verse in mannigfachen Metren eingestreut, so dass die Schrift der me-

*) Was liegt daran, welcher Art die Weisheit ist, durch die ein jeder nach dem Wahren sucht? Auf nur einem Wege kann man nicht in ein so grossartiges Geheimnis eindringen. Aber Müssige mögen das erörtern. Jetzt bringen wir Bitten, nicht Streit.

nippeischen Satire ähnelt, wie wir sie bei Varro und Petron kennen gelernt haben. Die Sprache ist nicht frei von den Fehlern der Zeit, aber immerhin gut lesbar. Ausserdem hat Boethius noch zahlreiche andere Schriften verfasst, die der Erhaltung und Verbreitung der ererbten Bildung dienten, so einen Kommentar zu Ciceros Topica, zu Aristoteles' Organon u. a. Besonders seine logischen Schriften haben für das Mittelalter grosse Bedeutung gewonnen, da dieses aus ihm seine Kenntnis der grossen Errungenschaften der Vergangenheit schöpfte. Die Autorschaft der unter seinem Namen überlieferten theologischen Schriften, z. B. De sancta trinitate u. a., ist zum mindesten zweifelhaft. Herausgegeben ist seine philosophische Hauptschrift von Peiper.

Während die kunstmässige Prosa immer tiefer sank, blühte die eigentliche Fachwissenschaft, die praktischen Lebenszwecken diente, kräftig auf, so ganz besonders die Rechtswissenschaft, die von je her einer liebevollen Pflege in Rom sich erfreute. Es ist die eingehende Darstellung dieser fachwissenschaftlichen Schriftstellerei Aufgabe der römischen Rechtsgeschichte; hier mag ein Überblick ein annäherndes Bild von der Entwicklung einer Wissenschaft geben, die noch heute die Grundlage unseres bürgerlichen Rechtes ist. Von abschliessender Bedeutung war das edictum perpetuum, das auf Befehl Hadrians Salvius Julianus auf Grund der früher regelmässig von den Prätoren veröffentlichten Edikte zusammenstellte, der Anfang eines förmlichen Gesetzbuches aus dem Jahre 131. Unter demselben Kaiser schrieb S. Pomponius eine Rechtsgeschichte, die durch ihre nachmalige Aufnahme in die Sammlung der Digesten für uns wichtig geworden ist. Hochberühmt sind die 4 Bücher Institutionum des Gajus (um 110—180), eine Einführung in die Rechtswissenschaft, die sich durch Klarheit der Gedanken und Anmut der Darstellung auszeichnet. Die lange verlorene Schrift wurde von dem grossen Historiker Niebuhr in dem codex Veronensis, einem Palimpsest, 1816 wieder aufgefunden und von Göschen, Böcking, zuletzt von Studemund herausgegeben. Die sämtlichen Überbleibsel der ältern Jurisprudenz findet man in Huschkes Iurisprudentiae anteiustinianeae reliquiae. Nicht nur ein grosser Gelehrter und hoher Beamter, sondern auch ein charakterfester Mann war

Ämilius Papinianus, der, dem Kaiser Septimius Severus befreundet, unter dessen unwürdigem Sohn den Tod fand. Er schrieb 37 Bücher Quaestiones und 19 Bücher Responsa, alles Vorarbeiten für das spätere grosse Gesetzgebungswerk. Etwas jünger war Domitius Ulpianus, der in 81 Büchern Ad edictum praetoris alle Edikte und Formeln sammelte und erläuterte, ein fleissiger und scharfsinniger Gelehrter, der gleichfalls von Mörderhand getroffen wurde. Denselben Titel hatte das Hauptwerk des Julius Paulus, der unter Alexander Severus praefectus praetorio war; besonders geschätzt war der knappe Auszug Sententiarum ad filium libri 5, ein praktisches Handbuch. Endlich erlahmte auch hier die Produktion, und die Notwendigkeit einer Zusammenfassung machte sich bei der Fülle der Einzelbestimmungen fühlbar. Zuerst erfolgte diese unter Diocletian im codex Gregorianus, der später im codex Hermogenianus ergänzt wurde; beide sind zum Teil in den spätern Rechtsbüchern erhalten. Dazu trat 438 der codex Theodosianus, der die seit Constantin erlassenen Verfügungen enthielt. Die Krönung des Gebäudes erfolgte 534 unter Kaiser Justinian in dem Corpus juris, das ein Ausschuss unter dem Vorsitz des gelehrten Tribonianus zusammenstellte. Die einzelnen Teile des gewaltigen Werkes sind: der codex Iustinianus in 12 Büchern, eine Sammlung der kaiserlichen Verordnungen in Auswahl, die Digesta in 50 Büchern, Auszüge aus dem jus vetus, dem Juristenrecht, Institutiones in 4 Büchern, ein einführendes Hand- und Lehrbuch, und Novellae, Nachträge, meist in griechischer Sprache. Durch dieses einzigartige Gesetzwerk ist eine feste Grundlage für die Entwicklung der Rechtswissenschaft gegeben und zugleich die Erhaltung der früheren Werke gesichert. Es ist von Krüger, Mommsen und Schöll musterhaft herausgegeben worden.

Nicht minder fleissig wurde in diesen späteren Zeiten die Philologie angebaut, doch entsprach die Qualität nicht immer der Quantität. Fleissige Gelehrte nach Art des Fronto sammelten und zogen aus, aber oft ohne Urteil und Geschmack. Die Freude am Stoff, die schon bei Varro und vor allem bei Sueton sich zeigte, nimmt beängstigend zu. Für uns sind diese encyklopädischen Sammler durch den Inhalt ihrer gewaltigen Notizbücher

wichtig, da wir ihnen oft allein die Kenntnis älterer Schriftsteller durch ihre Citate verdanken. Es sind, wie man scharf, aber treffend gesagt hat, Widder mit goldenen Vliessen. Höher stehen andere Gelehrte, die sich entweder mit der Abfassung von Lehrbüchern oder mit der Erklärung der Schriftsteller abgaben. Wir besprechen kurz erst die Sammler, dann die Erklärer.

Unter M. Aurel verfasste A. Gellius seine 20 Bücher Noctes Atticae, die mit Ausnahme des 8. uns erhalten sind. Ohne jegliche Ordnung, wie er selbst in der Einleitung bekennt, hat er die Früchte seiner umfassenden Lektüre an einander gereiht und diese Sammlungen, weil er sie in langen Winternächten auf attischem Boden angelegt hat, danach benannt. Es ist die Arbeit eines geistlosen Pedanten, der immer nur gelehrten Stoff aufzuhäufen sich bemüht hat, ohne ihn zu verarbeiten, dem Wagner Goethes zu vergleichen. Trotzdem ist das seltsame Werk uns hochwichtig durch die Fülle der Citate, die uns die teilweise Kenntnis von Schriftstellern ermöglichen, deren Bücher uns verloren gegangen sind. Philologisches und Juristisches, Litteratur und Geschichte, alles wird durcheinander geworfen; auch fehlt jegliche Feile der Darstellung. Auf derselben Höhe steht Nonius Marcellus (um 300), der eine Compendiosa doctrina ad filium in lexikalischer Form abfasste, von der die ersten 12 Kapitel sprachliche, die andern 8 sachliche Erklärungen von selteneren Ausdrücken namentlich älterer Schriftsteller bieten. Auch dieser Sammler ist uns durch seine Citate wichtig; beruht doch unsere ganze Kenntnis des Lucilius hauptsächlich auf seinen Anführungen. Hierher gehört ferner Macrobius Theodosius (um 400), von dem wir noch 7 Bücher Conviviorum Saturnaliorum und 2 Bücher Commentariorum in somnium Scipionis besitzen. Das erstere Werk enthält allerlei Lesefrüchte, besonders aus Virgil, die der Verfasser in Form einer Tischunterhaltung zwischen namhaften Gelehrten seiner Zeit zusammengestellt hat. Der Inhalt ist sehr buntfarbig. Bedeutender ist die andere Schrift, aber nicht durch sich selbst, sondern durch die glückliche Erhaltung eines der schönsten Werke aus Ciceros Feder, dessen wir seiner Zeit Erwähnung gethan haben. Es ist der wirkungsvolle Schluss der Bücher De republica. Die Reihe fleissiger, aber geistloser Sammler

mag Martianus Capella (um 430) beschliessen, der 9 Bücher De nuptiis Philologiae et Mercurii geschrieben hat, eine Encyklopädie der gangbaren Wissenschaften in seltsamer, abgeschmackter Einkleidung. Nachdem in den ersten 2 Büchern die allegorische Vermählung des Mercur mit der Philologie in entsetzlichem Wortschwall erzählt ist, erscheinen die einzelnen Wissenschaften und bringen, je eine für jedes Buch, ihre Gaben; d. h. es wird eine höchst trockene Übersicht über die einzelnen Fächer geboten. Es sind der Reihe nach die Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik. Die Form ist die der sog. menippeischen Satire, Verse mit Prosa vermengt. In diesem dürftigen Auszuge ging die Wissenschaft des klassischen Altertums auf das Mittelalter über, das die 7 freien Künste als Trivium und Quadrivium hochhielt. Nächst Boethius hat kein Schriftsteller der sinkenden Latinität ein so hohes Ansehen in der Folgezeit gehabt, wie Martianus Capella. Um so nachdrücklicher wurde er aus seiner leitenden Stellung verdrängt, als man am Ausgang des Mittelalters zu den Quellen zurückkehrte. Et habent sua fata libelli. Die in den genannten Werken aufgespeicherten Schätze sind namentlich durch deutsche Gelehrsamkeit neuerdings nutzbar gemacht worden; so Gellius durch Hertz, Nonius durch L. Müller, Macrobius und Martian durch Eyssenhardt.

Wir wenden uns nunmehr zu den eigentlichen Grammatikern und Erklärern der älteren Schriftsteller, die hoch über den Sammlern stehen. Wenn wir von minder wichtigen Namen und Schriften absehen, so verdient zuerst der Erklärer des Horaz Pomponius Porphyrio (um 200)' eine ehrenvolle Erwähnung. Die uns erhaltenen Scholien zeichnen sich durch reichen Inhalt und treffendes Urteil aus. Die unter dem Namen des Acro überlieferten sind untergeschoben und unbedeutend. Eine Metrik ist uns erhalten von Marius Victorinus (um 350), eine Grammatik von seinem Zeitgenossen Älius Donatus, aus dessen vortrefflichem Kommentar zu Terenz und Virgil uns wertvolle Anführungen durch jüngere Scholiasten überliefert sind. Die Ars des Donat hat während des Mittelalters, ja bis in unser Jahrhundert hinein durch verkürzte Auszüge sich erhalten, sodass die Bezeichnung

grammatischer Fehler als „Donatschnitzer“ lange üblich gewesen ist. Bedeutende Grammatiker waren die Zeitgenossen Charisius und Diomedes (um 380), deren Werke uns zum guten Teil erhalten sind. Sehr verdienstvoll ist der noch heute vorhandene, oft citierte Kommentar des Servius (um 390) zum Virgil, namentlich durch gelehrte Sacherklärungen. Geringer sind die Interpretationes des Claudius Donatus zu demselben Dichter. Der bedeutendste aller römischen Grammatiker ist Priscianus (um 500), dessen 18 Bücher Institutionum grammaticarum ein vollständiges Lehrsystem der lateinischen Sprache mit einer reichen Fülle von Überlieferungen, namentlich aus der älteren Latinität, darbieten. Es war dies das grundlegende Werk für die Wissenschaft des Mittelalters, hat aber auch für uns noch volle Geltung, insofern der äussere Aufbau und die Terminologie aus ihm in unsere Grammatiken übernommen sind. Die lateinischen Grammatiker sind von Keil musterhaft bearbeitet und herausgegeben worden.

Bei den übrigen Fachschriftstellern können wir uns noch kürzer fassen, da keiner von ihnen auf wissenschaftliche Selbständigkeit Anspruch macht. Sie haben im besten Fall das reiche Erbe einer grösseren Vergangenheit erhalten, meist aber es stark zusammengezogen. Über Geographie schriftstellerte im Anschluss an den ältern Plinius C. Julius Solinus, dessen Collectanea rerum memorabilium auch Historisches umfassen. Wichtiger sind die in den spätern Zeiten angefertigten Itineraria, Reichskursbücher, die uns über Strassenverbindungen und Topographie unterrichten. Die Astronomie behandelte Firmicus Maternus in 8 Büchern Matheseos, der von seinem christlichen Namensvetter, einem energischen Bekämpfer des Heidentums, zu unterscheiden ist. Militärisches schrieb Flavius Vegetius in seinen 4 Büchern Epitome rei militaris nach Art des Frontinus. Die Medizin fand einen litterarischen Vertreter in Cälius Aurelianus, die Landwirtschaft in Gargilius Martialis und Palladius. Andere Schriftsteller, welche die Wissenschaft des absterbenden Heidentums in eine neue Zeit überführten, übergehen wir billig.

Zum Schluss sei noch mit einem Worte der christlichen Litteratur gedacht, deren eingehende Würdigung der Kirchengeschichte überlassen werden muss. Die Schriftstellerei der

Kirchenväter, die sog. patristische Litteratur, giebt dem Umschwung der Zeiten seine besondere Signatur. Anfangs in den Formen der Überlieferung, wirft sie bald jede Rücksicht auf Formvollendung bei Seite und dient nur der mit ganzer Hingebung verfochtenen Sache; sie verhält sich zuerst mehr verteidigend, apologetisch, bald angreifend und entwickelt je länger je mehr die Lehre und Verfassung der Kirche. In gutem Latein verteidigte Minucius Felix (um 200) durch seinen Dialog Octavius das Evangelium, in stilistischer Hinsicht noch übertroffen von Lactantius Firmianus (um 300), dessen 7 Bücher Institutionum divinarum ihm den Ehrennamen eines christlichen Cicero eintrugen. Hingegen wirkt mehr durch Begeisterung und Schärfe als durch geschmackvolle Ausführung der Afrikaner Tertullianus (um 200), eine der interessantesten Erscheinungen der ältesten Christenheit. Erwähnt sei von ihm das die Unerschütterlichkeit seines Glaubens charakterisierende Paradoxon: Prorsus credibile est, quia ineptum est. Sein Landsmann Cyprianus, der den Märtyrertod starb (258), schrieb De unitate ecclesiae. Eine Kampfesnatur war auch Arnobius, der Adversus nationes (Gegen die Heiden) zu Felde zog. Bedeutender, auch als Begründer des Kirchengesangs uns ehrwürdig, war Ambrosius (um 380), dessen Namen aber der sog. ambrosianische Lobgesang (Te deum laudamus) mit Unrecht trägt. In litterarischer Hinsicht ragt vor allen Hieronymus (331—420) hervor, der eine umfangreiche Gelehrsamkeit bekundet. Seine Bibelübersetzung ist die Grundlage für die von der katholischen Kirche anerkannte Vulgata geworden. Die Litteraturgeschichte hat er durch Übersetzung und Fortführung von Eusebius' Chronica namhaft gefördert; eine grosse Zahl von Thatsachen aus dem Leben der römischen Schriftsteller wissen wir nur durch ihn. Alle aber überragt als Mensch, Schriftsteller und Theologe Aurelius Augustinus (354—430), der nach einer wilden Jugend tief in das Wesen des Christentums eindrang und namentlich das Verständnis der Lehren von der Sünde und der Rechtfertigung wahrhaft begründete. Bei ihm setzte Luther ein, als er das echte Christentum Christi wieder ans Licht brachte. Seine Selbstbiographie (Confessiones) ist nebst Rousseaus und Goethes Darstellungen das grösste Werk dieser Gattung. Seine

Hauptschrift, die 22 Bücher De civitate dei, vom Gottesstaate, bezeugt ebenso seine gründliche Vertrautheit mit der Litteratur des Altertums wie sein tiefes Verständnis der Heilswahrheiten. —

Wir stehen am Ende einer reichen Entwicklung. Die römische Litteratur ist allerdings keine Originalschöpfung; was in dieser Beziehung hervorgetreten ist, hat eine organische Weiterbildung nicht erfahren. Die römische Litteratur ist eine Renaissance-Litteratur; sie ist aus den Einwirkungen des reichbegabten griechischen Geistes auf das italische Volkstum hervorgegangen. Es ist verkehrt, dies zu beklagen oder die römische Litteratur darum zu verachten. Grade wir Deutschen sollten doch nicht vergessen, dass sowohl die erste als auch die zweite Blüte unserer Litteratur eine Renaissance, eine Wiedergeburt, war. Sind die Wolfram und Walther bei den Romanen zu Gaste gegangen, so haben Klopstock und Lessing, Goethe und Schiller von Griechen und Römern gelernt. Aber weder die einen noch die andern sind sklavische Nachahmer ihrer Vorbilder geworden. Nicht wie die in arger Einseitigkeit befangenen Humanisten des 16. Jahrhunderts sind sie mit ängstlichem Fleisse dem ausgetretenen Geleise nachgegangen, sondern haben im Geiste der Alten selbständig geschaffen. Oder sind Iphigenie und Wallenstein, Hermann und Dorothea und der Spaziergang nicht deutsch? Sind es nicht die Meisterwerke unserer klassischen Blütezeit? Oder sind es Götz und die Räuber? Es ist nur eine logische Konsequenz, dass die aufrichtigen Feinde des klassischen Altertums auch über die grösste Zeit unsrer vaterländischen Litteratur den Stab brechen. Gott gebe, dass diese falschen Propheten in dem kommenden Jahrhundert nicht den Sieg behalten und unserm Volk seine edelsten Schätze rauben!

Tote Sprache nennt ihr die Sprache des Flaccus und Pindar?
Und von beiden nur kommt, was in der unsrigen lebt.

Und wie die deutsche Litteratur der griechischen und römischen tief verpflichtet ist, so ist es die römische im Verhältnis zur griechischen. Aber auch die Römer haben nicht nur empfangen, sondern auch geschaffen, vor allem eine herrliche, würdevolle Sprache, markig und klangvoll, dann aber auch Litteraturwerke der edelsten Art. Weder ist die römische Komödie eine „Sudelkopie“

der griechischen, noch Roms Epik und Lyrik ein blosser Nachhall griechischer Harfenklänge. Die Vereinigung griechischen Schönheitssinns und römischer Männlichkeit hat eine Litteratur mit eigenartigen Vorzügen erzeugt, nicht so schwungvoll und tief wie die griechische, aber reich an männlicher Würde und gewinnender Anmut. Allerdings ging die Zeit der Blüte rasch vorüber, aber das ist in allen Litteraturen, auf allen Gebieten stets der Fall gewesen. Rom hat seine welthistorische Aufgabe, das reiche Erbe der Griechen zu bewahren und zu vermehren, glänzend gelöst. Die römische Litteratur liess den Faden der Humanitätsbildung auch in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters nicht abreissen; sie hat auch in neuer und neuester Zeit uns die Grundlage treu erhalten, auf der allein eine organische Entwicklung in Kunst und Wissenschaft zu erhoffen ist.

Alphabetisches Namenverzeichnis.



Anhaltische Buchdruckerei Gutenberg, e. G. m. b. H., Dessau.



